

Leopold von Ranke

Die römischen Päpste I

Die
römischen Päpste
in den
letzten vier Jahrhunderten
Von
Leopold von Ranke

Erster Band



Zwölfte Auflage

*

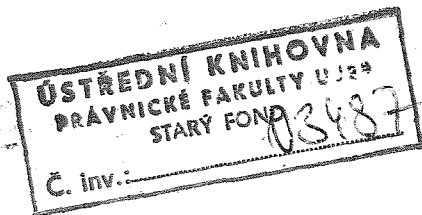
1923

3699-I

Verlag von Duncker & Humblot
München und Leipzig

1227/1

Alle Rechte,
insbesondere die der Übersetzung,
vorbehalten.



Vierersche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Vorwort des Verlages.

Im Jahre 1834 erschien bei Duncker & Humblot in Berlin der erste Band der „Päpste“ unter dem Titel: „Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert“. Außerlich war das Werk noch den „Fürsten und Völkern von Süd-Europa“ eingefügt. Von den Protestanten als „Krypto-Katholik“ verdächtigt, von Rom auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt, war Ranke mit seinen „Päpsten“ an die Spitze der deutschen Geschichtswissenschaft getreten. Er hat sich selbst später in seiner „Weltgeschichte“ grundsätzlich zu dem geschichtlichen Problem des Papsttums geäußert: „Ich bin weit entfernt, das Papsttum für ein in besonderem Sinne göttliches Institut zu halten: man hat mich darum auf den Index gesetzt, weil ich es nicht tue; aber ich halte dennoch das Pontifikat für eines der großartigsten und bewunderungswürdigsten Institute, welche jemals hervorgetreten sind.“

Die Bedeutung von Ranks Papstgeschichte hat für immer sein Biograph Alfred Dove festgelegt:

„Ranks ‚Päpste‘ sind insofern unstreitig sein größtes Werk, als sie in der Verschmelzung der höchsten und weitesten Gesamtansicht mit der mannigfachsten und schönsten Entfaltung des einzelnen — eine auch von Macaulay daran bewunderte Er-scheinung — seine eigentümliche Genialität am vollkommensten ausdrücken: kein anderer Historiker irgendwelcher Zeit hätte das Buch in solcher Weise ausdenken und vollenden können. In der allgemeinen Literatur der dreißiger Jahre steht es in vorderster Reihe, wie es seinem Verfasser denn auch sofort eine Weltberühmtheit einbrachte. In Deutschland selber ward es von dem gleichzeitig erschienenen Leben Jesu von Strauß an epochemachender Wirkung

weit überragt, an unvergänglicher Wahrheit ist es ihm dagegen unendlich überlegen. Es befreit den Leser, nicht wie jenes durch Krieg, sondern im tiefsten Frieden: mit einem so reinen und glücklichen Gefühl überwundener Gefahr blickt es auf die gewaltigsten Kämpfe der Vergangenheit zurück, wie das selbst ein Ranke in späteren Welttagen wohl nicht völlig wieder vermocht hätte."

Die vorliegende Ausgabe ist eine wortgetreue stereotypierte Wiedergabe der noch bei Lebzeiten des großen Historikers im Jahre 1878 erschienenen, vom Verfasser selbst sorgfältig durchgesehenen einbändigen Textausgabe.

Rankes „Päpste“ haben bis zum Jahre 1907 neben den gesonderten Ausgaben innerhalb der „Sämtlichen Werke“ und der „Meisterwerke“ elf Auflagen erlebt, so daß die vorliegende zweibändige neue Ausgabe die seit 1834 ununterbrochene Auflagenkette im gleichen Verlag als zwölfte Auflage fortsetzt.

Dem neunten Buch ist die große Abhandlung „Kardinal Consalvi und seine Staatsverwaltung unter dem Pontifikat Pius' VII.“ als Schluß des Werkes angefügt. Diese Arbeit ist zum erstenmal im Jahre 1832 im ersten Band von Rankes „Historisch-politischer Zeitschrift“ (S. 623 ff.) abgedruckt und wurde später im Jahre 1877 innerhalb der „Gesammelten Werke“ als erste unter die „Historisch-biographischen Studien“ aufgenommen. Ranke hat in der Vorrede dazu „Kardinal Consalvi“ ausdrücklich als Ergänzung der „Päpste“ bezeichnet.

München, am Tage der 125. Wiederkehr der Gründung des
Verlages Duncker & Humblot. (22. September 1923.)

Inhaltsverzeichnis

zum ersten Bande.

	Seite
Erstes Buch. Einleitung.	
Erstes Capitel. Epochen des Papstthums	1-24
Das Christenthum in dem römischen Reiche S. 1. — Das Papstthum in Vereinigung mit dem fränkischen Reiche S. 7. — Verhältniß zu den deutschen Kaisern. Selbständige Ausbildung der Hierarchie S. 12. — Gegenätze des XIV. und XV. Jahrhunderts S. 19.	
Zweites Capitel. Die Kirche und der Kirchenstaat im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts	25-43
Erweiterung des Kirchenstaates S. 24. — Verweltlichung der Kirche S. 32. — Geistige Richtung S. 34. — Opposition in Deutschland S. 41.	
Drittes Capitel. Politische Verwickelungen. Zusammenhang der Reformation mit denselben	44-71
Politisch-kirchliche Verwickelungen unter Leo X. S. 45; unter Adrian VI. S. 51; unter Clemens VII. S. 54.	
Zweites Buch. Anfänge einer Regeneration des Katholicismus	71-115
Analogien des Protestantismus in Italien S. 71. — Versuche innerer Reformen und einer Ausöhnung mit den Protestanten S. 77. — Neue Orden S. 90. — Ignatius Loyola S. 95. — Erste Sitzungen des tridentinischen Conciliums S. 105. — Inquisition S. 110. — Ausbildung des jesuitischen Institutes S. 115.	
Drittes Buch. Die Päpste um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts	126-186
Paul III. S. 126. — Julius III. Marcellus II. S. 143. — Paul IV. S. 148. — Bemerkung über den Fortgang des Protestantismus während dieser Regierung S. 163. — Pius IV. S. 167. — Die späteren Sitzungen des Conciliums von Trident S. 173. — Pius V. S. 186.	

	Seite
Viertes Buch. Staat und Hof. Die Zeiten Gregors XIII. und Sixtus' V.	200—267
Verwaltung des Kirchenstaates S. 200. — Finanzen S. 212. — Gregor XIII. S. 222. — Sixtus V. S. 231. — Ausrottung der Banditen S. 237. — Momente der Verwaltung S. 240. — Finanzen S. 245. — Bauunternehmungen Sixtus' V. S. 250. — Veränderung der geistigen Richtung überhaupt S. 257. — Die Curie S. 267.	
Fünftes Buch. Gegenreformationen. Erster Zeitraum 1563—1589	279—373
Lage des Protestantismus um das Jahr 1563 S. 279. — Streitkräfte des Papstthums S. 286. — Die ersten Jesuitenschulen in Deutschland S. 290. — Anfang der Gegenreformationen in Deutschland S. 296. — Gewaltthätigkeiten in den Niederlanden und in Frankreich S. 307. — Widerstand der Protestanten in den Niederlanden, Frankreich und Deutschland S. 315. — Gegensätze in dem übrigen Europa S. 321. — Entscheidung in den Niederlanden S. 329. — Fortgang der Gegenreformationen in Deutschland S. 340. — Die Ligue S. 358. — Savoyen und die Schweiz S. 365. — Angriff auf England S. 367. — Ermordung Heinrichs III. S. 373.	

Erstes Buch. Einleitung.

Erstes Capitel.

Epochen des Papstthums.

Das Christenthum in dem römischen Reiche.

Ueberblicken wir den Umkreis der alten Welt in den früheren Jahrhunderten, so finden wir ihn mit einer großen Anzahl unabhängiger Völkerschaften erfüllt. Um das Mittelmeer her, soweit von den Küsten die Kunde in das innere Land reicht, wohnen sie: mannichfaltig gesondert, ursprünglich alle eng begrenzt, in lauter freien und eigenthümlich eingerichteten Staaten. Die Unabhängigkeit, die sie genießen, ist nicht allein politisch; allenthalben hat sich eine örtliche Religion ausgebildet; die Ideen von Gott und göttlichen Dingen haben sich gleichsam localisirt; nationale Gottheiten von den verschiedensten Attributen nehmen die Welt ein; das Gesetz, das ihre Gläubigen beobachten, ist mit dem Staatsgesetz unauf löslich vereinigt. Wir dürfen sagen: diese innige Vereinigung von Staat und Religion, diese zwiefache Freiheit, die nur etwa durch leichte Verpflichtungen der Stammesverwandtschaft beschränkt wurde, hatte den größten Antheil an der Bildung des Alterthums. Man war in enge Grenzen eingeschlossen; aber innerhalb derselben konnte sich die ganze Fülle eines jugendlichen, sich selber überlassenen Daseins in freien Trieben entwickeln.

Wie wurde dies alles so ganz anders, als die Macht von Rom emporkam! Alle die Autonomien, welche die Welt erfüllen, sehen wir eine nach der anderen sich beugen und verschwinden: wie ward die Erde plötzlich so öde an freien Völkern!

Zu anderen Zeiten sind die Staaten erschüttert worden, weil man aufgehört hatte, an die Religion zu glauben: damals mußte die Unterjochung der Staaten den Verfall ihrer Religionen nach sich

ziehen. Mit Nothwendigkeit, im Gefolge der politischen Gewalt, strömten sie nach Rom zusammen: welche Bedeutung aber konnte ihnen noch beiwohnen, sobald sie von dem Boden losgerissen wurden, auf dem sie einheimisch waren? Die Verehrung der Isis hatte vielleicht einen Sinn in Aegypten, sie vergötterte die Naturkräfte, wie sie in diesem Lande erscheinen: in Rom ward ein Götzendienst ohne allen Sinn daraus. Indem dann die verschiedenen Mythologien einander berührten, konnten sie nicht anders als sich wechselseitig bestreiten und auflösen. Es war kein Philosophem zu erdenken, das ihren Widerspruch zu beseitigen vermocht hätte.

Wäre dies aber auch möglich gewesen, so hätte es dem Bedürfnis der Welt schon nicht mehr genügt.

Bei aller Theilnahme, die wir dem Untergange so vieler freien Staaten widmen, können wir doch nicht leugnen, daß aus ihrem Ruin unmittelbar ein neues Leben hervorging. Indem die Freiheit unterlag, fielen zugleich die Schranken der engen Nationalitäten. Die Nationen waren überwältigt, zusammen erobert wurden, aber eben dadurch vereinigt, verschmolzen. Wie man das Gebiet des Reiches den Erdkreis nannte, so fühlten sich die Einwohner desselben als ein einziges, ein zusammengehörendes Geschlecht. Das menschliche Geschlecht fing an, seine Gemeinschaftlichkeit innezuwerden.

In diesem Moment der Weltentwicklung ward Jesus Christus geboren.

Wie so unscheinbar und verborgen war sein Leben, seine Beschäftigung, Kranke zu heilen, ein paar Fischern, die ihn nicht immer verstanden, andeutend und in Gleichnissen von Gott zu reden; er hatte nicht, da er sein Haupt hinlegte; — aber auch auf dem Standpunkte dieser unserer weltlichen Betrachtung dürfen wir es sagen: unschuldiger und gewaltiger, erhabener, heiliger hat es auf Erden nichts gegeben, als seinen Wandel, sein Leben und Sterben; in jedem Hauch seiner Sprache wehet der lautere Gottes-Odem; es sind Worte, wie Petrus sich ausdrückt, des ewigen Lebens; das Menschengeschlecht hat keine Erinnerung, welche dieser nur von fern zu vergleichen wäre.

Wenn die nationalen Verehrungen je ein Element wirklicher Religion in sich eingeschlossen haben, so war dies damals vollständig verdunkelt; sie hatten, wie gesagt, keinen Sinn mehr: in dem Menschensohn, Gottessohn erschien ihnen gegenüber das ewige und allgemeine Verhältniß Gottes zu der Welt, des Menschen zu Gott.

In einer Nation ward Christus geboren, die sich durch ein einseitiges strenges Ritualgesetz von allen anderen am entschiedensten ab-

sonderte, die sich aber das unermessliche Verdienst erworben, den Monothéismus, den sie von Anbeginn bekannte, unwandelbar festzuhalten, sich ihn nie entreißen zu lassen. Allerdings dachte sie ihn eben auch als einen nationalen Dienst; nunmehr aber bekam er eine ganz andere Bedeutung. Christus löste das Gesetz auf, indem er es erfüllte; der Menschensohn erwies sich nach seinem Ausdruck als Herr auch des Sabbath's; er entfesselte den ewigen Inhalt der von einem engen Verstand unbegriffenen Formen. Aus dem Volke, das bisher durch unübersteigliche Schranken der Gesinnung und der Sitte von allen anderen getrennt war, erhob sich dann mit der Kraft der Wahrheit ein Glaube, der sie alle einlud und aufnahm. Es ward der allgemeine Gott verkündigt, durch den, wie Paulus den Athenern predigte, von Einem Blut aller Menschen Geschlechter über den Erdboden wohnen. Für diese erhabene Lehre war, wie wir sahen, eben der Zeitpunkt eingetreten: es gab ein Menschengeschlecht, sie zu fassen. Wie ein Sonnenblick, sagt Eusebius, leuchtete sie über die Erde dahin. In kurzer Zeit sehen wir sie von dem Euphrat bis an den atlantischen Ocean, längs des Rheines und der Donau, über die gesammten Grenzen des Reiches ausgebreitet.

So harmlos und unschuldig sie aber auch war, so mußte sie doch der Natur der Sache nach starken Widerstand in den bestehenden Diensten finden, die sich an die Gewohnheiten und Bedürfnisse des Lebens, an alle alten Erinnerungen angeschlossen und jetzt eine Wendung genommen hatten, durch die sie der Verfassung des Reiches doch auch wieder entsprachen.

Der politische Geist der antiken Religionen versuchte sich noch einmal in einer neuen Bildung. Die Summe aller jener Autonomien, welche einst die Welt erfüllt, ihr Gesammtinhalt war einem Einzigen zu Theil geworden: es gab nur noch eine einzige Gewalt, die von sich selber abhängig zu sein schien; die Religion erkannte dies an, indem sie dem Imperator göttliche Verehrung widmete. Man richtete ihm Tempel auf, opferte ihm auf Altären, schwur bei seinem Namen und feierte ihm Feste; seine Bildnisse gewährten ein Aghl. Die Verehrung, die dem Genius des Imperators erwiesen wurde, war vielleicht die einzige allgemeine, die es in dem Reiche gab. Alle Götzendienste bequerten sich ihr: sie war eine Stütze derselben.

Dieser Dienst des Cäsar und die Lehre Christi hatten im Verhältniß zu den localen Religionen eine gewisse Aehnlichkeit; aber zugleich standen sie auch in einem Gegensatz, der sich nicht schärfer denken läßt.

Der Imperator faßte die Religion in dem weltlichsten Bezuge, — an die Erde und ihre Güter gebunden: ihm seien dieselben übergeben, sagt Celsus; was man habe, komme von ihm. Das Christenthum faßte sie in der Fülle des Geistes und der überirdischen Wahrheit.

Der Imperator vereinigte Staat und Religion; das Christenthum trennte vor allem das, was Gottes, von dem, was des Kaisers ist.

Indem man dem Imperator opferte, bekannte man sich zur tiefsten Knechtschaft. Eben darin, worin bei der früheren Verfassung die volle Unabhängigkeit bestand, in der Vereinigung der Religion und des Staates, lag bei der damaligen die Besiegelung der Unterjochung. Es war ein Act der Befreiung, daß das Christenthum den Gläubigen verbot, dem Kaiser zu opfern.

Der Dienst des Imperators war endlich auf die Grenzen des Reiches, des vermeinten Erdkreises, beschränkt; das Christenthum war bestimmt, den wirklichen zu umfassen, das gesammte Menschengeschlecht. Das ursprüngliche älteste religiöse Bewußtsein, wenn es wahr ist, daß ein solches allem Götzdienst vorangegangen, oder wenigstens ein unbedingt reines, durch keine nothwendige Beziehung auf den Staat getrübt wurde, suchte der neue Glaube in den Nationen zu erwecken und setzte es dieser weltherrschenden Gewalt entgegen, die, nicht zufrieden mit dem Irdischen, auch das Göttliche unterwerfen wollte. Dadurch bekam der Mensch ein geistiges Element, in dem er wieder selbständig, frei und persönlich unüberwindlich wurde; es kam Frische und neue Lebensfähigkeit in den Boden der Welt; sie wurde zu neuen Hervorbringungen befruchtet.

Es war der Gegensatz des Irdischen und des Geistigen, der Knechtschaft und der Freiheit, allmählichen Absterbens und lebendiger Verjüngung.

Hier ist nicht der Ort, den langen Kampf dieser Prinzipien zu beschreiben. Alle Lebens-Elemente des römischen Reiches wurden in die Bewegung gezogen und allmählich von dem christlichen Wesen ergriffen, durchdrungen, in diese große Richtung des Geistes fortgerissen. Von sich selber, sagt Chrysostomus, ist der Irrthum des Götzdienstes erloschen. Schon ihm erscheint das Heidenthum wie eine eroberte Stadt, deren Mauern zerstört, deren Hallen, Theater und öffentliche Gebäude verbrannt, deren Vertheidiger umgelommen seien: nur unter den Trümmern sehe man noch ein paar Aelie, ein paar Kinder stehen.

Bald waren auch diese nicht mehr, und es trat eine Verwandlung ohne Gleichen ein.

Aus den Katakomben stieg die Verehrung der Märtyrer hervor; an den Stellen, wo die olympischen Götter angebetet worden, aus den nämlichen Säulen, die deren Tempel getragen, erhoben sich Heiligtümer zum Gedächtniß derjenigen, die diesen Dienst verschmäht und darüber den Tod erlitten hatten. Der Cultus, den man in Emden und Gefängnissen begonnen, nahm die Welt ein. Man wundert sich zuweilen, daß gerade ein weltliches Gebäude der Heiden, die Basilika, in eine Stätte christlicher Verehrung umgewandelt worden. Es hat dies doch etwas sehr Bezeichnendes. Die Aufschrift der Basilika enthielt ein Augusteum, die Bilder eben jener Cäsaren, denen man göttliche Ehre erwies. An die Stellen derselben trat, wie wir es in so vielen Basiliken noch heute sehen, das Bild Christi und der Apostel; an die Stelle der Weltherrscher, die selber als Götter betrachtet wurden, trat der Menschensohn, Gottessohn. Die localen Gottheiten wichen, verschwanden. In allen Landstraßen, auf der steilen Höhe des Gebirges, in den Pässen durch die Thalschluchten, auf den Dächern der Häuser, in der Mosaik der Fußböden sah man das Kreuz. Es war ein entschiedener vollständiger Sieg. Wie man auf den Münzen Constantins das Labarum mit dem Monogramm Christi über dem besiegten Drachen erblickt, so erhoben sich über dem gefallenem Heidenthum Verehrung und Name Christi.

Auch von dieser Seite betrachtet, wie unendlich ist die Bedeutung des römischen Reiches! In den Jahrhunderten seiner Erhebung hat es die Unabhängigkeit gebrochen, die Völker unterworfen; es hat jenes Gefühl der Selbstständigkeit, das in der Sonderung lag, vernichtet; dagegen hat es dann in seinen späteren Zeiten die wahre Religion aus seinem Schooße hervorgehen sehen, — den reinsten Ausdruck eines gemeinsamen Bewußtseins, welches weit über seine Grenzen reicht, des Bewußtseins der Gemeinschaft in dem Einen wahren Gott. Dürfen wir sagen, daß das Reich durch diese Entwicklung seine eigene Nothwendigkeit aufhob? Das Menschengeschlecht war nunmehr seiner selbst innegeworden: es hatte seine Einheit in der Religion gefunden.

Dieser Religion gab nun auch überdies das römische Reich ihre äußere Gestalt.

Die heidnischen Priesterthümer waren wie bürgerliche Aemter vergeben worden; in dem Judenthum war ein Stamm mit der geistlichen Verwaltung beauftragt; es unterscheidet das Christenthum, daß

sich in demselben ein besonderer Stand, aus Mitgliedern zusammen-
gesetzt, die ihn frei erwählten, durch Handauslegung geheiligt, von
allem irdischen Thun und Treiben entfernt, „den geistlichen und
göttlichen Geschäften“ zu widmen hatte. Anfangs bewegte sich die
Kirche in republikanischen Formen; aber sie verschwanden, je mehr der
neue Glaube zur Herrschaft gelangte. Der Clerus setzte sich nach und
nach den Laien vollständig gegenüber.

Es geschah dies, dünkt mich, nicht ohne eine gewisse innere Noth-
wendigkeit. In dem Emporkommen des Christenthums lag eine Be-
freiung der Religion von den politischen Elementen. Es hängt da-
mit zusammen, daß sich dem Staate gegenüber ein abgesonderter
geistlicher Stand mit einer eigenthümlichen Verfassung ausbildete.
In dieser Trennung der Kirche von dem Staate besteht vielleicht die
größte, am durchgreifendsten wirksame Eigenthümlichkeit der christlichen
Zeiten überhaupt. Die geistliche und die weltliche Gewalt können ein-
ander nahe berühren, in der engsten Gemeinschaft stehen; völlig zu-
sammenfallen können sie höchstens ausnahmsweise und auf kurze Zeit.
In ihrem Verhältniß, ihrer gegenseitigen Stellung zu einander beruht
seitdem eines der wichtigsten Momente aller Geschichte.

Zugleich mußte aber dieser Stand seine Verfassung nach dem
Muster des Reiches gestalten. Der Stufenfolge der bürgerlichen Ver-
waltung entsprechend erhob sich die Hierarchie der Bischöfe, Metro-
politane, Patriarchen. Es dauerte nicht lange, so nahmen die römi-
schen Bischöfe den obersten Rang ein. Zwar ist es ein eitles Vor-
geben, daß denselben in den ersten Jahrhunderten und überhaupt
jemals ein allgemeiner, von Osten nach Westen anerkannter Primat
zugestanden habe; aber allerdings erlangten sie sehr bald ein Ansehen,
durch das sie über alle anderen kirchlichen Gewalten hervorragten. Es
kam Vieles zusammen, um ihnen ein solches zu verschaffen. Wenn
sich schon allenthalben aus der größeren Bedeutung einer Provinzial-
Hauptstadt ein besonderes Uebergewicht für den Bischof derselben er-
gab, wie viel mehr mußte dies bei der alten Hauptstadt des gesam-
ten Reiches, von der es seinen Namen führte, der Fall sein! Rom
war einer der vornehmsten apostolischen Sitze; hier hatten die meisten
Märtyrer geblutet; während der Verfolgungen hatten sich die Bischöfe
von Rom vorzüglich wacker gehalten, und oft waren sie einander nicht
sowohl im Amte, als im Märtyrertume und im Tode nachgefolgt.
Nun fanden aber überdies die Kaiser gerathen, das Emporkommen
einer großen patriarchalen Autorität zu begünstigen. In einem Ge-
seh, das für die Herrschaft des Christenthums entscheidend geworden

ist, gebietet Theodosius der Große, daß alle Nationen, die von seiner
Gnade regiert werden, dem Glauben anhängen sollen, der von dem
heiligen Petrus den Römern verkündet worden. Valentinian III
untersagte den Bischöfen sowohl in Gallien als in anderen Provinzen,
von den bisherigen Gewohnheiten abzuweichen, ohne die Billigung
des ehrwürdigen Mannes, des Papstes der heiligen Stadt. Unter
dem Schutze der Kaiser selbst erhob sich demnach die Macht des
römischen Bischofs. Eben in diesem politischen Verhältniß aber lag
zugleich eine Beschränkung derselben. Wäre ein einziger Kaiser ge-
wesen, so würde der allgemeine Primat sich haben festsetzen können:
die Theilung des Reiches trat demselben entgegen. Unmöglich konn-
ten die morgenländischen Kaiser, die sich ihre kirchlichen Rechte so
eifersüchtig vorbehielten, die Ausdehnung der Gewalt des abendlän-
dischen Patriarchen in ihrem Gebiete begünstigen. Die Verfassung der
Kirche entsprach auch hierin der Verfassung des Reiches.

Das Papstthum in Vereinigung mit dem fränkischen Reich.

Kaum war diese große Veränderung vollbracht, die christliche
Religion gepflanzt, die Kirche gegründet, so traten neue Weltgeschicke
ein: das römische Reich, das so lange gesiegt und erobert hatte,
sah sich nun auch seinerseits von den Nachbarn angegriffen, über-
zogen, besiegt.

In dem Umsturz aller Dinge wurde selbst das Christenthum
noch einmal erschüttert. In den großen Gefahren erinnerten sich die
Römer noch einmal der etruskischen Geheimnisse, die Athenerer glaub-
ten von Achill und Minerva gerettet worden zu sein, die Karthager
beteten zu dem Genius Cölestis, — doch waren dies nur vorüber-
gehende Regungen; während das Reich in den westlichen Provinzen
zerstört wurde, erhielt sich daselbst der gesammte Bau der Kirche.

Nur kam auch sie, wie unvermeidlich war, in mannichfaltige
Bedrängniß und in eine durchaus veränderte Lage. Eine heidnische
Nation nahm Britannien ein; arianische Könige eroberten den größten
Theil des übrigen Westens; in Italien, vor den Thoren von Rom,
gründeten sich die Lombarden, lange Zeit Arianer und immer ge-
fährliche, feindselige Nachbarn, eine mächtige Herrschaft.

Indem nun die römischen Bischöfe, von allen Seiten eingeengt,
sich bemühten — und zwar schon mit aller der Klugheit und Hart-
näckigkeit, die ihnen seitdem eigen geblieben — wenigstens in ihrem

alten patriarchalen Sprengel wieder Meister zu werden, traf sie ein neues, noch größeres Mißgeschick. Die Araber, nicht allein Eroberer wie die Germanen, sondern von einem positiven stolzen, dem Christenthume von Grund aus entgegengesetzten Glauben bis zum Fanatismus durchdrungen, ergossen sich über den Occident wie über den Orient: in wiederholten Anfällen nahmen sie Afrika, in einem einzigen Spanien ein; Musa rühmte sich, durch die Pforten der Pyrenäen über die Alpen nach Italien vordringen zu wollen, um Muhamets Namen am Vatican ausrufen zu lassen.

Die Lage, in welche hiedurch die abendländisch-römische Christenheit gerieth, war um so gefährlicher, da in diesem Augenblicke die Bewegungen des Wilderstreites in die gefährlichsten Feindseligkeiten ausliefen. Der Kaiser zu Constantinopel hatte eine andere Partei ergriffen, als der Papst zu Rom; er trachtete demselben sogar mehr als Ein Mal nach dem Leben. Die Lombarden sahen bald, wie vortheilhaft ihnen diese Entzweigung war. Ihr König Aistulph nahm Provinzen ein, die den Kaiser bis dahin noch immer anerkannten: er rückte wider Rom heran und forderte unter heftigen Bedrohungen auch diese Stadt auf, ihm Tribut zu zahlen, sich ihm zu ergeben.

In der römischen Welt war keine Hülfe zu finden, nicht einmal gegen die Lombarden, noch viel weniger aber wider die Araber, die indeß das Mittelmeer zu beherrschen anfangen und der Christenheit mit einem Krieg auf Leben und Tod drohten.

Glücklicherweise jedoch war diese nicht mehr auf die römische Welt beschränkt.

Schon lange war das Christenthum, seiner ursprünglichen Bestimmung gemäß, über die Grenzen derselben vorgebrungen; es hatte im Westen vor allen die germanischen Völker ergriffen; ja, eine christliche Macht hatte sich bereits in deren Mitte erhoben, nach welcher der Papst nur die Hände auszustrecken brauchte, um bereitwillige Bundesgenossen gegen alle Feinde und die nachrücklichste Unterstützung zu erlangen.

Von allen germanischen Nationen war allein die fränkische, gleich bei ihrer ersten Erhebung in den Provinzen des römischen Reiches, katholisch geworden. Dies ihr Bekenntniß hatte ihr zu großer Förderung gereicht. In den katholischen Unterthanen ihrer arianischen Feinde, der Burgunder und Westgothen, fanden die Franken natürliche Verbündete. Wir lesen so viel von den Wundern, die dem Chlodwig begegnet sein sollen, wie ihm St. Martin durch eine Hündin die Furt über die Vienne gezeigt, wie ihm St. Hilarius in einer

Feuersäule vorangegangen: wir werden schwerlich irren, wenn wir vermuthen, daß in diesen Sagen die Hülfe verfinnbildet worden, welche die Eingebornen einem Glaubensgenossen leisteten, dem sie, wie Gregor von Tours sagt, „mit begieriger Neigung“ den Sieg wünschten.

Diese katholische Gesinnung aber, durch so großartige Erfolge gleich anfangs bestätigt, war zuletzt durch eine sehr eigenthümliche Einwirkung von einer anderen Seite her erneuert und mächtig verstärkt worden.

Papst Gregor der Große sah einst Angelsachsen auf dem Sklavenmarkte zu Rom, die seine Aufmerksamkeit erregten und ihn bestimmten, der Nation, der sie angehörten, das Evangelium verkündigen zu lassen. Nie mag sich ein Papst zu einer folgenreicheren Unternehmung entschlossen haben. Mit der Lehre ward in dem germanischen Britannien zugleich eine Verehrung für Rom und den heiligen Stuhl einheimisch, wie sie bisher noch nie und nirgend stattgefunden hatte. Die Angelsachsen fingen an, nach Rom zu pilgern; sie sandten ihre Jugend dahin, um aus ihr Geistliche zu erziehen; zur Erleichterung der Pilger führte König Offa den Peterspfennig ein; die Vornehmeren wanderten nach Rom, um daselbst zu sterben und dann von den Heiligen im Himmel vertraulicher aufgenommen zu werden. Es war, als trüge diese Nation den alten deutschen Aberglauben, daß die Götter einigen Orten näher seien als anderen, auf Rom und die christlichen Heiligen über.

Dazu kam aber, was noch viel wichtiger war, daß die Angelsachsen diese ihre Sinnesweise nun auch auf das feste Land und die fränkischen Gebiete fortpflanzten. Der Apostel der Deutschen war ein Angelsachse. Bonifacius, erfüllt wie er war von der Verehrung seiner Nation für St. Peter und dessen Nachfolger, leistete von allem Anfang das Versprechen, sich treulich an die Einrichtungen des römischen Stuhles zu halten. Auf das strengste kam er dieser Zusage nach. Der deutschen Kirche, die er stiftete, legte er einen ungewöhnlichen Gehorsam auf. Die Bischöfe mußten ausdrücklich geloben, gegen die römische Kirche, den h. Peter und dessen Stellvertreter bis ans Ende ihres Lebens in Unterwürfigkeit zu verharren. Und nicht allein die Deutschen wies er hiezu an. Die Bischöfe von Gallien hatten bisher eine gewisse Unabhängigkeit von Rom behauptet. Bonifacius, welcher die Synoden derselben einige Mal zu leiten bekam, sand dabei Gelegenheit, auch diesen westlichen Theil der fränkischen Kirche nach denselben Ideen einzurichten; die gallischen Erzbischöfe nahmen seitdem

ihr Pallium von Rom. Ueber das gesammte fränkische Reich breitete sich dergestalt die angelsächsische Unterwürfigkeit aus.

Und dieses Reich nun war jetzt der Mittelpunkt der gesammten germanisch-westlichen Welt. Es hatte ihm nicht geschadet, daß das alte Königshaus, das merovingische Geschlecht, sich selbst durch entsetzliche Mordthaten zu Grunde richtete; an der Stelle desselben erhob sich ein anderes zur höchsten Gewalt: alles Männer voll Energie, von gewaltigem Willen und erhabener Kraft. Indem die übrigen Reiche zusammenstürzten und die Welt ein Eigenthum des moslimischen Schwertes zu werden drohte, war es dies Geschlecht, das Haus der Pippine von Herstall, nachmals das carolingische genannt, welches den ersten und den entscheidenden Widerstand leistete.

Oben dieses Geschlecht begünstigte zugleich die sich vollziehende religiöse Entwicklung; wir finden es sehr früh in gutem Vernehmen mit Rom; Bonifacius arbeitete in dem besonderen Schutze Karl Martels und Pippins des Kleinen.

Man denke sich nun die Weltstellung der päpstlichen Gewalt: auf der einen Seite das oströmische Kaiserthum, verfallend, schwach, unfähig, das Christenthum gegen den Islam zu behaupten, unermöglich, auch nur seine eigenen Landschaften in Italien gegen die Lombarden zu vertheidigen, und dabei mit dem Anspruch einer oberherrlichen Einwirkung selbst in geistlichen Sachen; auf der anderen die germanischen Nationen, lebenskräftig, gewaltig, siegreich über den Islam; der Autorität, deren sie noch bedurften, mit der ganzen Frische jugendlicher Begeisterung ergeben; erfüllt von einer unbedingten freiwilligen Devotion.

Schon Gregor II. fühlte, was er gewonnen hatte. „Alle Abendländer“, schreibt er voll Selbstgefühl an jenen ikonoklastischen Kaiser, Leo den Isaurier, „haben ihre Augen auf unsere Demuth gerichtet, sie sehen uns für einen Gott auf Erden an.“ Aber immer mehr bemerkten seine Nachfolger die Nothwendigkeit, sich von einer Gewalt abzuwenden, die ihnen nur Pflichten auferlegte und keinen Schutz gewährte: die Succession des römischen Namens und Reiches konnte sie nicht binden; dagegen wendeten sie ihr Augenmerk auf die, von denen sie allein Hilfe erwarten konnten: mit den großen Oberhäuptern des Westens, mit den fränkischen Fürsten, schlossen sie eine Verbindung, die von Jahr zu Jahr enger wurde, beiden Theilen zu großem Vortheil gereichte und zuletzt eine umfassende weltgeschichtliche Bedeutung entfaltete.

Als der jüngere Pippin, nicht zufrieden mit dem Wesen der

königlichen Gewalt, auch den Namen derselben besitzen wollte, bedurfte er — er fühlte es wohl — einer höheren Sanction: der Papst gewährte sie ihm. Dafür übernahm dann der neue König, den Papst, „die heilige Kirche und Republik Gottes“ gegen die Lombarden zu vertheidigen. Zu vertheidigen, genügte seinem Eifer noch nicht. Gar bald zwang er die Lombarden, auch das dem oströmischen Reiche in Italien entzogene Gebiet, den Exarchat, herauszugeben. Wohl hätte die Gerechtigkeit verlangt, daß es dem Kaiser, dem es gehörte, zurückgestellt würde, und man machte Pippin den Antrag. Er erwiderte, „nicht zu Gunsten eines Menschen sei er in den Kampf gegangen, sondern allein aus Verehrung für St. Peter, um die Vergebung seiner Sünden zu erwerben.“ Auf den Altar St. Peters ließ er die Schlüssel der gewonnenen Städte niederlegen. Es ist dies die Grundlage der ganzen weltlichen Herrschaft der Päpste.

In so lebhafter gegenseitiger Förderung bildete sich diese Verbindung weiter aus. Der seit so langer Zeit beschwerlichen und drückenden Nachbarschaft lombardischer Fürsten entlebte endlich Carl der Große den Papst. Er selber zeigte die tiefste Ergebenheit: er kam nach Rom; die Stufen von St. Peter küssend, stieg er den Vorhof hinauf, wo ihn der Papst erwartete; er bestätigte ihm die Schenkungen Pippins. Dagegen war auch der Papst kein unerschütterlicher Freund; die Verhältnisse des geistlichen Oberhauptes zu den italienischen Bischöfen machten es Carl so leicht, der Lombarden Herr zu werden, ihr Reich an sich zu bringen.

Und sogleich sollte dieser Gang der Dinge zu einem noch größeren Erfolge führen.

In seiner eigenen Stadt, in der sich die entgegengesetzten Factionen mit heftiger Wuth bekämpften, konnte der Papst nicht mehr ohne auswärtigen Schutz bestehen. Noch einmal machte sich Carl nach Rom auf, ihm denselben zu gewähren. Der alte Fürst war nun erfüllt mit Ruhm und Siegen. In langen Kämpfen hatte er nach und nach alle seine Nachbarn überwunden und die romanisch-germanisch-christlichen Nationen beinahe sämmtlich vereinigt; er hatte sie zum Siege wider ihre gemeinsamen Feinde geführt; man bemerkte, daß er alle Sitze der abendländischen Imperatoren in Italien, Gallien und Germanien, und ihre Gewalt innehabte. Zwar waren diese Länder seitdem eine vollkommen andere Welt geworden; aber sollten sie diese Würde ausschließen? So hatte Pippin das königliche Diadem bekommen: weil dem, der die Gewalt habe, nicht minder die Ehre gebühre. Auch diesmal entschloß sich der Papst. Von Dankbarkeit

durchdrungen und, wie er wohl wußte, eines fortwährenden Schutzes bedürftig, krönte er Carl an jenem Weihnachtsfeste des Jahres 800 mit der Krone des abendländischen Reiches.

Hiedurch wurden die Weltgeschichte, die seit den ersten Einfällen der Germanen in das römische Reich sich zu entwickeln begannen, vollendet.

An die Stelle der weströmischen Imperatoren tritt ein fränkischer Fürst und übt alle seine Rechte aus. In den Landschaften, die Sanct Peter übergeben sind, finden wir Carl den Großen unzweifelhafte Acte einer höchsten Autorität vollziehen. Nicht minder setzt sein Enkel Lothar seine Richter daselbst ein und vernichtet Consecrationen, die der Papst vorgenommen. Der Papst dagegen, Oberhaupt der Hierarchie in dem römischen Occident, ist ein Mitglied des fränkischen Reiches geworden. Von dem Orient sondert er sich ab und hört allmählich auf, weitere Anerkennung daselbst zu finden. Seines patriarchalen Sprengels im Osten hatten ihn die griechischen Kaiser schon längst beraubt. Dafür leisteten ihm die abendländischen Kirchen — die lombardische, auf welche die Institute der fränkischen übertragen worden, nicht ausgeschlossen — einen Gehorsam, wie er ihn früher niemals gefunden hatte. Wie er zu Rom die Schulen der Friesen, Sachsen, Franken aufgenommen, durch welche diese Stadt selbst germanisirt zu werden anfing, so ist er in die Verbindung germanischer und romanischer Elemente eingetreten, welche seitdem den Charakter des Abendlandes ausgemacht hat. In dem bedrängtesten Moment hat seine Gewalt in einem frischen Boden Wurzel geschlagen: als sie zu dem Untergange bestimmt schien, hat sie sich auf lange Zeiträume festgestellt. Die Hierarchie, in dem römischen Reiche geschaffen, hat sich in die germanische Nation ergossen; hier findet sie ein unendliches Feld für eine immer weiter schreitende Thätigkeit, in deren Fortgange sie selbst den Keim ihres Wesens erst vollkommen entfaltet.

Verhältniß zu den deutschen Kaisern. Selbständige Ausbildung der Hierarchie.

Wir lassen neue Jahrhunderte vorübergegangen sein, um uns den Punkt der Entwicklung, auf den sie geführt haben, desto deutlicher zu vergegenwärtigen.

Das fränkische Reich ist zerfallen: auf das gewaltigste hat sich das deutsche erhoben.

Niemals hat der deutsche Name in Europa mehr gegolten als im 10ten und 11ten Jahrhundert, unter den sächsischen und den ersten salischen Kaisern. Von den östlichen Grenzen, wo der König von Polen sich persönliche Unterwerfung und eine Theilung seines Landes hat gefallen lassen, wo der Herzog von Böhmen zur Gastverurtheilung worden, sehen wir Konrad II nach dem Westen ausbrechen, um Burgund, den Ansprüchen französischer Magnaten gegenüber, zu behaupten. In den Ebenen der Champagne überwindet er sie; über den Bernhard kommen ihm seine italienischen Vasallen zu Hülfe; er läßt sich krönen zu Genf und hält seine Landtage zu Solothurn. Unmittelbar hierauf begegnen wir ihm in Unteritalien. „An der Grenze seines Reiches“, sagt sein Geschichtschreiber Wippo, „in Capua und Benevent, hat er durch sein Wort die Zwistigkeiten geschlichtet.“ Nicht minder gewaltig herrschte Heinrich III. Bald finden wir ihn an der Schelde und Eys — siegreich über die Grafen von Flandern; bald in Ungarn, das er wenigstens auf eine Zeitlang zur Lehnspflicht nöthigte, jenseit der Raab, und nur die Elemente setzen ihm Schranken. Der König von Dänemark sucht ihn zu Merseburg auf; einen der mächtigsten Fürsten von Frankreich, den Grafen von Tours, nimmt er als Vasallen an; die spanischen Geschichten erzählen, daß er von Ferdinand I in Castilien, so siegreich und mächtig dieser auch war, als Oberlehensherr aller christlichen Könige anerkannt zu werden geordert habe.

Fragen wir nun, worauf diese so weit ausgebreitete, einen europäischen Supremat in Anspruch nehmende Macht in ihrem Innern sich gründete, so finden wir, daß sie ein sehr bedeutendes kirchliches Element in sich schloß. Auch die Deutschen eroberten, indem sie bekehrten. Mit der Kirche rückten ihre Marken vorwärts, über die Elbe nach der Ober hin, die Donau hinunter; Mönche und Priester gingen dem deutschen Einfluß in Böhmen und Ungarn voraus. Allenthalben ward deshalb den geistlichen Gewalten eine große Macht verliehen. In Deutschland erhielten Bischöfe und Reichsäbte nicht allein in ihren Besitzthümern, sondern auch außerhalb derselben gräfliche, ja zuweilen herzogliche Rechte; und man bezeichnet die geistlichen Güter nicht mehr als in den Grafschaften, sondern die Grafschaften als in den Bisthümern gelegen. Im oberen Italien kamen fast alle Städte unter die Vicegrafen ihrer Bischöfe. Man würde irren, wenn man glauben wollte, es sei hiemit den geistlichen Gewalten schon eine eigentliche Unabhängigkeit eingeräumt worden. Da die Besetzung der geistlichen Stellen den Königen zumut — die Stifter pflegten Ring und Stab

ihrer verstorbenen Vorsteher an das Hoflager zurückzuschicken, wo sie dann aufs neue verliehen wurden —, so war es in der Regel sogar ein Vortheil für den Fürsten, den Mann seiner Wahl, auf dessen Ergebenheit er rechnen durfte, mit weltlichen Befugnissen auszurüsten. Dem widerspenstigen Adel zum Troß setzte Heinrich III einen ihm ergebenen Plebejer auf den ambrosianischen Stuhl zu Mailand; den Gehorsam, den er später in Oberitalien fand, hat er großentheils dieser Maßregel zu danken gehabt. Es erläuterte sich wechselseitig, daß Heinrich II von allen diesen Kaisern sich am freigebigsten gegen die Kirche bewies und dabei das Recht, die Bischöfe zu ernennen, am schärfsten in Anspruch nahm. Auch war dafür gesorgt, daß die Begabung der Staatsgewalt nichts entzog. Die geistlichen Güter waren weder von den bürgerlichen Lasten, noch selbst von der Lebenspflicht erimirt: häufig sehen wir die Bischöfe an der Spitze ihrer Mannen ins Feld rücken. Welch ein Vortheil war es dagegen, Bischöfe ernennen zu können, die, wie der Erzbischof von Bremen, eine höchste geistliche Gewalt in den scandinavischen Reichen und über viele wendischen Stämme ausübten!

War nun in den Instituten des deutschen Reiches das geistliche Element so überaus bedeutend, so sieht man von selbst, wie viel auf das Verhältniß ankam, in welchem die Kaiser zu dem Oberhaupt aller Geistlichkeit, zu dem Papste in Rom, standen.

Das Papstthum war, wie mit den römischen Imperatoren, wie mit den Nachfolgern Carls des Großen, so auch mit den deutschen Kaisern in der engsten Verbindung. Seine politische Unterordnung war unbezweifelhaft. Wohl hatten die Päpste, ehe das Kaiserthum unterschieden an die Deutschen fiel, als es in schwachen und schwankenden Händen war, Acte einer höheren Autorität über dasselbe ausgeübt.

Sowie aber die kräftigen deutschen Fürsten diese Würde erobert hatten, waren sie, wenn auch nicht ohne Widerspruch, doch in der That so gut, wie die Carolinger, Oberherren des Papstthums. Mit gewaltiger Hand beschirmte Otto der Große den Papst, den er eingesetzt hatte; seine Söhne folgten seinem Beispiele; daß sich einmal die römischen Factionen wieder erhoben und diese Würde nach ihren Familieninteressen annahmen, wieder abgaben, kauften und veräußerten, machte die Nothwendigkeit einer höheren Dazwischentunft nur um so einleuchtender. Man weiß, wie gewaltig Heinrich III dieselbe ausübte. Seine Synode zu Sutri setzte die eingedrungenen Päpste ab; nachdem er erst den Patricius-Ring an seinen Finger gesteckt und die kaiserliche Krone empfangen hatte, bezeichnete er nach seinem

Gutdünken denjenigen, der den päpstlichen Stuhl besteigen sollte. Es folgten einander vier deutsche Päpste, alle von ihm ernannt; bei der Erledigung der höchsten geistlichen Würde erschienen die Abgeordneten von Rom nicht anders als die Gesandten anderer Bisthümer an dem kaiserlichen Hoflager, um sich den Nachfolger bestimmen zu lassen.

Bei dieser Lage der Dinge war es dem Kaiser selbst erwünscht, wenn das Papstthum in bedeutendem Ansehen stand. Heinrich III beförderte die Reformationen, welche die von ihm gesetzten Päpste unternahmen; der Zuwachs ihrer Gewalt erregte ihm keine Eifersucht. Daß Leo IX dem Willen des Königs von Frankreich zum Troß eine Synode zu Rheims hielt, französische Bischöfe einsetzte und absetzte und die feierliche Erklärung empfing, der Papst sei der einzige Primas der allgemeinen Kirche, konnte dem Kaiser ganz recht sein, solange er nur selber über das Papstthum verfügte. Es gehörte dies zu dem obersten Ansehen, das er in Europa in Anspruch nahm. In ein ähnliches Verhältniß, wie durch den Erzbischof von Bremen zu dem Norden, kam er durch den Papst zu den übrigen Mächten der Christenheit.

Es lag aber hierin auch eine große Gefahr.

Ganz ein anderes Institut war der geistliche Stand in den germanischen und germanisirten Reichen geworden, als er in dem römischen gewesen. Es war ihm ein großer Theil der politischen Gewalt übertragen: er hatte fürstliche Macht. Wir sehen, noch hing er von dem Kaiser, von der obersten weltlichen Autorität ab: wie aber, wenn diese einmal wieder in schwache Hände gerieth, — wenn dann das Oberhaupt der Geistlichkeit, dreifach mächtig, durch seine Würde, der man eine allgemeine Verehrung widmete, den Gehorsam seiner Untergebenen und seinen Einfluß auf andere Staaten, den günstigen Augenblick ergriff und sich der königlichen Gewalt entgegensetzte?

In der Sache selbst lag mehr als Eine Veranlassung hierzu. Das geistliche Wesen hatte doch in sich ein eigenes, einem so großen weltlichen Einfluß widerstrebendes Prinzip, welches es hervortreiben mußte, sobald es stark genug dazu geworden war. Auch lag, scheint mir, ein Widerspruch darin, daß der Papst eine höchste geistliche Gewalt nach allen Seiten hin ausüben und dabei dem Kaiser unterthänig sein sollte. Etwas anderes wäre es gewesen, hätte es Heinrich III wirklich dahin gebracht, sich zum Haupte der gesammten Christenheit zu erheben. Da ihm dies nicht gelang, so konnte sich der Papst bei einiger Verwickelung der politischen Verhältnisse durch seine untergeordnete Stellung zu dem Kaiser allerdings gehindert sehen, völlig

frei der allgemeine Vater der Gläubigen zu sein, wie sein Amt es mit sich brachte.

Unter diesen Umständen stieg Gregor VII auf den päpstlichen Stuhl. Gregor hat einen kühnen, einseitigen, hochfliegenden Geist; folgerecht, man könnte sagen, wie ein scholastisches System das ist; unerschütterlich in der logischen Consequenz und dabei eben so gewandt, wahren und gegründeten Widerspruch mit gutem Schein zu eludiren. Er sah, wohin der Zug der Dinge führte; in all dem kleinlichen Treiben der Tageshändel nahm er die großen welthistorischen Möglichkeiten wahr; er beschloß, die päpstliche Gewalt von der kaiserlichen zu emancipiren. Als er dies Ziel ins Auge gefaßt, griff er ohne alle Rücksicht, ohne einen Moment zu zögern, zu dem entscheidenden Mittel. Der Beschluß, den er von einer seiner Kirchensammlungen fassen ließ, daß in Zukunft niemals wieder eine geistliche Stelle durch einen Weltlichen verliessen werden dürfe, mußte die Verfassung des Reiches in ihrem Wesen umstoßen. Diese berührte, wie berührt worden, auf der Verbindung geistlicher und weltlicher Institute: das Band zwischen beiden war die Investitur: es kam einer Revolution gleich, daß dieses alte Recht dem Kaiser entzogen werden sollte.

Es ist offenbar: Gregor hätte dies nicht in Gedanken zu fassen, geschweige durchzusetzen vermocht, wären ihm nicht die Zerrüttung des deutschen Reiches während der Minderjährigkeit Heinrichs IV und die Empörung der deutschen Stämme und Fürsten gegen diesen König zu statten gekommen. An den großen Vasallen fand er natürliche Verbündete. Auch sie fühlten sich von dem Uebergewicht der kaiserlichen Gewalt gedrückt; auch sie wollten sich befreien. In gewisser Beziehung war ja auch der Papst ein Magnat des Reiches. Es stimmt sehr gut zusammen, daß der Papst Deutschland für ein Wahlreich erklärte — die fürstliche Macht mußte dadurch unendlich wachsen — und daß die Fürsten so wenig dawider hatten, wenn der Papst sich von der kaiserlichen Gewalt freimachte. Selbst bei dem Investiturstreit ging ihr Vorthheil Hand in Hand: der Papst war noch weit entfernt, die Bischöfe geradezu selbst ernennen zu wollen: er überließ die Wahl den Capiteln, auf welche der höhere deutsche Adel den größten Einfluß ausübte. Mit einem Wort: der Papst hatte die aristokratischen Interessen auf seiner Seite.

Aber auch selbst mit diesen Verbündeten — wie lange und blutige Kämpfe hat es den Päpsten doch gekostet, ihr Unternehmen durchzusetzen! Von Dänemark bis Apulien, sagt der Lobgesang auf den

heil. Anno, von Carlingen bis nach Ungarn hat das Reich die Waffen gegen seine Eingeweide gefehrt. Der Widerstreit des geistlichen und des weltlichen Prinzipes, die früher Hand in Hand gegangen, spaltete die Christenheit in verderblicher Entzweiung. Oftmals mußten die Päpste selbst von ihrer Hauptstadt weichen und Gegenpäpste auf den apostolischen Stuhl steigen sehen!

Endlich aber war es ihnen doch gelungen. Nach langen Jahrhunderten der Unterordnung, nach anderen Jahrhunderten eines oft zweifelhaften Kampfes war die Unabhängigkeit des römischen Stuhles und seines Prinzipes endlich erlangt. In der That hatten die Päpste alsdann die großartigste Stellung. Die Geistlichkeit war völlig in ihren Händen. Es ist der Bemerkung werth, daß die entschlossensten Päpste dieses Zeitraumes, wie Gregor VII selbst, Benedictiner waren. Indem sie den Cölibat einführten, verwandelten sie die ganze Weltgeistlichkeit in eine Art von Mönchsorden. Das allgemeine Bisthum, das sie in Anspruch nahmen, hat eine gewisse Aehnlichkeit mit der Gewalt eines Cluniacenser-Abtes, welcher der einzige Abt in seinem Orden war: so wollten diese Päpste die einzigen Bischöfe der gesammten Kirche sein. Sie trugen kein Bedenken, in die Verwaltung aller Diocesen einzugreifen: haben sie doch ihre Legaten selbst mit altrömischen Proconsuln verglichen. Während sich nun dieser eng zusammenschließende und über alle Länder verbreitete, durch seine Besitzungen mächtige und jedes Lebensverhältniß beherrschende Orden in dem Gehorsam eines einzigen Oberhauptes ausbildete, versielen ihm gegenüber die Staatsgewalten. Schon im Anfange des 12ten Jahrhunderts durfte der Papst Gerohus sagen: „es werde noch dahin kommen, daß die goldene Bildsäule des Königreiches ganz zermalmt und jedes große Reich in Vierfürstenthümer aufgelöst werde; erst dann werde die Kirche frei und ungedrückt bestehen, unter dem Schutze des großen gekrönten Priesters“. Es fehlte wenig, daß es wörtlich dahin gekommen wäre. Denn in der That, wer war in dem dreizehnten Jahrhundert mächtiger in England, Heinrich III oder jene Vierundzwanzig, welchen eine Zeitlang die Regierung aufgetragen war: in Castilien, der König oder die Alstohomes? Die Macht eines Kaisers schien fast entbehrlich zu sein, nachdem Friedrich den Fürsten des Reiches die wesentlichen Attribute der Landeshoheit gewährt hatte. Italien wie Deutschland waren mit unabhängigen Gewalten erfüllt. Eine zusammenschließende, vereinigende Macht wohnte fast ausschließlich dem Papste bei. So geschah es, daß die Unabhängigkeit des geistlichen Prinzipes sich gar bald in eine neue Art von Oberherrlichkeit

umsetzte. Der geistlich-weltliche Charakter, den das Leben überhaupt angenommen, der Gang der Ereignisse mußten ihm eine solche an und für sich zuwege bringen. Wenn Länder, so lange verloren, wie Spanien, endlich dem Muhammedanismus, — Provinzen, die noch nie erworben gewesen, wie Preußen, dem Heidenthume abgewonnen und mit christlichen Völkern besetzt wurden; wenn selbst die Hauptstädte des griechischen Glaubens sich dem lateinischen Ritus unterwarfen und noch immer Hunderttausende auszogen, um die Fahne des Kreuzes über dem heiligen Grabe zu behaupten: mußte nicht der Oberpriester, der in allen diesen Unternehmungen seine Hand hatte und den Gehorsam der Unterworfenen empfing, ein unermessliches Ansehen genießen? Unter seiner Leitung, in seinem Namen breiten sich die abendländischen Nationen, als wären sie Ein Volk, in ungeheuren Colonien aus und suchen die Welt einzunehmen. Man kann sich nicht wundern, wenn er dann auch in dem Innern eine allgewaltige Autorität ausübt, wenn ein König von England sein Reich von ihm zu Lehen nimmt, ein König von Aragon das seine dem Apostel Petrus aufträgt, wenn Neapel wirklich durch den Papst an ein fremdes Haus gebracht wird. Wunderbare Physiognomie jener Zeiten, die noch Niemand in ihrer ganzen Fülle und Wahrheit vergegenwärtigt hat! Es ist die außerordentlichste Combination von innerem Zwist und glänzendem Fortgang nach außen, von Autonomie und Gehorsam, von geistlichem und weltlichem Wesen. Wie hat doch die Frömmigkeit selbst einen so widersprechenden Charakter! Zuweilen zieht sie sich in das rauhe Gebirge, in das einsame Waldthal zurück, um alle ihre Tage in harmloser Andacht der Anschauung Gottes zu widmen: in Leben darbietet; oder sie bemüht sich, wenn sie unter den Menschen weilt, jugendlich warm, das Geheimniß, das sie ahnet, die Idee, in der sie lebt, in heiteren großartigen und tiefsinnigen Formen auszusprechen; — aber gleich daneben finden wir eine andere, welche die Inquisition erdacht hat und die entsetzliche Gerechtigkeit des Schwertes gegen die Andersgläubigen ausübt: „keines Geschlechtes“, sagt der Anführer des Zuges wider die Abigenfer, „keines Alters, keines Ranges haben wir verschont, sondern Jedermann mit der Schärfe des Schwertes geschlagen.“ Zuweilen erscheinen beide in dem nämlichen Moment. Bei dem Anblick von Jerusalem stiegen die Kreuzfahrer von den Pferden und entblößten ihre Fäße, um als wahre Pilger an den heiligen Mauern anzulangen; in dem heißesten Kampfe meinten sie die Hülfe der Heiligen und Engel sichtbar zu erfahren.

Kaum aber hatten sie die Mauern überflogen, so stürzten sie fort zu Raub und Blut: auf der Stelle des salomonischen Tempels erwürgten sie viele Tausend Saracenen; die Juden verbrannten sie in ihrer Synagoge; die heiligen Schwellen, an denen sie anzubeten gekommen waren, besleckten sie erst mit Blut. Ein Widerspruch, der jenen religiösen Staat durchaus erfüllt und sein Wesen bildet.

Gegenfälle des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts.

An gewissen Stellen fühlt man sich besonders versucht, wenn wir es aussprechen dürfen, den Planen der göttlichen Weltregierung, den Momenten der Erziehung des Menschengeschlechtes nachzuforschen.

So mangelhaft auch die Entwicklung sein mochte, die wir bezeichneten, so war sie doch nothwendig, um das Christenthum in dem Abendlande völlig einheimisch zu machen. Es gehörte etwas dazu, um die trostigen nordischen Gemüther, die gesammten, von althergebrachtem Aberglauben beherrschten Völkerschaften mit den Ideen des Christenthums zu durchdringen. Das geistliche Element mußte eine Zeitlang vorherrschen, um das germanische Wesen ganz zu ergreifen. Siedurch vollzog sich zugleich die Vereinigung germanischer und romanischer Elemente, auf welcher der Charakter des späteren Europa beruht. Es giebt eine Gemeinschaftlichkeit der modernen Welt, welche immer als eine Hauptgrundlage der gesammten Ausbildung derselben in Staat und Kirche, Sitte, Leben und Literatur betrachtet worden ist. Um sie hervorzubringen, mußten die westlichen Nationen einmal gleichsam einen einzigen weltlich-geistlichen Staat ausmachen.

Aber in dem großen Fortgange der Dinge war auch dies nur ein Moment. Nachdem die Umwandlung vollbracht worden, traten neue Nothwendigkeiten ein.

Schon darin kündigte sich eine andere Epoche an, daß die Landesprachen fast allenthalben zur nämlichen Zeit emporkamen. Langsam, aber unaufgehalten drangen sie in die mannichfaltigen Zweige geistlicher Thätigkeit ein; Schritt für Schritt wick ihnen das Idiom der Kirche. Die Allgemeinheit trat zurück; auf ihrer Grundlage ging eine neue Sonderung in einem höheren Sinne hervor. Das kirchliche Element hatte die Nationalitäten bisher überwältigt: — verändert umgestaltet, aber wieder geschieden, traten diese in eine neue Bahn ein.

Es ist nicht anders, als daß alles menschliche Thun und Trei-

ben dem Leiden und der Bemerkung oft entzogenen, aber gewaltigen und unaufhaltbaren Gange der Dinge unterworfen ist. Die päpstliche Macht war von den früheren weltgeschichtlichen Momenten gefördert worden: die neuen traten ihr entgegen. Da die Nationen des Impulses der kirchlichen Macht nicht mehr in dem Maße wie früher bedurften, so leisteten sie demselben gar bald Widerstand. Sie fühlten sich in ihrer Selbständigkeit.

Es ist der Mühe werth, sich die wichtigeren Ereignisse ins Gedächtniß zu rufen, in denen diese Thatsache sich ausdrückt.

Es waren, wie man weiß, die Franzosen, die den Anmaßungen des Papstes den ersten entschiedenen Widerstand leisteten. In nationaler Einmüthigkeit setzten sie sich den Bannbullen Bonifaz' des VIII entgegen; in mehreren hundert Abhäsionsurkunden sprachen alle Gewalten des Volkes ihre Beistimmung zu den Schritten König Philipps des Schönen aus.

Es folgten die Deutschen. Als die Päpste das Kaisertum noch einmal mit der alten Leidenschaft angriffen, obwohl dasselbe die frühere Bedeutung bei weitem nicht mehr hatte, als sie hiebei fremdartigen Einwirkungen Raum gaben, — kamen die Kurfürsten am Ufer des Rheins bei ihren steinernen Sitzen auf jenem Ufer von Renfe zusammen, um eine gemeinschaftliche Maßregel zur Behauptung „der Ehren und Würden des Reiches“ zu überlegen. Ihre Absicht war, die Unabhängigkeit des Reiches gegen die Eingriffe der Päpste durch einen feierlichen Beschluß festzusetzen. Bald hierauf erfolgte dieser in aller Form, von allen Gewalten, Kaiser, Fürsten und Kurfürsten zugleich: gemeinschaftlich stellte man sich den Grundsätzen des päpstlichen Staatsrechtes entgegen.

Nicht lange blieb England zurück. Nirgend hatten die Päpste größeren Einfluß gehabt, mit den Pfänden willkürlicher geschaltet; als Edward III endlich den Tribut nicht mehr zahlen wollte, zu dem sich frühere Könige verpflichtet hatten, vereinigte sich sein Parlament mit ihm und versprach, ihn hiebei zu unterstützen. Der König traf Maßregeln, um den übrigen Eingriffen der päpstlichen Macht zuvorzukommen.

Wir sehen, eine Nation nach der anderen fühlt sich in ihrer Selbständigkeit und Einheit: von keiner höheren Autorität will die öffentliche Gewalt mehr wissen: in den mittleren Kreisen finden die Päpste keine Verbündeten mehr: ihre Einwirkungen werden von Fürsten und Ständen entschlossen zurückgewiesen.

Indem ereignete sich, daß das Papstthum selbst in eine Schwäche

und Verwirrung gerieth, welche den weltlichen Gewalten, die sich bis jetzt nur zu sichern gesucht, sogar eine Rückwirkung auf dasselbe möglich machte.

Das Schisma trat ein. Man bemerkte, welche Folgen es hatte. Lange Zeit stand es bei den Fürsten, nach ihrer politischen Convenienz dem einen oder dem anderen Papste anzuhängen; — in sich selbst fand die geistliche Macht kein Mittel, die Spaltung zu heben, nur die weltliche Gewalt vermochte dies; — als man sich zu diesem Zwecke in Costniz versammelte, stimmte man nicht mehr, wie bisher, nach Köpfen, sondern nach den vier Nationen: jeder Nation blieb es überlassen, in vorbereiteten Versammlungen über das Votum zu berathschlagen, das sie zu geben hatte; — in Gemeinschaft setzten sie einen Papst ab; der neugewählte mußte sich zu Concordaten mit den einzelnen verstehen, die wenigstens durch das Beispiel, das sie gaben, viel bedeuteten; — während des Baseler Conciliums und der neuen Spaltung hielten sich einige Reiche sogar neutral — nur die unmittelbare Bemühung der Fürsten vermochte diese zweite Kirchentrennung beizulegen. Es konnte nichts geben, was das Uebergewicht der weltlichen Gewalt und die Selbständigkeit der einzelnen Reiche kräftiger befördert hätte.

Und nun war zwar der Papst neuerdings in großem Ansehen; er hatte die allgemeine Obedienz: der Kaiser führte ihm noch immer den Zelter: es gab Bischöfe nicht allein in Ungarn, sondern auch in Deutschland, die sich von des apostolischen Stuhles Gnaden schrieben²⁾: in dem Norden ward der Peterspfennig fortwährend eingesammelt: unzählige Pilger aus allen Ländern suchten bei dem Jubiläum von 1450 die Schwellen der Apostel auf: mit Bienenschwärmen, Zugvögelschaaren vergleicht sie ein Augenzeuge, wie sie so kamen; doch hatten trotz alle dem die alten Verhältnisse bei weitem nicht mehr statt.

Wollte man sich davon überzeugen, so brauchte man sich nur den früheren Eifer, nach dem heiligen Grabe zu ziehen, ins Gedächtniß zu rufen und die Kälte dagegenzuhalten, mit der in dem funfzehnten Jahrhundert jede Aufforderung zu einem gemeinschaftlichen Widerstand gegen die Türken aufgenommen wurde. Wie viel dringender war es, die eigenen Landschaften gegen eine Gefahr, die sich unaufhaltbar unzweifelhaft heranwälzte, in Schutz zu nehmen, als das heilige Grab in christlichen Händen zu wissen! Ihre beste Beredsamkeit wandten Aeneas Sylvius auf dem Reichstage, der Minorit Capistrano auf den Märkten der Städte bei dem Volke an, und die

Geschichtschreiber erzählen von dem Eindruck, den die Gemüther davon empfangen; aber wir finden nicht, daß Jemand darum zu den Waffen gegriffen hätte. Welche Mühe gaben sich nicht die Päpste! Der eine rüstete eine Flotte aus, der andere, Pius II, eben jener Aeneas Sylvius, erhob sich, so schwach und krank er auch war, selber zu dem Hasen, wo, wenn kein Anderer, doch die Zunächstgefahreneten sich vereinigen sollten: er wollte dabei sein, um, wie er sagte, was er allein vermöge, während des Kampfes seine Hände zu Gott zu erheben, wie Moses; aber weder Ermahnung noch Bitte noch Beispiel vermochten etwas über seine Zeitgenossen. Mit jenem jugendlichen Gefühl eines ritterlichen Christenthums war es vorüber: kein Papst vermochte es wieder aufzuwecken.

Anderer Interessen bewegten die damalige Welt. Es war die Periode, in welcher die europäischen Reiche nach langen inneren Kämpfen sich endlich consolidirten. Den centralen Gewalten gelang es, die Faktionen zu überwinden, welche bisher die Throne gefährdet, alle ihre Untertanen in erneuertem Gehorsam um sich zu versammeln. Sehr bald betrachtete man dann auch das Papstthum, das alle beherrschen wollte, sich in alles mischte, aus dem Standpunkte der Staatsgewalt. Das Fürstenthum fing an, bei weitem größere Ansprüche zu machen als bisher.

Man denkt sich oft das Papstthum bis zur Reformation hin fast unumschränkt; in der That aber hatten während des funfzehnten, im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts die Staaten bereits einen nicht geringen Antheil an den geistlichen Rechten und Befugnissen an sich gebracht.

In Frankreich wurden die Eingriffe des römischen Stuhles durch die pragmatische Sanction, die man über ein halbes Jahrhundert als ein Palladium des Reiches ansah, größtentheils beseitigt. Zwar ließ sich Ludwig XI durch eine falsche Religiosität — der er um so mehr ergeben war, je mehr es ihm an der wahren fehlte — zur Nachgiebigkeit in diesem Stücke fortzwingen; allein seine Nachfolger kamen um so eifriger auf dies ihr Grundgesetz zurück. Wenn dann Franz I sein Concordat mit Leo X schloß, so hat man wohl behauptet, der römische Hof sei hiedurch neuerdings zu dem alten Uebergewicht gelangt. Auch ist es wahr, daß der Papst die Annaten wieder bekam. Allein er mußte dafür viele anderen Gefälle missen, und was die Hauptsache, er überließ dem Könige das Recht, zu den Bisthümern und allen höheren Pfründen zu ernennen. Es ist unleugbar: die gallicanische Kirche verlor ihre Rechte, aber bei weitem weniger an

den Papst als an den König. Das Axiom, für das Gregor VII die Welt bewegte, gab Leo X ohne viele Schwierigkeit auf.

So weit konnte es nun in Deutschland nicht kommen. Die Baseler Beschlüsse, die in Frankreich zur pragmatischen Sanction ausgebildet worden, wurden in Deutschland, wo man sie Anfangs auch angenommen, durch die Wiener Concordate ungemein ermäßigt. Aber diese Ermäßigung selbst war doch nicht ohne Opfer des römischen Stuhles erworben worden. In Deutschland war es nicht genug, sich mit dem Reichsoberhaupte zu verständigen: man mußte die einzelnen Stände gewinnen. Die Erzbischöfe von Mainz und Trier erhielten das Recht, auch in den päpstlichen Monaten die erledigten Pfründen zu vergeben; der Kurfürst von Brandenburg erwarb die Befugniß, die drei Bisthümer in seinem Lande zu besetzen; auch minder bedeutende Stände, Straßburg, Salzburg, Metz, erhielten Vergünstigungen. Doch war damit die allgemeine Opposition nicht gedämpft. Im Jahre 1487 widersetzte sich das gesammte Reich einem Zehnten, den der Papst auflegen wollte, und hintertrieb ihn. Im Jahre 1500 gestand das Reichsregiment dem päpstlichen Legaten nur den dritten Theil des Ertrages der Ablasspredigten zu; zwei Drittheile wollte es selber an sich nehmen und zu dem Türkenkriege verwenden.

In England kam man, ohne neues Concordat, ohne pragmatische Sanction, über jene Zugeständnisse von Cosniz weit hinaus. Das Recht, einen Candidaten zu den bischöflichen Sitzen zu benennen, befaß Heinrich VII ohne Widerspruch. Er war nicht zufrieden, die Beförderung der Geistlichen in seiner Hand zu haben, er nahm auch die Hälfte der Annaten an sich. Als hierauf Wolsey in den ersten Jahren Heinrichs VIII zu seinen übrigen Aemtern auch die Würde eines Legaten empfing, waren die geistliche und die weltliche Macht gewissermaßen vereinigt; noch ehe dort an Protestantismus gedacht wurde, schritt man zu einer sehr gewaltsamen Einziehung einer großen Anzahl von Klöstern.

Indessen blieben die südlichen Länder und Reiche nicht zurück. Auch der König von Spanien hatte die Ernennung zu den bischöflichen Sitzen. Die Krone, mit der die Großmeistertümer der geistlichen Orden verbunden waren, welche die Inquisition eingerichtet hatte und beherrschte, genoß eine Menge geistlicher Attribute und Gerechtigame. Den päpstlichen Beamten widersetzte sich Ferdinand der Katholische nicht selten.

Nicht minder, als die spanischen, waren auch die portugiesischen geistlichen Ritterorden, St. Jacob, Avis, der Christorden, dem die

Güter der Templer zugefallen, Patronate der Krone. König Emanuel erlangte von Leo X nicht allein den dritten Theil der Cruciata, sondern auch den Zehnten von den geistlichen Gütern, ausdrücklich mit dem Rechte, ihn nach Gutdünken und Verdienst zu vertheilen.

Genug, allenthalben, durch die ganze Christenheit, im Süden wie im Norden, suchte man die Rechte des Papstes einzuschränken. Es waren besonders ein Mitgenuß der geistlichen Einkünfte und die Vergabung der geistlichen Stellen und Pfründen, was die Staatsgewalt in Anspruch nahm. Die Päpste leisteten keinen ernstlichen Widerstand. Sie suchten zu behaupten, so viel sie konnten: in dem Uebrigen gaben sie nach. Von Ferdinand, König in Neapel, sagt Lorenzo Medici bei Gelegenheit einer Irrung desselben mit dem römischen Stuhle, er werde keine Schwierigkeit machen, zu versprechen: bei der Ausführung seiner Verpflichtungen werde man ihm später doch nachsehen, wie es von allen Päpsten gegen alle Könige geschehe. Denn auch nach Italien war dieser Geist der Opposition gedrungen. Von Lorenzo Medici selbst werden wir unterrichtet, daß er hierin dem Beispiel der größeren Fürsten folgte und von den päpstlichen Befehlen so viel und nicht mehr gelten ließ, als er selber Lust hatte.

Es wäre ein Irrthum, in diesen Bestrebungen nur Acte der Willkür zu sehen. Die kirchliche Richtung hatte aufgehört, das Leben der europäischen Nationen so durchaus zu beherrschen, wie es früher geschah: die Entwicklung der Nationalitäten, die Ausbildung der Staaten traten mächtig hervor. Es war nothwendig, daß hienach auch das Verhältniß zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt eine durchgreifende Umgestaltung erfuhr; war doch in den Päpsten selbst eine große Veränderung zu bemerken!

Zweites Capitel.

Die Kirche und der Kirchenstaat im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts.

Erweiterung des Kirchenstaates.

Was man auch von den Päpsten früherer Zeit urtheilen mag, so hatten sie immer große Interessen vor Augen: die Pflege einer

unterdrückten Religion, den Kampf mit dem Heidenthum, die Ausbreitung des Christenthums über die nordischen Nationen, die Gründung einer unabhängigen hierarchischen Gewalt. Zu der Würde des menschlichen Daseins gehört es, daß man etwas Großes wolle, vollführe; diese ihre Tendenzen erhielten die Päpste in einem höheren Schwunge. Jetzt aber waren mit den Zeiten die Richtungen vorübergegangen: das Schisma war beigelegt: man mußte sich bescheiden, daß man es zu einem allgemeinen Unternehmen gegen die Türken doch nicht bringen werde. Es geschah, daß das geistliche Oberhaupt vor allem und entschiedener, als jemals bisher, die Zwecke seines weltlichen Fürstenthums verfolgte und ihnen seine ganze Thätigkeit zuwendete.

Schon geraume Zeit lag dies in den Bestrebungen des Jahrhunderts. „Ehedem“, sagte bereits ein Redner des Baseler Conciliums, „war ich der Meinung, es würde wohlgethan sein, die weltliche Gewalt ganz von der geistlichen zu trennen. Jetzt aber habe ich gelernt, daß die Tugend ohne Macht lächerlich ist, daß der römische Papst ohne das Erbgut der Kirche nur einen Knecht der Könige und Fürsten vorstellt.“ Dieser Redner, welcher doch in der Versammlung so viel Einfluß hatte, um die Wahl des Papstes Felix zu entscheiden, erklärt es für nicht so übel, daß ein Papst Söhne habe, die ihm gegen die Tyrannen beistehen können.

Von einer anderen Seite faßte man diese Sache etwas später in Italien. Man fand es in der Ordnung, daß ein Papst keine Familie befördere und emporbringe; man würde es demjenigen verdacht haben, der es nicht gethan hätte. „Anderer“, schreibt Lorenzo Medici an Innocenz VIII, „haben nicht so lange gewartet, Päpste sein zu wollen, und sich wenig um die Ehrbarkeit und Zurückhaltung gekümmert, die G. Heiligkeit so geraume Zeit behauptet hat. Jetzt ist G. Heiligkeit nicht allein vor Gott und Menschen entschuldigt, sondern man könnte dies ehrfame Betragen vielleicht gar tabeln und einem anderen Grunde zuschreiben. Eifer und Pflicht nöthigen mein Gewissen, G. Heiligkeit zu erinnern, daß kein Mensch unsterblich ist, daß ein Papst so viel bedeutet, als er bedeuten will: seine Würde kann er nicht erblich machen: nur die Ehre und die Wohlthaten, die er den Seinen erweist, kann er sein Eigenthum nennen.“ Solche Rathschläge gab der, welcher als der weiseste Mann von Italien betrachtet ward. Er war dabei wohl auch selbst theilhaftig: er hatte seine Tochter mit dem Sohne des Papstes verheirathet; aber niemals hätte er sich so freimüthig und rücksichtslos ausdrücken können, wäre

diese Ansicht nicht in der höheren Welt die unzweifelhaft gültige und verbreitete gewesen.

Es hat einen inneren Zusammenhang, daß zur nämlichen Zeit die europäischen Staaten dem Papste einen Theil seiner Befugnisse entwandten und dieser selbst sich in lauter weltlichen Unternehmungen zu bewegen anfing. Er fühlte sich zunächst als italienischer Fürst.

Noch nicht so lange war es her, daß die Florentiner ihre Nachbarn überwunden und das Haus Medici seine Gewalt über beide gegründet hatte: die Macht der Sforza in Mailand, des Hauses Aragon in Neapel, der Venezianer in der Lombardei war alle bei Menschengedenken erworben und befestigt; sollte nicht auch ein Papst der Hoffnung Raum geben, in den Gebieten, welche als das Erbgut der Kirche betrachtet wurden, aber unter einer Anzahl unabhängiger Stadtoberhäupter standen, eine größere eigene Herrschaft zu gründen?

Zuerst mit selbstbewußter Absicht und nachwirkendem Erfolg schlug Papst Sixtus IV diese Richtung ein; auf das gewaltigste und mit ungemeinem Glück verfolgte sie Alexander VI; Julius II gab ihr eine unerwartete, die bleibende Wendung.

Sixtus IV (1471—1484) faßte den Plan, in den schönen und reichen Ebenen der Romagna für seinen Neffen Girolamo Riario ein Fürstenthum zu gründen. Schon stritten die übrigen italienischen Mächte um das Uebergewicht in diesen Landschaften oder ihren Besitz, und wenn hier von Recht die Rede war, so hatte der Papst offenbar ein besseres Recht als die übrigen. Nur war er ihnen an Staatskräften und Kriegsmitteln bei weitem nicht gewachsen. Er trug kein Bedenken, seine geistliche Gewalt, ihrer Natur und Bestimmung nach erhaben über alles Irdische, seinen weltlichen Absichten dienstbar zu machen und in die Verwickelungen des Augenblicks, in welche ihn diese verflochten, herabzuziehen. Da ihm vorzüglich die Medici im Wege waren, ließ er sich in die florentinischen Irrungen ein und lud, wie man weiß, den Verdacht auf sich, als habe er um die Verschwörung der Pazzi gewußt, um den Mordanschlag, den diese vor dem Altare einer Cathedrale ausführten, als habe er um so etwas mitgewußt, er, der Vater der Gläubigen. — Als die Venezianer aufhörten, die Unternehmungen des Neffen zu begünstigen, wie sie eine Zeitlang gethan hatten, war es dem Papste nicht genug, sie in einem Kriege zu verlassen, zu dem er sie selber angetrieben hatte; er ging so weit, sie zu excommuniciren, als sie denselben fortsetzten. — Nicht minder gewaltfam verfuhr er in Rom. Die Gegner des Riario, die Colonna, verfolgte er mit wildem Ingrimme; er entriß ihnen

Marino; den Protonotar Colonna ließ er überdies in seinem eigenen Hause bestürmen, gefangennehmen und hinstrecken. Dessen Mutter kam nach S. Celso in Vanchi, wo die Leiche lag; bei den Haaren erhob sie den abgehauenen Kopf und rief: „das ist das Haupt meines Sohnes: das ist die Treue des Papstes. Er versprach, wenn wir ihm Marino überließen, würde er meinen Sohn freigeben; nun hat er Marino: in unseren Händen ist auch mein Sohn, aber todt! Siehe da, so hält der Papst sein Wort“.

So viel gehörte dazu, damit Sixtus IV den Sieg über seine Feinde innerhalb und außerhalb des Staates davontrüge. In der That gelang es ihm, seinen Neffen zum Herrn von Imola und Forli zu machen; doch ist wohl keine Frage, daß, wenn sein weltliches Ansehen hiebei gewann, das geistliche unendlich viel mehr verlor. Es ward ein Versuch gemacht, ein Concilium wider ihn zu versammeln.

Indessen sollte Sixtus gar bald bei weitem überboten werden. Bald nach ihm (1492) nahm Alexander VI den päpstlichen Stuhl ein.

Alexander hatte all seine Lebtag nur die Welt zu genießen, vergnügt zu leben, seine Gelüste, seinen Ehrgeiz zu erfüllen getrachtet. Es schien ihm der Gipfel der Glückseligkeit, daß er endlich die oberste geistliche Würde besaß. In diesem Gefühle schien er täglich jünger zu werden, so alt er auch war. Kein unbequemer Gedanke dauerte ihm über Nacht. Nur darauf sann er, was ihm Nutzen verschaffen, wie er seine Söhne zu Würden und Staaten bringen könne: nie hat ihn etwas anderes ernstlich beschäftigt.

Seinen politischen Verbindungen, die einen so großen Einfluß auf die Weltbegebenheiten gehabt haben, lag diese einzige Rücksicht ausschließend zu Grunde; wie ein Papst seine Kinder verheirathen, ausstatten, einrichten wollte, ward ein wichtiges Moment für alle politischen Verhältnisse von Europa.

Cesar Borgia, Alexanders Sohn, trat in die Fußstapfen des Riario. Er begann an dem nämlichen Punkte: eben das war seine erste Unternehmung, daß er die Wittve Riario's aus Imola und Forli verjagte. Mit herzloser Rücksichtslosigkeit schritt er weiter: was jener nur versucht, nur begonnen hatte, setzte er ins Werk. Man betrachte, welchen Weg er hiebei einschlug: mit ein paar Worten läßt es sich sagen. Der Kirchenstaat war bisher von den beiden Parteien der Guelfen und der Gibellinen, der Orsinen und der Colonna in Entzweiung gehalten worden. Wie die anderen päpstlichen Gewalten, wie noch Sixtus IV, verbanden sich auch Alexander und sein Sohn anfangs mit der einen von beiden, mit der orfinisch-

guelfischen. In diesem Bunde gelang es ihnen bald, aller ihrer Feinde Herr zu werden. Sie verjagten die Sforza von Pesaro, die Malatesta von Rimini, die Manfredi von Faenza: sie nahmen diese mächtigen, wohlbesetzten Städte ein: schon gründeten sie hier eine bedeutende Herrschaft. Kaum aber waren sie so weit, kaum hatten sie ihre Feinde beseitigt, so wandten sie sich wider ihre Freunde. Dadurch unterschied sich die borganische Gewalt von den früheren, welche immer selber wieder von der Partei, der sie sich angeschlossen, waren gefesselt worden. Cesar griff ohne Bedenken oder Zaudern auch seine Verbündeten an. Den Herzog von Urbino, der ihm bisher Vorstüb geleistet, hatte er, ehe dieser das Mindeste ahnte, wie mit einem Netz umgeben: kaum entrann ihm derselbe, in seinem eigenen Lande ein verfolgter Flüchtling. Vitelli, Baglioni, die Häupter der Orsini, wollten ihm hierauf wenigstens zeigen, daß sie ihm Widerstand leisten könnten. Er sagte: es ist gut, die zu betrügen, welche die Meister aller Verräthereien sind; mit überlegter, von fern her berechneter Grausamkeit lockte er sie in seine Falle: ohne Erbarmen entledigte er sich ihrer. Nachdem er dergestalt beide Parteien gedämpft hatte, trat er an ihre Stelle: ihre Anhänger, die Edelleute von niederem Range zog er nun an sich und nahm sie in seinen Sold: die Landschaften, die er erobert, hielt er mit Schrecken und Strenge in Ordnung.

Und so sah Alexander seinen lebhaftesten Wunsch erfüllt, die Barone des Landes vernichtet, sein Haus auf dem Wege, eine große erbliche Herrschaft in Italien zu gründen. Allein schon hatte er selbst zu fühlen bekommen, was die aufgeregten Leidenschaften vermögen. Mit keinem Verwandten noch Günstling wollte Cesar diese Gewalt theilen. Seinen Bruder, der ihm im Wege stand, hatte er ermorden und in die Tiber werfen lassen; auf der Treppe des Palastes ließ er seinen Schwager anfallen. Den Verwundeten pflegten die Frau und die Schwester desselben: die Schwester kochte ihm seine Speisen, um ihn vor Gift sicherzustellen: der Papst ließ sein Haus bewachen, um den Schwiegersohn vor dem Sohne zu schützen. Vorkehrungen, deren Cesar spottete. Er sagte: „was zu Mittag nicht geschehen, wird sich auf den Abend thun lassen“: als der Prinz schon wieder in der Besserung war, drang er in dessen Zimmer ein, trieb die Frau und die Schwester hinaus, rief seinen Hentch und ließ den Unglücklichen erwürgen. Denn auf die Person seines Vaters, in dessen Dasein und Stellung er nichts als das Mittel erblickte, selber mächtig und groß zu werden, war er nicht gemeint im Uebrigen die mindeste Rück-

sicht zu nehmen. Er tödtete den Liebling Alexanders, Peroto, indem sich dieser an den Papst anlehnte, unter dem pontificalen Mantel: das Blut sprang dem Papst ins Gesicht.

Einen Moment hatte Cesar Rom und den Kirchenstaat in seiner Gewalt. Der schönste Mann: so stark, daß er im Stiergefecht den Kopf des Stiers auf Einen Schlag herunterhieb: freigebig: nicht ohne Züge von Großartigkeit: wollüstig: mit Blut besudelt. Wie zitterte Rom vor seinem Namen! Cesar brauchte Geld und hatte Feinde: alle Nächte fand man Erschlagene. Jedermann hielt sich still: es war Niemand, der nicht gefürchtet hätte, auch an ihn komme die Reihe. Wen die Gewalt nicht erreichen konnte, der wurde vergiftet.

Es gab nur Eine Stelle auf Erden, wo so etwas möglich war. Nur da war es das, wo man zugleich die Fülle der weltlichen Gewalt hatte und das oberste geistliche Gericht beherrschte. Diese Stelle nahm Cesar ein. Auch die Ausartung hat ihre Vollendung. So viele päpstlichen Nepoten haben ähnliche Dinge versucht: so weit aber hat es nie ein anderer getrieben. Cesar ist ein Virtuos des Verbrechens.

War es nicht von allem Anfang an eine der wesentlichsten Tendenzen des Christenthums, eine solche Gewalt unmöglich zu machen? Jetzt mußte es selbst, die Stellung des Oberhauptes der Kirche mußte dazu dienen, sie hervorzubringen.

Da brauchte in der That nicht erst Luther zu kommen, um in diesem Treiben den geraden Gegensatz alles Christenthums darzulegen. Gleich damals klagte man, der Papst bahne dem Antichrist den Weg, er forge für die Erfüllung des satanischen, nicht des himmlischen Reiches.

Den Verlauf der Geschichte Alexanders wollen wir hier nicht ins Einzelne begleiten. Er beabsichtigte einst, wie es nur allzugut bezeugt ist, einen der reichsten Cardinäle mit Gift aus dem Wege zu schaffen; aber dieser wußte durch Geschenke, Versprechung und Bitten den päpstlichen Küchenmeister zu erweichen: der Confect, den man für den Cardinal zubereitet, ward dem Papste vorgesetzt: er selber starb an dem Gifte, mit dem er einen anderen umbringen wollte. Nach seinem Tode entwickelte sich aus seinen Unternehmungen ein ganz anderer Erfolg, als den er im Auge gehabt.

Die päpstlichen Geschlechter hofften jedesmal sich Herrschaften für immer zu erwerben; aber mit dem Leben des Papstes ging in der Regel auch die Macht der Nepoten zu Ende, und sie verschwanden, wie sie emporgekommen. Wenn die Venezianer den Unternehmungen Cesar Borgia's ruhig zusahen, so hatte das zwar auch noch andere

Gründe; einer der vornehmsten aber lag in der Bemerkung dieses Ganges der Dinge. Sie urtheilten, „es sei doch alles nur ein Strohhalm: nach Alexanders Tode werde sich der alte Zustand von selbst wiederherstellen“.

Diesmal aber täuschten sie sich in ihrer Erwartung. Es folgte ein Papst, der sich zwar darin gefiel, im Gegensatz mit den Borgias zu erscheinen, aber darum doch ihre Unternehmungen fortsetzte: er that es nur in einem andern Sinne. Papst Julius II (1503—1513) hatte den unschätzbaren Vortheil, Gelegenheit zu finden, den Ansprüchen seines Geschlechtes auf friedlichem Wege genugsam zu thun: er verschaffte demselben die Erbschaft von Urbino. Hierauf konnte er sich, ungehört von seinen Angehörigen, der Leidenschaft überlassen, zu welcher Zeitumstände und Gefühl seiner Würde jetzt seine angeborene Neigung entflammten, der Leidenschaft, Krieg zu führen, zu erobern, — aber zu Gunsten der Kirche, des päpstlichen Stuhles selber. Andere Päpste hatten ihren Nepoten, ihren Söhnen Fürstenthümer zu verschaffen gesucht: Julius II ließ es seinen ganzen Ehrgeiz sein, den Staat der Kirche zu erweitern. Er muß als der Gründer desselben betrachtet werden.

Er traf das gesammte Gebiet in der äußersten Verwirrung an. Es waren alle zurückgekommen, die vor Cesar noch hatten entfliehen können: Orsini und Colonnen, Vitelli und Baglioni, Varani, Malatesta und Montefeltri; in allen Theilen des Landes waren die Parteien erwacht: bis in den Borgo von Rom befehdeten sie sich. Man hat Julius mit dem virgilischen Neptun verglichen, der mit beruhigendem Anfluge aus den Wogen emporsteigt und ihr Toben besänftigt. Er war gewandt genug, um sich selbst Cesar Borgias zu entledigen und die Schlösser desselben an sich zu bringen: er nahm sein Herzogthum ein. Die minder mächtigen Barone wußte er im Zaum zu halten, wie ihm dieser denn den Weg dazu gebahnt: er hütete sich wohl, ihnen etwa in Cardinalen Oberhäupter zu geben, deren Ehrgeiz die alte Widerspenstigkeit hätte erwecken können: die mächtigeren, die ihm den Gehorsam versagten, griff er ohne weiteres an. Auch reichte seine Ankunft hin, um den Baglione, der sich Perugia's wieder bemächtigt hatte, in die Schranken einer gesetzlichen Unterordnung zurückzuweisen: ohne Widerstand leisten zu können, mußte Johann Bentivoglio in hohem Alter von dem prächtigen Palast, den er sich zu Bologna gegründet, von jener Inschrift weichen, auf der er sich zu früh glücklich gepriesen hatte; zwei so mächtige Städte erkannten die unmittelbare Herrschaft des päpstlichen Stuhles.

Jedoch war Julius damals noch lange nicht am Ziel. Den größten Theil der Rüste des Kirchenstaates hatten die Venezianer inne: sie waren nicht gemeint, ihn gutwillig fahren zu lassen, und den Streitkräften des Papstes waren sie doch bei weitem überlegen. Er konnte sich nicht verbergen, daß er eine unabsehbare europäische Bewegung erweckte, wenn er sie angriff. Sollte er es darauf wagen?

So alt Julius auch bereits war, so sehr ihn all der Wechsel von Glück und Unglück, den er in seinem langen Leben erfahren, die Anstrengung von Krieg und Flucht angegriffen haben mochten — Unmäßigkeit und Ausschweifungen kamen dazu, — so wußte er doch nicht, was Furcht und Bedenklichkeit war: in so hohen Jahren hatte er die große Eigenschaft eines Mannes, einen unbewinglichen Muth. Aus den Fürsten seiner Zeit machte er sich nicht viel, er glaubte sie alle zu übersehen; gerade in dem Tumult eines allgemeinen Kampfes hoffte er zu gewinnen: er sorgte nur dafür, daß er immer bei Gelde war, um den günstigen Augenblick mit voller Kraft ergreifen zu können; er wollte, wie ein Venezianer treffend sagt, der Herr und Meister des Spieles der Welt sein; mit Ungebuld erwartete er die Erfüllung seiner Wünsche, aber er hielt sie in sich verschlossen. Betrachte ich, was ihm seine Haltung gab, so finde ich: es war vor allem, daß er seine Tendenz nennen, daß er sich zu ihr bekennen, sich ihrer rühmen durfte. Den Kirchenstaat herstellen zu wollen, hielt die damalige Welt für ein rühmliches Unternehmen: sie fand es selbst religiös; alle Schritte des Papstes hatten diesen einzigen Zweck: von dieser Idee waren alle seine Gedanken belebt, sie waren, ich möchte sagen, gestählt darin. Da er nun zu den kühnsten Combinationen griff, da er alles an alles setzte — er ging selber zu Felde, und in Mirandula, das er erobert, ist er über den gefrorenen Graben durch die Bresche eingezogen, — da das entschiedene Unglück ihn nicht bewog, nachzugeben, sondern nur neue Hülfquellen in ihm zu erwecken schien, so gelang es ihm auch: er entriß nicht allein seine Ortschaften den Venezianern, in dem heißen Kampfe, der sich hierauf entzündete, brachte er zuletzt Parma, Piacenza, selbst Reggio an sich: er gründete eine Macht, wie nie ein Papst sie besessen. Von Piacenza bis Terracina gehorchte ihm das schönste Land. Er hatte immer als ein Befreier erscheinen wollen; seine neuen Unterthanen behandelte er gut und weise: er erwarb ihre Zuneigung und Ergebenheit. Nicht ohne Furcht sah die übrige Welt so viel kriegerisch gesinnte Bevölkerungen in dem Gehorsam eines Papstes. „Sonst“, sagt Machiavell, „war

kein Baron klein genug, um die päpstliche Macht nicht zu verachten: jetzt hat ein König von Frankreich Respect vor ihr."

Verweltlichung der Kirche.

Es ist an sich nicht anders denkbar, als daß das ganze Institut der Kirche an dieser Richtung, die das Oberhaupt desselben genommen, Theil haben, sie mit hervorbringen und von ihr wieder mit fortgerissen werden mußte.

Nicht allein die oberste Stelle, auch alle anderen wurden als weltliches Besitztum betrachtet. Cardinäle ernannte der Papst aus persönlicher Gunst, oder um einem Fürsten gefällig zu sein, oder geradezu, was nicht selten war, für Geld. Konnte man vernünftiger Weise erwarten, daß sie ihren geistlichen Pflichten genügen würden? Sixtus IV gab eines der wichtigsten Aemter, die Penitenziaria, das einen großen Theil der dispenfrenden Gewalt auszuüben hat, einem seiner Nepoten. Er erweiterte dabei die Befugnisse desselben: in einer besonderen Bulle schärfte er sie ein: alle, welche an der Rechtmäßigkeit solcher Einrichtungen zweifeln würden, schalt er Leute von hartem Nacken und Kinder der Bosheit. Es erfolgte, daß der Nepot sein Amt nur als eine Pfründe betrachtete, deren Ertrag er so hoch zu steigern habe als möglich.

In diesen Zeiten wurden bereits, wie wir sahen, die Bischümer an den meisten Orten nicht ohne einen großen Antheil der weltlichen Gewalt vergeben: nach den Rücksichten der Familie, der Gunst des Hofes, als Sinecuren wurden sie vertheilt. Die römische Curie suchte nur bei den Vacanzen und der Befegung den möglichsten Vortheil zu ziehen. Alexander nahm doppelte Annaten: er machte sich zwei, drei Zehnten aus: es fehlte nicht viel an einem völligen Verkaufe. Die Taxen der päpstlichen Kanzlei stiegen von Tag zu Tage; der Regens derselben sollte den Klagen abhelfen, aber gewöhnlich übertrug er eben denen die Revision, welche die Taxen festgesetzt hatten. Für jede Gunstbezeigung, welche das Amt der Dataria ausgehen ließ, mußte man ihr eine vorher bestimmte Summe zahlen. Der Streit zwischen Fürstenthum und Curie bezog sich in der Regel auf nichts anderes als auf diese Leistungen. Die Curie wollte sie so weit als möglich ausdehnen: in jedem Lande wollte man sie so viel als möglich beschränken.

Mit Nothwendigkeit wirkte dies Princip in den dergestalt Angestellten bis in die unteren Grade nach. Man verzichtete wohl auf

sein Bisthum, behielt sich aber die Einkünfte wenigstens zum größten Theile vor, zuweilen überdies die Collation der von demselben abhängenden Pfarren. Selbst die Geseze, daß niemals der Sohn eines Geistlichen das Amt seines Vaters erhalten, daß Niemand seine Stelle durch ein Testament vererben solle, wurden umgangen: da ein Jeder es dahin bringen konnte, wofern er sich nur das Geld nicht dauern ließ, zum Coadjutor zu bekommen, wen er wollte, so trat eine gewisse Art von Erblichkeit in der That ein.

Es folgte von selbst, daß hiebei die Erfüllung geistlicher Pflichten meistens unterblieb. Ich halte mich in dieser kurzen Darstellung an die Bemerkungen, die von wohlgesinnten Prälaten des römischen Hofes selber gemacht worden sind. „Welch ein Anblick“, rufen sie aus, „für einen Christen, der die christliche Welt durchwandert: diese Verödung der Kirche: alle Hirten sind von ihren Heerden gewichen, sie sind alle Söldnern anvertraut!“

Aller Orten waren Untaugliche, Unerufene, ohne Prüfung, ohne Wahl zu der Verwaltung der kirchlichen Pflichten gelangt. Da die Besitzer der Pfründen nur bedacht waren, die wohlfeilsten Verweser zu finden, so fanden sie hauptsächlich die Bettelmönche bequem. Unter dem in dieser Bedeutung unerhörten Titel von Suffraganeen hatten diese die Bischümer, als Vicare hatten sie die Pfarren inne.

Schon an sich besaßen die Bettelorden außerordentliche Privilegien. Sixtus IV, selber ein Franciscaner, hatte sie ihnen noch vermehrt. Das Recht, Beichte zu hören, das Abendmahl auszutheilen, die letzte Oelung zu geben, auf dem Grund und Boden, ja in der Kutte des Ordens zu begraben — Rechte, die Ansehen und Vortheil brachten —, hatte er ihnen in aller ihrer Fülle gewährt und die Ungehorsamen, die Pfarrer, diejenigen, welche die Orden namentlich in Hinsicht der Verlassenschaften beunruhigen würden, mit dem Verluste ihrer Aemter bedroht.

Da sie nun zugleich auch die Bischümer, die Pfarren selbst zu verwalten bekamen, so sieht man, welch einen unermesslichen Einfluß sie ausübten. Alle höheren Stellen und bedeutenden Würden, der Genuß der Einkünfte waren in den Händen der großen Geschlechter und ihrer Anhänger, der Begünstigten der Höfe und der Curie; die wirkliche Amtsführung war in den Händen der Bettelmönche. Die Päpste beschützten sie dabei. Waren sie es doch, die unter anderem den Ablass vertrieben, dem man in diesen Zeiten — erst Alexander VI erklärte offiziell, daß er aus dem Fegefeuer erlöse — eine so ungeheure Ausdehnung gab. Aber auch sie waren in völlige Weltlichkeit

versunken. Welch ein Treiben in dem Orden um die höheren Stellen! Wie war man zur Zeit der Wahlen so eifrig, sich der Ungünstigen, der Gegner zu entledigen! Jene suchte man als Prediger, als Pfarrverweser auszuenden: gegen diese schenkte man selbst Dolch und Schwert nicht: oft griff man sie mit Gift an! Indessen wurden die geistlichen Gnaden verkauft. Um schlechten Lohn gedungen, waren die Bettelmönche auf den zufälligen Gewinn begierig.

„Wehe“, ruft einer jeder Prälaten aus, „wer giebt meinem Auge den Quell der Thränen! Auch die Verschlossenen sind abgefallen, der Weinberg des Herrn ist verwüstet. Singen sie allein zu Grunde, so wäre es ein Uebel, aber man könnte es erdulden; allein da sie die ganze Christenheit, wie die Adern den Körper, durchziehen, so bringt ihr Verfall den Ruin der Welt nothwendig mit sich.“

Geistige Richtung.

Könnten wir die Bücher der Geschichte, wie sie sich ereignet hat, aufschlagen, stünde uns das Vorübergehende Rede wie die Natur, wie oft würden wir, wie in dieser, in dem Verfall, den wir betrauern, den neuen Keim wahrnehmen, aus dem Tode das Leben hervor-gehen sehen!

So sehr wir diese Verweltlichung der geistlichen Dinge, diesen Verfall des religiösen Institutes beklagen, so hätte doch ohne denselben der menschliche Geist eine seiner eigenthümlichsten, folgenreichsten Richtungen schwerlich ergreifen können.

Leugnen dürfen wir wohl nicht, daß, so sinnreich, mannichfaltig und tief die Hervorbringungen des Mittelalters auch sind, ihnen doch eine phantastische und der Realität der Dinge nicht entsprechende Weltansicht zu Grunde liegt. Hätte die Kirche in voller, bewußter Kraft bestanden, so würde sie dieselbe streng festgehalten haben. Allein wie sie nun war, so ließ sie dem Geiste die Freiheit einer neuen, nach einer ganz anderen Seite hin gerichteten Entwicklung.

Man darf sagen, es war ein eng begrenzter Horizont, der während jener Jahrhunderte die Geister mit Nothwendigkeit in seinem Umkreise beschloß hielt; die erneuerte Kenntniß des Alterthums bewirkte, daß er durchbrochen, daß eine höhere, umfassendere, größere Aussicht eröffnet ward.

Nicht als hätten die mittleren Jahrhunderte die Alten nicht gekannt. Die Begierde, mit der die Araber, von denen so viel wissenschaftliches Bestreben hernach in das Abendland überging, die Werke

der Alten zusammenbrachten und sich aneigneten, wird dem Eifer, mit dem die Italiener des funfzehnten Jahrhunderts das nämliche thaten, nicht viel nachstehen, und Kalif Mamun läßt sich in dieser Hinsicht wohl mit Cosimo Medici vergleichen. Bemerkten wir aber den Unterschied: so unbedeutend er scheinen möchte, so ist er, dünkt mich, entscheidend. Die Araber übersehten: sie vernichteten oft die Originale geradezu; da sie nun die Uebertragungen mit ihren eigenthümlichen Ideen durchdrangen, so geschah es, daß sie den Aristoteles, man möchte sagen, theosophirten, daß sie die Astronomie zur Sterndeuterei, diese auf die Medicin anwendeten, daß eben sie zur Bildung jener phantastischen Weltansicht vorzüglich beitrugen. Die Italiener dagegen lasen und lernten. Von den Römern gingen sie zu den Griechen fort: in unzähligen Exemplaren verbreitete die Buchdruckerkunst die Originale über die Welt. Der echte Aristoteles verdrängte den arabischen: aus den unveränderten Schriften der Alten lernte man die Wissenschaften, Geographie geradezu aus dem Ptolemäus, Botanik aus dem Dioskorides, die Wissenschaft der Medicin aus Galen und Hippokrates. Wie ward man da der Einbildungen, die bisher die Welt bevölkert, der Vorurtheile, welche den Geist befangen, so rasch erbedigt!

Wir würden indeß zu viel sagen, wenn wir in dieser Zeit nun sofort von der Entwicklung eines selbstthätigen wissenschaftlichen Geistes, von der Entdeckung neuer Wahrheiten und der Hervorbringung großer Gedanken reden wollten: man suchte nur die Alten zu verstehen, man ging nicht über sie hinaus; wirksam waren diese weniger, weil sie eine productive wissenschaftliche Thätigkeit veranlaßt hätten, als durch die Nachahmung, die sie hervorriefen.

In dieser Nachahmung liegt eins der wichtigsten Momente für die Entwicklung jener Zeit.

Man wetteiferte mit den Alten in ihrer Sprache. Ein besonderer Gönner dieses Bestrebens war Papst Leo X. Den wohlgeschriebenen Eingang der Geschichte des Jobius las er selber seiner Gesellschaft vor: er meinte, seit Livius sei so etwas nicht geschrieben worden. Wenn er sogar lateinische Improvisatoren begünstigte, so kann man erachten, wie sehr ihn das Talent des Vida hinriß, welcher Dinge, wie das Schachspiel, in den vollen Tönen glücklich fallender lateinischer Hexameter zu schildern wußte. Einen Mathematiker, von dem man rühmte, daß er seine Wissenschaft in elegantem Latein vortrage, berief er aus Portugal zu sich: so wünschte er Jurisprudenz und Theologie gelehrt, die Kirchengeschichte geschrieben zu sehen.

Indeß konnte man hiebei nicht stehen bleiben. Soweit man

diese unmittelbare Nachahmung der Alten in ihrer Sprache auch trieb, so konnte man damit doch nicht das gesammte Gebiet des Geistes umfassen. Sie hat in sich selber etwas Unzureichendes, und Allzuvielen theilte sie sich mit, als daß dies nicht hätte in die Augen springen sollen. Es entwickelte sich der neue Gedanke, die Alten in der Muttersprache nachzuahmen: man fühlte sich ihnen gegenüber wie die Römer den Griechen: nicht im Einzelnen mehr, in der gesammten Literatur wollte man mit ihnen wetteifern: mit jugendlicher Kühnheit warf man sich in dies neue Feld.

Glücklicherweise gelangte eben damals die Sprache zu einer allgemein gültigen Ausbildung. Das Verdienst des Bembo wird weniger in seinem wohlstilisirten Latein, oder in den Proben italienischer Poesie liegen, die wir von ihm haben, als in dem wohlangelegten und glücklich durchgeführten Bemühen, der Muttersprache Correctheit und Würde zu geben, sie nach festen Regeln zu construiren. Das ist, was Ariost an ihm rühmt: er traf gerade den rechten Zeitpunkt: seine Versuche dienten nur seinen Lehren zum Beispiel.

Betrachten wir nun den Kreis der Arbeiten, zu denen man dies in flüssiger Geschmeidigkeit und Wohlklang unvergleichliche und nunmehr mit so vieler Einsicht vorbereitete Material nach dem Muster der Alten anwandte, so drängt sich uns folgende Bemerkung auf.

Nicht da war man glücklich, wo man sich sehr eng an sie angeschlossen. Tragödien, wie die Rosmunda Rucellai's, die, wie die Herausgeber sagen, nach dem Modell der Antike gearbeitet waren, Lehrgedichte, wie dessen Bienen, in denen gleich von vornherein auf Virgil verwiesen und dieser darnach tausendfältig benutzt wird, machten kein Glück und hatten keine wahre Wirkung. Freier bewegen sich schon die Comödien: der Natur der Sache nach müssen sie die Farbe und den Eindruck der Gegenwart annehmen; allein fast immer legte man eine Fabel des Alterthums, ein plautinisches Stück zu Grunde, und selbst so geistreiche Männer, wie Bibbiena und Machiavelli, haben ihren comischen Arbeiten die volle Anerkennung der späteren Zeiten nicht sichern können. In Werken anderer Gattung finden wir zuweilen einen gewissen Widerstreit der inneren Bestandtheile. Wie sonderbar nimmt sich in der Arcadia des Sannazar die weitgeschweifige lateinartige Periodologie der Prosa neben der Einfachheit und Musik der Verse aus!

Wenn es nun hier, soweit man es auch brachte, nicht völlig gelang, so kann man sich nicht verwundern. Immer ward ein großes Beispiel gegeben, ein Versuch gemacht, der unendlich frucht-

bar geworden ist; allein in den classischen Formen bewegte sich das moderne Element nicht mit voller Freiheit. Der Geist wurde von einer außer ihm vorhandenen, nicht zum Canon seiner Natur gewordenen Regel beherrscht.

Wie könnte man auch überhaupt mit Nachahmung ausreichen? Es giebt eine Wirkung der Muster, der großen Werke; aber sie ist eine Wirkung des Geistes auf den Geist. Heutzutage kommen wir alle überein, daß die schöne Form erziehen, bilden, erwecken soll: unterjochen darf sie nicht.

Die merkwürdigste Hervorbringung mußte es geben, wenn ein der Bestrebungen der damaligen Zeit theilhafter Genius sich in einem Werke versuchte, wo Stoff und Form vom Alterthum abwich und nur die innerliche Wirkung desselben hervortreten konnte.

Das romantische Epos ist deshalb so eigenthümlich, weil dies mit ihm der Fall war. Man hatte eine christliche Fabel geistlich heroischen Inhalts zum Stoff: die vornehmsten Gestalten mit wenig großen und starken allgemeinen Zügen waren gegeben: bedeutende Situationen, wiewohl wenig entwickelt, fand man vor; auch die poetische Form war vorhanden: unmittelbar aus der Unterhaltung des Volkes war sie hervorgegangen. Dazu kam nun die Tendenz des Jahrhunderts, sich an die Antike anzuschließen. Gestaltend, bildend, vermenslichend tritt sie ein. Welch ein anderer ist der Rinaldo Bojardo's, edel, bescheiden, voll freudiger Thatenlust, als der entsehlliche Haymonssohn der alten Sage! Wie ward das Gewaltige, Fabelhafte, Gigantische, das die alte Darstellung hatte, zu dem Begreiflichen, Anmuthigen, Reizenden umgebildet! Auch die ungeschmückten alten Erzählungen haben in ihrer Einfachheit etwas Anziehendes, Angenehmes: welches ein anderer Genuß aber ist es, sich von dem Wohlklang ariostischer Stangen umspielen zu lassen, und in der Gesellschaft eines gebildeten heiteren Geistes von Anschauung zu Anschauung fortzueilen! Das Unschöne und Gestaltlose hat sich zu Umriß und Form und Musik durchgebildet.

Wenige Zeiten sind für die reine Schönheit der Form empfänglich: nur die begünstigtesten, glücklichsten Perioden bringen sie hervor. Das Ende des funfzehnten, der Anfang des sechzehnten Jahrhunderts war eine solche. Wie könnte ich die Fülle von Kunstbestreben und Kunstübung, die darin lebte, auch nur im Umriß andeuten? Man kann kühnlich sagen, daß alles das Schönste, was in neueren Zeiten Architectur, Bildhauerkunst und Malerei hervorgebracht haben, in diese kurze Epoche fällt. Es war die Tendenz derselben, nicht im

Raisonnement, sondern in der Praxis und Ausübung. Man lebte und webte darin. Ich möchte sagen: die Festung, die der Fürst dem Feinde gegenüber errichtet, die Note, die der Philologe an den Rand seines Autors schreibt, haben etwas Gemeinschaftliches. Einen strengen und schönen Grundzug haben alle Hervorbringungen dieser Zeit.

Dabei aber wird sich nicht verkennen lassen, daß, indem Kunst und Poesie die kirchlichen Elemente ergriffen, sie den Inhalt derselben nicht unangetastet ließen. Das romantische Epos, das eine kirchliche Sage vergegenwärtigt, setzt sich mit derselben in der Regel in Opposition. Ariost fand es nöthig, seiner Fabel den Hintergrund zu nehmen, der ihre ursprüngliche Bedeutung enthält.

Früher hatte an allen Werken der Maler und Bildner die Religion so viel Antheil als die Kunst. Seit die Kunst von dem Hauche der Antike berührt worden, löste sie sich ab von den Banden der Glaubensvorstellungen. Wir können wahrnehmen, wie dies selbst in Raphael von Jahr zu Jahr entschiedener der Fall ist. Man mag dies tabeln, wenn man will: aber es scheint fast, das profane Element gehörte mit dazu, um die Blüthe der Entwicklung hervorzubringen.

Und war es nicht sehr bedeutend, daß ein Papst selbst unternahm, die alte Basilika St. Peter, Metropole der Christenheit, in der jede Stätte geheiligt, in der die Denkmale der Verehrung so vieler Jahrhunderte vereinigt waren, niederzureißen und an ihrer Stelle einen Tempel nach den Maßen des Alterthums zu errichten? Es war ein rein künstlerisches Bestreben. Beide Factionen, welche damals die so leicht in Eifersucht und Hader zu setzende Künstlerwelt theilten, vereinigten sich, Julius II dazu zu bestimmen. Michel Angelo wünscht eine würdige Stelle für das Grabmal des Papstes zu haben, das er nach einem umfassenden Entwurf in aller der Großartigkeit auszuführen gedachte, wie er den Moses wirklich vollendet hat. Noch dringender ward Bramante. Er wollte den kühnen Gedanken ins Werk setzen, ein Nachbild des Pantheon in seiner ganzen Größe auf colossalen Säulen in die Luft zu erheben. Viele Cardinäle widersprachen: es scheint, als hätte sich auch eine allgemeinere Mißbilligung gezeigt: es knüpft sich so viel persönliche Neigung an jede alte Kirche, unendlich viel mehr an dies oberste Heiligthum der Christenheit. Allein Julius II war nicht gewohnt, auf Widerspruch zu achten: ohne weitere Rücksicht ließ er die Hälfte der alten Kirche niederreißen; er legte selber den Grundstein zu der neuen,

So erhoben sich in dem Mittelpunkte des christlichen Cultus die Formen wieder, in denen sich der Geist der antiken Dienste so eigen ausgesprochen hatte. Bei S. Pietro in Montorio baute Bramante über dem Blute des Märtyrers eine Capelle in der heiteren und leichten Form eines Peripteros.

Siegt nun hierin ein Widerspruch, so stellte er sich zugleich in diesem gesammten Leben und Wesen dar.

Man ging nach dem Vatican, weniger um bei den Schwellen der Apostel anzubeten, als um in des Papstes Hause die großen Werke der antiken Kunst, den helvederischen Apollo, den Laocoon zu bewundern.

Wohl ward der Papst auch damals so gut wie sonst aufgefodert, einen Krieg gegen die Ungläubigen zu veranstalten; ich finde das z. B. in einer Vorrede des Navagero; allein des christlichen Interesses, der Eroberung des heiligen Grabes, gedenkt er hiebei nicht; seine Hoffnung ist, der Papst werde die verloren gegangenen Schriften der Griechen und selbst vielleicht der Römer wieder auffinden.

Mitten in dieser Fülle von Bestrebung und Hervorbringung, von Geist und Kunst, in dem Genuß der weltlichen Entwicklung der höchsten geistlichen Würde lebte nun Leo X. Man hat ihm die Ehre streitig machen wollen, daß er diesem Zeitalter den Namen giebt: und sein Verdienst mag es so sehr nicht sein. Allein er war nun der Glückliche. In den Clementen, die diese Welt bildeten, war er ausgewachsen: er besaß Freiheit und Empfänglichkeit des Geistes genug, ihre schöne Blüthe zu befördern, zu genießen. Hatte er schon seine Freude an den lateinischen Arbeiten der unmittelbaren Nachahmer, so konnte er selbständigen Werken seiner Zeitgenossen seine Theilnahme nicht entziehen. In seiner Gegenwart hat man die erste Tragödie und, so vielen Anstoß bei dem plautinisch-bedenklichen Inhalt das gab, auch die ersten Comödien in italienischer Sprache aufgeführt. Es ist fast keine, die er nicht zuerst gesehen hätte. Ariost gehörte zu den Bekannten seiner Jugend; Machiavell hat eins und das andere ausdrücklich für ihn geschrieben; ihm erfüllte Raphael Zimmer, Gallerie und Capelle mit den Idealen menschlicher Schönheit und rein ausgesprochener Existenz. Leidenschaftlich liebte er die Musik, die sich in kunstreicherer Uebung eben damals in Italien ausbreitete: täglich hörte man den Palast von Musik erschallen: murmelnd sang der Papst ihre Melodien nach. Es mag sein, daß dies eine Art geistiger Schwelgerei ist: es ist dann wenigstens die einzige, die einem Menschen ansteht. Uebrigens war Leo X voller Güte und persön-

licher Theilnahme: nie oder nur in den glimpflichsten Ausdrücken schlug er etwas ab, obgleich es freilich unmöglich war, alles zu gewähren. „Er ist ein guter Mensch“, sagt einer dieser aufmerksamen Gesandten, „sehr freigebig, von gutartiger Natur; wenn seine Verwandten ihn nicht dazu brächten, würde er alle Forderungen vermeiden“. „Er ist gelehrt“, sagt ein anderer, „ein Freund der Gelehrten, zwar religiös, doch will er leben“. Wohl nicht immer behauptete er das päpstliche Decorum. Zuweilen verließ er Rom, zum Schmerze des Ceremonienmeisters, nicht allein ohne Chorbenedicten, sondern, wie dieser in seinem Tagebuche bemerkt hat, „was das Aergste ist, mit Stiefeln an seinen Füßen.“ Er brachte den Herbst mit ländlichen Vergnügungen zu, der Weiße bei Viterbo, der Hirschjagd bei Corneto; der See von Bolsena gewährte das Vergnügen des Fischfangs; dann blieb er einige Zeit auf Malliana, seinem Lieblingsaufenthalte. Leichtes rasche Talente, die jede Stunde zu erheitern vermögen, Improvisatoren, begleiteten ihn auch hier. Gegen den Winter kam man zur Stadt zurück. Sie war in großer Aufnahme. Die Zahl der Einwohner wuchs binnen wenigen Jahren um ein Drittel. Das Handwerk fand hier seinen Vortheil, die Kunst ihre Ehre, Jedermann Sicherheit. Nie war der Hof belebter, anmuthiger, geistreicher gewesen: kein Aufwand für geistliche und weltliche Feste, Spiel und Theater, Geschenke und Gunstbezeugungen war zu groß: nichts ward gespart. Mit Freuden vernahm man, daß Juliano Medici mit seiner jungen Gemahlin seinen Wohnsitz in Rom zu nehmen gedente. „Gelobt sei Gott“, schreibt ihm Cardinal Bibbiena, „denn hier fehlt uns nichts als ein Hof von Damen.“

Die Luste Alexanders VI muß man ewig verabscheuen: den Hofhalt Leo's könnte man an sich nicht tadeln; doch wird man freilich nicht in Abrede stellen, daß er der Bestimmung eines Oberhauptes der Kirche nicht entsprach.

Leicht verdeckt das Leben die Gegensätze; aber sowie man sich zusammennahm und sie überlegte, mußten sie hervortreten.

Von eigentlich christlicher Gesinnung und Ueberzeugung konnte unter diesen Umständen nicht die Rede sein. Es erhob sich vielmehr ein gerader Widerspruch gegen dieselbe.

Die Schulen der Philosophen kamen in Streit, ob die vernünftigste Seele zwar immateriell und unsterblich, aber eine einzige in allen Menschen, oder ob sie geradezu sterblich sei. Das Letzte zu behaupten, entschied sich der namhafteste der damaligen Philosophen, Pietro Pomponazzo. Er verglich sich mit dem Prometheus, dessen

Herz der Geier freffe, weil er dem Jupiter sein Feuer stehlen wollte. Aber mit aller dieser schmerzvollen Anstrengung, mit allem diesem Scharffinn gelangte er zu keinem anderen Resultat, „als daß, wenn der Gesetzgeber festgestellt, daß die Seele unsterblich, er dies gethan habe, ohne sich um die Wahrheit zu bekümmern“.

Man darf nicht glauben, diese Gesinnung sei nur Wenigen eigen gewesen oder verheimlicht worden. Erasmus ist erstaunt, welche Gotteslästerungen er anzuhören bekam: man suchte ihm, einem Fremden, aus Plinius zu beweisen, zwischen den Seelen der Menschen und der Thiere gebe es keinen Unterschied.

Während das gemeine Volk in einen fast heidnischen Aberglauben verfiel, der in einem schlecht begründeten Werkdienste sein Heil sah, wandten sich die höheren Stände zu einer antireligiösen Richtung ab.

Wie erstaunte der junge Luther, als er nach Italien kam! In dem Moment, daß das Messopfer vollzogen wurde, stießen die Priester blasphemische Worte aus, mit denen sie es leugneten.

In Rom gehörte es zum guten Ton der Gesellschaft, den Grundfäden des Christenthums zu widersprechen. Man galt, sagt P. Ant. Vandino, nicht mehr für einen gebildeten Mann, wenn man nicht irrige Meinungen vom Christenthum hegte. Am Hofe sprach man von den Satzungen der katholischen Kirche, von den Stellen der heiligen Schrift nur noch scherzhaft: die Geheimnisse des Glaubens wurden verachtet.

Man sieht, wie sich alles bedingt, eines das andere hervorruft: die kirchlichen Ansprüche der Fürsten die weltlichen des Papstes, der Verfall der kirchlichen Institute die Entwicklung einer neuen geistigen Richtung, bis zuletzt in der öffentlichen Meinung der Grund des Glaubens selber angetastet ist.

Opposition in Deutschland.

Ueberaus merkwürdig finde ich nun das Verhältniß, in welches Deutschland namentlich zu dieser geistigen Entwicklung trat. Es nahm an ihr Theil, aber auf eine durchaus abweichende Weise.

Wenn es in Italien Poeten wie Boccacoz und Petrarca waren, die zu ihrer Zeit dieses Studium beförderten und den nationalen Antriebe dazu gaben, so ging es in Deutschland von einer geistlichen Bruderschaft, den Hieronymiten des gemeinsamen Lebens, aus, einer Bruderschaft, welche Arbeitsamkeit und Zurückgezogenheit verband.

Es war eines ihrer Mitglieder, der tief sinnige unschuldige Mystiker Thomas von Kempfen, in dessen Schule alle die würdigen Männer gebildet wurden, die von dem in Italien aufgegangenen Licht der alten Literatur zuerst dahin gezogen, dann zurückkehrten, um es auch in Deutschland auszubreiten.

Wie nun der Anfang, so unterschied sich auch der Fortgang.

In Italien studirte man die Werke der Alten, um die Wissenschaften aus ihnen zu erlernen: in Deutschland hielt man Schule. Dort versuchte man die Lösung der höchsten Probleme des menschlichen Geistes, wenn nicht auf selbständige Weise, doch an der Hand der Alten: hier sind die besten Bücher der Unterweisung der Jugend gewidmet.

In Italien war man von der Schönheit der Form ergriffen und fing an, die Alten nachzuahmen: man brachte es, wie wir behaupten, zu einer nationalen Literatur. In Deutschland nahmen diese Studien eine geistliche Richtung. Man kennt den Ruhm des Reuchlin und des Erasmus. Fragt man nach, worin das vornehmste Verdienst des ersten besteht, so ist es, daß er die erste hebräische Grammatik schrieb, ein Denkmal, von dem er hofft, so gut wie die italienischen Poeten, „daß es dauernder sein werde als Erz.“ Hat er hiemit das Studium des alten Testaments zuerst möglich gemacht, so wendete Erasmus seinen Fleiß dem neuen zu: er ließ es zuerst griechisch drucken; seine Paraphrase, seine Anmerkungen dazu haben eine Wirkung gehabt, welche selbst seine Absicht bei weitem übertraf.

Indem nun in Italien die Richtung, die man ergriff, sich von der Kirche trennte, sich ihr entgegensetzte, so geschah etwas ähnliches auch in Deutschland. Dort trat die Freigeisterei, welche niemals ganz unterdrückt werden kann, in die literarischen Elemente ein und bildete sich hier und da zu einem entschiedenen Unglauben aus. Auch eine tiefere Theologie, aus unbekanntem Quellen entsprungen, hatte von der Kirche zwar beseitigt, aber niemals unterdrückt werden können. Diese trat zu den literarischen Bemühungen in Deutschland. In dieser Hinsicht finde ich merkwürdig, daß sich schon im Jahre 1513 die böhmischen Brüder dem Erasmus näherten, der doch sonst eine ganz andere Richtung hatte.

Und so führte die Entwickelung des Jahrhunderts jenseit und diesseit der Alpen zu einer Opposition wider die Kirche. Jenseit hing sie mit Wissenschaft und Literatur zusammen; diesseit entsprang sie aus geistlichen Studien und tieferer Theologie. Dort war sie negativ und ungläubig; hier war sie positiv und gläubig. Dort hob sie

den Grund der Kirche vollends auf; hier stellte sie denselben wieder her. Dort war sie spöttisch, satirisch, und unterwarf sich der Gewalt; hier war sie voll Ernst und Ingrimme und erhob sich zu dem kühnsten Angriff, der je auf die römische Kirche geschahen.

Man hat es zufällig gefunden, daß dieser zuerst dem Mißbrauche galt, den man mit dem Ablass trieb. Allein wie die Veräußerung des Innerlichsten, die der Ablass in sich schloß, den schadhafsten Punkt des ganzen Wesens, der in der Verweltlichung der geistlichen Elemente überhaupt bestand, gerade auf das schneidendste darstellte, so lief sie dem Begriffe, der sich in den tieferen deutschen Theologen gebildet, am schärfsten entgegen. Ein Mensch wie Luther, von innerlich erlebter Religion, erfüllt mit den Begriffen von Sünde und Rechtfertigung, wie sie in dem Buche deutscher Theologie bereits vor ihm ausgesprochen waren, darin bestärkt durch die Schrift, die er mit durstendem Herzen in sich aufgenommen, konnte an nichts in der Welt einen so großen Anstoß nehmen wie an dem Ablass. Von einer für Geld zu habenden Sündenvergebung mußte der auf das tiefste beleidigt werden, der eben von diesem Punkte aus das ewige Verhältniß zwischen Gott und Mensch inne geworden war und die Schrift selbst verstehen gelernt hatte.

Er setzte sich allerdings dem einzelnen Mißbrauche entgegen; aber schon der schlechtbegründete und einseitige Widerspruch, den er fand, führte ihn Schritt für Schritt weiter: nicht lange verbarg sich ihm der Zusammenhang, in welchem jenes Unwesen mit dem gesammten Verfall der Kirche stand: er war eine Natur, die vor keinem Aeußersten zurückbebt. Das Oberhaupt selbst griff er mit unerschrockener Kühnheit an. Aus der Mitte der ergebensten Anhänger und Befechter des Papstthums, den Bettelmönchen, erhob sich ihm der kühnste, gewaltigste Gegner, den es jemals gefunden. Da Luther einer so weit von ihrem Princip abgekommenen Macht eben dies mit großer Schärfe und Klarheit entgegenhielt, da er aussprach, wovon schon Alle überzeugt waren, da seine Opposition, die noch nicht ihre gesammten positiven Momente entwickelt hatte, auch den Ungläubigen recht war und doch, weil sie dieselben in sich enthielt, dem Ernste der Gläubigen genugthat, so hatten seine Schriften eine unermessliche Wirkung: in einem Augenblicke erfüllten sie Deutschland und die Welt.

Drittes Capitel.

Politische Verwickelungen. Zusammenhang der Reformation mit denselben.

Mit den weltlichen Bestrebungen des Papstthums hatte sich dergestalt eine doppelte Bewegung erhoben: die eine auf dem eigentlich kirchlichen Gebiete, wo sich ein Abfall zu regen begann, der eine unermessliche Zukunft in sich schloß; die andere von politischer Natur; die durch die Päpste in Kampf gesetzten Elemente waren noch in einer Gährung, welche neue Entwicklungen der allgemeinen Angelegenheiten erwarten ließ. Diese beiden Bewegungen, ihre Einwirkung auf einander, die Gegensätze, die sie hervorriefen, haben dann die Geschichte des Papstthums Jahrhunderte lang beherrscht.

Wollte sich doch nie ein Fürst, ein Staat einbilden, daß ihm etwas zugute kommen könne, was er sich nicht selbst verdankt, was er nicht mit eigenen Kräften erworben hat!

Indem die italienischen Mächte mit Hülfe fremder Nationen eine die andere zu überwinden suchten, hatten sie die Unabhängigkeit, die sie während des funfzehnten Jahrhunderts besaßen, selber zerstört und ihr Land den übrigen als einen allgemeinen Kampfpriß dargestellt. Den Päpsten muß ein großer Antheil hieran zugeschrieben werden. Sie hatten nunmehr allerdings eine Macht erworben, wie der römische Stuhl sie nie besaßen; allein nicht durch sich selber hatten sie das erreicht: sie verdankten es Franzosen, Spaniern, Deutschen, Schweizern. Ohne seinen Bund mit Ludwig XII würde Cesar Borgia schwerlich viel ausgerichtet haben. So großartig die Absichten Julius' II, so heldenmüthig seine Anstrengungen auch waren, so hätte er ohne Hülfe der Spanier und der Schweizer unterliegen müssen. Wie konnte es anders sein, als daß die, welche den Sieg erfochten, auch des Uebergewichts zu genießen suchten, das ihnen dadurch zufiel?

Schon Julius II sah dies kommen: er faßte die Absicht, die übrigen in einem gewissen Gleichgewicht zu erhalten und sich nur der Mindestmächtigen, der Schweizer, zu bedienen, die er zu leiten hoffen durfte; aber ganz anders, als er dachte, begaben sich die Dinge.

Zwei große Mächte bildeten sich, welche, wenn nicht um die Welt Herrschaft, doch um das oberste Ansehen in Europa kämpften, und denen nun kein Papst mehr gewachsen war: — auf italienischer Erde fochten sie ihren Wettstreit aus.

Zuerst erhoben sich die Franzosen. Nicht lange nach der Thronbesteigung Leo's X erschienen sie mächtiger, als sie bisher noch jemals die Alpen überstiegen, um Mailand wiederzuerobern: an ihrer Spitze in ritterlichem Jugendmuth Franz I. Es kam alles darauf an, ob ihnen die Schweizer widerstehen würden. Die Schlacht von Marignano ist darum so wichtig, weil die Schweizer völlig geschlagen wurden, weil sie seit dieser Niederlage nie wieder einen selbständigen Einfluß in Italien ausgeübt haben.

Den ersten Tag war die Schlacht unentschieden gewesen, und schon hatte man auf die Nachricht von einem Siege der Schweizer in Rom Freudenfeuer abgebrannt. Die früheste Meldung von dem Erfolg des zweiten Tages und dem wahren Ausgang bekam der Botschafter der Venezianer, die mit dem Könige verbündet waren und selber zur Entscheidung nicht wenig beigetragen. In aller Frühe begab er sich nach dem Vatican, sie dem Papste mitzutheilen. Noch nicht völlig angekleidet, kam dieser zur Audienz heraus. „Gew. Heiligkeit“, sagte der Botschafter, „gab mir gestern eine schlimme und zugleich falsche Nachricht; heute bringe ich Derselben dafür eine gute und wahre: die Schweizer sind geschlagen.“ Er las ihm die Briefe vor, die hierüber an ihn gelangt waren: von Männern, die der Papst kannte, die keinen Zweifel übrig ließen. Der Papst verbarg seinen tiefen Schrecken nicht. „Was wird dann aus uns, was wird selbst aus euch werden?“ „Wir hoffen für beide alles Gute.“ „Herr Botschafter“, erwiderte der Papst, „wir müssen uns in die Arme des Königs werfen und Misericordia rufen.“

In der That bekamen die Franzosen durch diesen Sieg das entschiedene Uebergewicht in Italien. Hätten sie ihn ernstlich verfolgt, so würden ihnen weder Toscana noch der Kirchenstaat, die so leicht in Rebellion zu setzen waren, viel Widerstand geleistet haben, und es sollte den Spaniern schwer geworden sein, sich in Neapel zu behaupten. „Der König“, sagt Franz Vettori geradehin, „konnte Herr von Italien werden.“ Wie viel kam in diesem Augenblicke auf Leo an!

Lorenzo Medici sagte von seinen drei Söhnen, Julian, Peter und Johann: der erste sei gut, der andere ein Thor, der dritte, Johann, der sei klug. Dieser dritte ist Papst Leo X; er zeigte sich auch jetzt der schwierigen Lage gewachsen, in die er gerieth.

Wider den Rath seiner Cardinäle begab er sich nach Bologna, um sich mit dem Könige zu besprechen. Hier schlossen sie das Concordat, in welchem sie die Rechte der gallicanischen Kirche unter sich theilten. Auch mußte Leo Parma und Piacenza aufgeben; aber

übrigens gelang es ihm, den Sturm zu beschwören, den König zum Rückzuge zu bewegen und unangetastet im Besitze seiner Länder zu bleiben.

Welch ein Glück dies für ihn war, sieht man aus den Folgen, welche die bloße Annäherung der Franzosen unmittelbar nach sich zog. Es ist aller Anerkennung werth, daß Leo, nachdem seine Verbündeten geschlagen worden und ein Landesstheil hatte abgetreten werden müssen, zwei kaum erworbene, der Unabhängigkeit gewohnte, mit tausend Elementen der Empörung erfüllte Provinzen zu behaupten vermochte.

Man hatte ihm immer seinen Angriff auf Urbino zum Vorwurf gemacht, auf ein Fürstenhaus, bei dem sein eigenes Geschlecht in der Verbannung Zuflucht und Aufnahme gefunden hatte. Die Ursache war: der Herzog von Urbino hatte Sold von dem Papste genommen und war ihm darauf im Augenblick der Entscheidung abtrünnig geworden. Leo sagte, „wenn er ihn nicht dafür bestrafe, so werde kein Baron im Kirchenstaate so ohnmächtig sein, um sich ihm nicht zu widersetzen. Er habe den Pontificat in Ansehen gefunden und wolle ihn dabei behaupten“. Da aber der Herzog wenigstens insgeheim Rückhalt an den Franzosen hatte, da er in dem ganzen Staate und selbst in dem Cardinalcollegium Verbündete fand, so war der Kampf noch immer gefährlich. Nicht so leicht war der kriegskundige Fürst zu verjagen: zuweilen sah man den Papst bei den schlechten Nachrichten erzittern und außer sich gerathen: es soll darüber ein Complot entstanden sein, ihn bei der Behandlung eines Leibschadens, an dem er litt, zu vergiften. Es gelang dem Papste, sich dieser Feinde zu erwehren; allein man sieht, wie schwer es ihm ward. Daß seine Partei von den Franzosen geschlagen war, wirkte ihm bis in seine Hauptstadt, bis in seinen Palast nach.

Indeß aber hatte sich die zweite große Macht consolidirt. Wie sonderbar es schien, daß ein und derselbe Fürst in Wien, Brüssel, Valladolid, Saragossa und Neapel und überdies noch in einem anderen Continent herrschen sollte, so war es doch durch eine leichte, kaum bemerkte Verflechtung von Familieninteressen dahin gekommen. Diese Erhebung des Hauses Oestreich, die so verschiedene Nationen verknüpfte, war eine der größten und folgenreichsten Veränderungen, welche Europa überhaupt betroffen haben. In dem Moment, daß die Nationen sich von ihrem bisherigen Mittelpunkt absonderten, wurden sie durch ihre politischen Angelegenheiten in eine neue Verbindung, ein neues System verflochten. Die Macht von Oestreich setzte sich dem Uebergewicht von Frankreich auf der Stelle entgegen.

Durch die kaiserliche Würde bekam Carl V gesetzliche Ansprüche auf ein oberherrliches Ansehen wenigstens in der Lombardei. Ueber diese italienischen Angelegenheiten eröffnete sich ohne viel Zögern der Krieg.

Wie gesagt, die Päpste hatten durch die Erweiterung ihres Staates zu voller Unabhängigkeit zu gelangen gehofft. Jetzt sahen sie sich von zwei bei weitem überlegenen Gewalten in die Mitte genommen. Ein Papst war nicht so unbedeutend, bei dem Kampfe derselben neutral bleiben zu dürfen; auch war er nicht mächtig genug, ein entscheidendes Gewicht in die Waagschale zu werfen: er mußte sein Heil in geschickter Benutzung der Lage der Dinge suchen. Leo soll geäußert haben, wenn man mit der einen Partei abgeschlossen, so müsse man darum nicht ablassen, mit der anderen zu unterhandeln. Eine so zweizüngige Politik entsprang ihm aus der Stellung, in der er sich befand.

Im Ernste konnte jedoch selbst Leo schwerlich zweifelhaft sein, zu welcher Partei er sich zu schlagen habe. Hätte ihm auch nicht unendlich viel daran liegen müssen, Parma und Piacenza wiederzuerlangen, hätte ihn auch nicht das Versprechen Karls V, einen Italiener in Mailand einzusetzen, das so ganz zu seinen Gunsten war, zu bestimmen vermocht, so gab es noch einen anderen, wie mich dünkt, entscheidenden Grund. Er lag in dem Verhältniß der Religion.

In der ganzen Periode, die wir betrachten, war den Fürsten in ihren Verwickelungen mit dem römischen Stuhle nichts so erwünscht gewesen, als demselben eine geistliche Opposition hervorzurufen. Wider Alexander VI hatte Carl VIII von Frankreich keinen zuverlässigeren Beistand, als den Dominicaner Hieronymus Savonarola in Florenz. Als Ludwig XII jede Hoffnung zur Versöhnung mit Julius II aufgegeben, berief er ein Concilium nach Pisa: so wenig Success dasselbe hatte, so schien es doch zu Rom eine höchst gefährliche Sache. Wann aber stand dem Papst ein kühnerer, glücklicherer Feind auf als Luther? Seine Erscheinung allein, seine Existenz, gab ihm eine wichtige politische Bedeutung. Von dieser Seite faßte Maximilian die Sache: er hätte nicht gelitten, daß dem Mönch Gewalt geschähe: er ließ ihn dem Kurfürsten von Sachsen noch besonders empfehlen: man möchte seiner einmal bedürfen.“ Und seitdem war die Wirkung Luthers von Tag zu Tage gewachsen. Der Papst hatte ihn weder zu überzeugen, noch zu schrecken, noch in seine Hände zu bekommen vermocht. Man glaube nicht, daß Leo die Gefahr mißkannte! Wie oft hatte er die Talente, von denen er zu Rom umgeben war, auf diesen Kampfplatz zu ziehen versucht! Noch gab es aber auch ein anderes Mittel. So-

wie er, wenn er sich wider den Kaiser erklärte, zu fürchten hatte, eine so gefährliche Opposition beschützt und gefördert zu sehen, so konnte er hoffen, wenn er sich mit ihm verbinde, mit seiner Hilfe auch die religiöse Neuerung zu unterdrücken.

Auf dem Reichstage zu Worms im J. 1521 ward über die politischen und religiösen Verhältnisse unterhandelt. Leo schloß mit Carl V einen Bund zur Wiedereroberung Mailands. Von dem nämlichen Tage, von welchem dies Bündniß ist, hat man auch die Aächts-erklärung datirt, welche über Luther erging. Es mögen zu dieser immerhin auch noch andere Beweggründe mitgewirkt haben; doch wird sich Niemand überreden wollen, daß sie nicht mit dem politischen Tractat im nächsten Zusammenhange gestanden habe.

Und nicht lange ließ sich der doppelseitige Erfolg dieses Bundes erwarten.

Luther ward auf der Wartburg gefangen und verborgen gehalten. Die Italiener wollten nicht sogleich glauben, daß Carl ihn aus Gewissenhaftigkeit, um das sichere Geleit nicht zu brechen, habe ziehen lassen: „da er bemerkte“, sagen sie, „daß sich der Papst vor der Lehre Luthers fürchtete, so wollte er ihn mit derselben im Zaum halten“. Wie dem auch sei, so verschwand Luther allerdings auf einen Augenblick von der Bühne der Welt; er war gewissermaßen außer dem Geseß, und der Papst hatte auf jeden Fall eine entscheidende Maßregel wider ihn zu Wege gebracht.

In dem waren auch die kaiserlich-päpstlichen Waffen in Italien glücklich. Einer der nächsten Verwandten des Papstes, Sohn des Bruders seines Vaters, Cardinal Julius Medici, war selbst im Felde und zog mit in das eroberte Mailand ein. Man behauptete in Rom, der Papst denke ihm dies Herzogthum zu. Ich finde dafür doch keinen rechten Beweis, und schwerlich möchte sich der Kaiser so leicht dazu verstanden haben. Allein auch ohne dies war der Vortheil nicht zu berechnen. Parma und Piacenza waren wieder erobert, die Franzosen entfernt: auf den neuen Fürsten in Mailand mußte der Papst unausbleiblich einen großen Einfluß erlangen.

Es war einer der wichtigsten Momente. Eine neue politische Entwicklung war begonnen, eine große kirchliche Bewegung eingetreten. Es war ein Augenblick, in welchem der Papst sich schmeicheln konnte, jene zu leiten, dieser Einhalt gethan zu haben. Er war noch jung genug, um zu hoffen, ihn ganz zu benutzen.

Sonderbares, trügerisches Geschick des Menschen! Leo war auf seiner Villa Malliana, als ihm die Nachricht von dem Einzuge der

Seinen in Mailand gebracht ward. Er gab sich dem Gefühl hin, in das ein glücklich zu Ende geführtes Unternehmen zu versetzen pflegt. Mit Vergnügen sah er den Festlichkeiten zu, welche seine Leute deshalb anstellten; bis tief in die Nacht ging er zwischen dem Fenster und dem brennenden Kamin — es war im November — hin und her. Etwas erschöpft, aber überaus vergnügt kam er nach Rom. Da hatte man noch nicht das Siegesfest vollendet, als ihn der Anfall einer tödtlichen Krankheit ereilte. „Betet für mich“, sagte er zu seinen Dienern, „ich mache euch noch alle glücklich“. Er liebte das Leben, sehen wir; doch war seine Stunde gekommen. Er hatte nicht Zeit, das Sacrament und die letzte Oelung zu empfangen. So plötzlich, in so frühen Jahren, mitten in großen Hoffnungen, starb er, „wie der Mohn hinwegfliehet“.

Das römische Volk konnte ihm nicht vergeben, daß er ohne die Sacramente verschieden war, daß er so viel Geld ausgegeben hatte und doch Schulden genug zurückließ. Es begleitete seine Leiche mit Schmähungen. „Wie ein Fuchs“, sagten sie, „hast du dich eingeschlichen, wie ein Böwe hast du regiert, wie ein Hund bist du dahingefahren“. Die Nachwelt dagegen hat ein Jahrhundert und eine große Entwicklung der Menschheit mit seinem Namen bezeichnet.

Glücklich haben wir ihn genannt. Nachdem er den ersten Unfall, der nicht sowohl ihn als andere Mitglieder seines Hauses traf, überstanden, trug ihn sein Geschick von Genuß zu Genuß, von Erfolg zu Erfolg. Gerade die Widerwärtigkeiten mußten dienen, ihn emporzubringen. In einer Art von geistiger Trunkenheit und immerwährender Erfüllung seiner Wünsche verfloß ihm sein Leben. Es gehörte dazu, daß er so gutmüthig und freigebig, so bildungsfähig und voll Anerkennung war. Eben diese Eigenschaften sind die schönsten Gaben der Natur, Glücksgüter, die man sich selten erwirbt, und die doch allen Genuß des Lebens bedingen. Die Geschäfte störten ihn darin wenig. Da er sich nicht um das Detail bekümmerte, da er sie nur im Großen ansah, so wurden sie ihm nicht drückend und beschäftigten ihm nur die edelsten Fähigkeiten des Geistes. Gerade darin, daß er ihnen nicht jeden Tag und alle Stunden widmete, mochte es für ihn liegen, daß er sie mit großer freier Uebersicht behandelte, daß er in allen Verwirrungen des Augenblicks die leitenden, den Weg vorgezeichnenden Gedanken im Auge behielt. Die vornehmste Richtung gab er doch immer selber an. In seinem letzten Moment trafen alle Bestrebungen seiner Politik in freudigem Gelingen zusammen. Wir können es sogar für ein Glück halten, daß er dann starb. Es folg-

ten andere Zeiten, und es ist schwer zu glauben, daß er der Ungunst derselben einen glücklichen Widerstand entgegengesetzt haben würde. Seine Nachfolger haben ihre ganze Schwere empfunden.

Das Conclave zog sich sehr in die Länge. „Herren“, sagte einst der Cardinal Medici, den die Rückkehr der Feinde seines Hauses nach Urbino und Perugia in Schrecken setzte, so daß er selbst für Florenz fürchtete, „Herren“, sagte er, „ich sehe, daß von uns, die wir hier verammelt sind, Keiner Papst werden kann. Ich habe euch drei oder vier vorgeschlagen; doch habt ihr sie zurückgewiesen: diejenigen, die ihr in Vorschlag bringt, kann ich dagegen auch nicht annehmen. Wir müssen uns nach Einem umsehen, der nicht zugegen ist.“ Bestimmend fragte man ihn, wen er im Sinne habe. „Nehmt“, rief er aus, „den Cardinal von Tortosa, einen ehrenwerthen, bejahrten Mann, den man allgemein für heilig achtet“. Es war Adrian von Utrecht, früher Professor in Löwen, der Lehrer Carls V, durch dessen persönliche Zuneigung er zu dem Amt eines Governators von Spanien, zu der Würde eines Cardinals befördert worden war. Cardinal Cajetan, der sonst nicht zu der mediceischen Partei gehörte, erhob sich, den Vorgeschlagenen zu loben. Wer hätte glauben sollen, daß die Cardinäle, von jeher gewohnt, ihren persönlichen Vortheil bei einer Papstwahl in Anschlag zu bringen, auf einen Entfernten, einen Niederländer fallen würden, den die Wenigsten kannten, von dem sich Keiner einen Vortheil ausbedingen konnte? Sie ließen sich von dem unerwarteten Anstoß, den sie empfingen, dazu fortreißen. Als es geschehen war, wußten sie selbst nicht recht, wie sie dazu gekommen. Sie waren todt vor Schrecken, sagt einer unserer Berichterstatter. Man behauptet, sie hätten sich noch einen Augenblick überredet, er würde es nicht annehmen. Pasquin spottete ihrer: er stellte den Gewählten als Präceptor dar, die Cardinäle als die Schulknaben, die dieser züchtige.

Einen würdigeren Mann hatte aber die Wahl lange nicht getroffen. Adrian war von durchaus unbescholtenem Ruf: rechtschaffen, fromm, thätig; sehr ernsthaft, man sah ihn nie anders als leise mit den Lippen lächeln, aber voll wohlwollender, reiner Absichten, ein wahrer Geistlicher. Welch ein Gegensatz, als er nun dort einzog, wo Leo so prächtig und verschwenderisch Hof gehalten! Es existirt ein Brief von ihm, in welchem er sagt: er möchte lieber in seiner Propstei zu Löwen Gott dienen, als Papst sein. In dem Vatican

setzte er in der That sein Professorenleben fort. Es bezeichnet ihn, und man erlaube uns, es anzuführen, daß er sich sogar seine alte Aufwärterin mitgebracht hatte, die ihm nach wie vor seine häuslichen Bedürfnisse besorgte. Auch in seiner sonstigen Lebensweise änderte er nichts. Mit dem frühesten Morgen stand er auf, las seine Messe und ging dann in der gewohnten Ordnung an seine Geschäfte, seine Studien, die er nur mit dem einfachsten Mittagmahl unterbrach. Man kann nicht sagen, daß ihm die Bildung seines Jahrhunderts fremd gewesen sei; er liebte die niederländische Kunst und schätzte an der Gelehrsamkeit einen Anflug von Eleganz. Erasmus bekennt, vor allen von ihm gegen die Angriffe der zelotischen Scholastiker vertheidigt worden zu sein. Nur die beinahe heidnische Richtung, der man sich damals zu Rom hingeeben, mißbilligte er: und von der Secte der Poeten wollte er nichts wissen.

Niemand konnte ernstlicher wünschen als Adrian VI — er bezieht seinen Namen bei —, die Uebelstände zu heilen, die er in der Christenheit antraf.

Der Fortgang der türkischen Waffen, der Fall von Belgrad und Rhodus gaben ihm noch einen besonderen Antrieb, um auf die Herstellung des Friedens zwischen den christlichen Mächten zu denken. Wiewohl er der Lehrer des Kaisers gewesen, nahm er doch sofort eine neutrale Stellung an. Der kaiserliche Gesandte, der ihn bei dem neu ausbrechenden Kriege zu einer entscheidenden Erklärung zu Gunsten seines Zöglings zu bewegen gehofft, mußte Rom unverrichteter Dinge verlassen. Als man dem Papst die Nachricht von der Eroberung von Rhodus vorlas, sah er zur Erde: er sagte kein Wort, er seufzte tief. Die Gefahr von Ungarn war einleuchtend. Er fürchtete selbst für Italien und für Rom. Sein ganzes Bemühen war, wenn nicht sogleich einen Frieden, doch zunächst einen Stillstand auf drei Jahre zu Stande zu bringen, um indessen einen allgemeinen Feldzug gegen die Türken vorzubereiten.

Nicht minder war er entschlossen, den Forderungen der Deutschen entgegenzukommen. Ueber die Mißbräuche, die in der Kirche eingerissen waren, kann man sich nicht entschiedener ausdrücken, als er selbst es that. „Wir wissen“, sagt er in der Instruction für den Nuntius Chiwegato, den er an den Reichstag sendete, „daß eine geraume Zeit daher viel Verabscheuungswürdiges bei dem heiligen Stuhle stattgefunden hat: Mißbräuche in geistlichen Dingen, Ueberschreitung der Befugnisse: alles ist zum Bösen verkehrt worden. Von dem Haupte ist das Verderben in die Glieder, von dem Papste über

die Prälaten ausgebreitet worden: wir sind alle abgewichen: es ist Keiner, der Gutes gethan, auch nicht Einer.“ Er dagegen versprach nun alles, was einem guten Papste zukomme: die Tugendhaften und Gelehrten zu befördern, die Mißbräuche, wenn nicht auf einmal, doch nach und nach abzustellen; eine Reformation an Haupt und Gliedern, wie man sie so oft verlangt hatte, ließ er hoffen.

Allein nicht so leicht ist die Welt ins Gleiche zu setzen. Der gute Wille eines Einzigen, wie hoch er auch stehe, reicht dazu lange nicht hin. Zu tiefe Wurzeln pflügt der Mißbrauch zu schlagen: mit dem Leben selbst ist er verwachsen.

Es fehlte viel, daß der Fall von Rhodus die Franzosen bewogen hätte, Frieden einzugehen; sie sahen vielmehr, daß dieser Verlust dem Kaiser eine neue Beschäftigung geben werde, und faßten ihrerseits desto größere Absichten wider ihn. Nicht ohne Mitwissen desjenigen Cardinals, dem Adrian noch am meisten vertraute, knüpften sie Verbindungen in Sicilien an und machten einen Anschlag auf diese Insel. Der Papst fand sich bewogen, zuletzt noch selbst einen Bund mit dem Kaiser einzugehen, der wesentlich wider Frankreich gerichtet war.

Auch den Deutschen war mit dem, was man sonst eine Reformation an Haupt und Gliedern genannt, nicht mehr zu helfen. Und selbst eine solche, wie schwer, fast unausführbar war sie!

Wollte der Papst bisherige Gefälle der Curie ausheben, in denen er einen Schein von Simonie bemerkte, so vermochte er das nicht, ohne die wohl erworbenen Rechte derjenigen zu kränken, deren Aemter auf jene Gefälle gegründet waren, Aemter, die sie in der Regel gekauft hatten.

Beabsichtigte er, eine Veränderung in den Exemtionen zu treffen und etwa einige bisherigen Verbote aufzuheben, so stellte man ihm vor, daß die Kirchendisziplin damit nur verlezt und geschwächt werde.

Um dem Unwesen des Ablasses zu steuern, hätte er gern die alten Büssungen wiederhergestellt; allein die Penitenziaria machte ihn aufmerksam, daß er alsdann Gefahr laufe, indem er Deutschland zu behaupten suche, Italien zu verlieren.

Genug, bei jedem Schritte sah er sich von tausend Schwierigkeiten umgeben.

Dazu kam, daß er sich zu Rom in einem fremden Element befand, das er schon darum nicht beherrschen konnte, weil er es nicht kannte, seine inneren Lebenstriebe nicht verstand. Man hatte ihn mit Freuden empfangen; man erzählte sich, er habe bei 5000 erledigte Beneficien zu vergeben, und Jedermann machte sich Hoffnung. Nie-

mals aber zeigte sich ein Papst hierin zurückhaltender. Adrian wollte wissen, wen er verfolge, wem er die Stellen anvertraue: mit scrupulöser Gewissenhaftigkeit ging er hierin zu Werke; er täuschte unzählige Erwartungen. Der erste Beschluß seines Pontificates war gewesen, die Anwartschaften abzustellen, die man bisher auf geistliche Würden ertheilt hatte; selbst die, welche schon verliehen worden, hatte er zurückgenommen. Es konnte nicht fehlen: als er diesen Beschluß in Rom publicirte, mußte er sich damit bittere Feindschaften in Menge zuziehen. Man hatte bisher an dem Hofe eine gewisse Freiheit des Redens, des Schreibens genossen; er wollte sie nicht ferner gestatten. Daß er bei der Erschöpfung der päpstlichen Cassen und dem wachsenden Bedürfniß einige neuen Auflagen machte, fand man unerträglich von ihm, der so wenig aufwende. Alles ward mißvergütigt. Er empfand es wohl: es wirkte auf ihn zurück. Den Italienern traute er noch weniger als bisher: die beiden Niederländer, denen er Einfluß gestattete, Entesfort und Hezius, jener sein Datar, dieser sein Secretär, waren der Geschäfte und des Hofes nicht kundig; er selbst konnte sie unmöglich übersehen; auch wollte er noch immer studiren, nicht allein lesen, sondern sogar schreiben; zugänglich war er nicht sehr; die Sachen wurden aufgeschoben, in die Länge gezogen, ungeschickt behandelt.

So kam es denn, daß in den wichtigsten allgemeinen Angelegenheiten nichts ausgerichtet wurde. Der Krieg ging in Oberitalien wieder an. In Deutschland trat Luther aufs neue hervor. In Rom, das überdies von der Pest heimgesucht worden war, bemächtigte sich ein allgemeines Mißvergütigen der Gemüther.

Adrian hat einmal gesagt: wie viel trägt es aus, in welche Zeiten auch der beste Mann fällt! Das ganze Gefühl seiner Stellung ist in diesem schmerzlichen Ausruf enthalten. Mit Recht hat man denselben auf seinem Denkmal in der deutschen Kirche zu Rom eingegraben.

Wenigstens ist es nicht allein der Persönlichkeit Adrians zuzuschreiben, wenn seine Zeiten unfruchtbar an Erfolgen blieben. Das Papstthum war von großen weltbeherrschenden Nothwendigkeiten umgeben, die auch einem in den Geschäften desselben gewandteren, der Personen und der Mittel kundigeren Manne unendlich viel zu schaffen machen konnten.

Unter allen Cardinälen gab es Keinen, der für die Verwaltung

des Papstthums geeigneter, dieser Last mehr gewachsen zu sein geschienen hätte, als Julius Medici. Unter Leo hatte er schon den größten Theil der Geschäfte, das ganze Detail in Händen gehabt. Selbst unter Adrian hatte er einen gewissen Einfluß behauptet. Diesmal ließ er sich die höchste Würde nicht wieder entgehen. Er nannte sich Clemens VII.

Mit vieler Sorgfalt vermied der neue Papst die Uebelstände, die unter seinen beiden Vorgängern hervorgetreten waren: die Unzuverlässigkeiten, Vergendungen und anstößigen Gewohnheiten Leo's, sowie den Widerstreit, in den sich Adrian mit den Richtungen seines Hofes eingelassen hatte: es ging alles vernünftig her; wenigstens an ihm selber nahm man nichts als Unbescholtenheit und Mäßigung wahr; die pontificalen Ceremonien wurden sorgfältig vollzogen, die Audienzen unermüdtlich von früh bis Abend abgewartet, Wissenschaften und Künste in der Richtung, die sie nun einmal eingeschlagen hatten, befördert. Clemens VII war sehr wohl unterrichtet. Mit eben so viel Sachkunde, wie über philosophische und theologische Fragen, wußte er sich über Gegenstände der Mechanik und Wasserbaukunst zu unterhalten. In allen Dingen zeigte er ungewöhnlichen Scharfsinn: er penetrirte die schwierigsten Angelegenheiten und sah ihnen bis auf den Grund: man konnte Niemanden mit größerer Gewandtheit discurriren hören. Unter Leo hatte er sich in klugem Rath und umsichtiger Ausführung unübertrefflich erwiesen.

Mein erst im Sturme bewährt sich der Steuermann. Er übernahm das Papstthum, wenn wir es auch nur als italienisches Fürstenthum betrachten, in einer überaus bedenklichen Lage.

Die Spanier hatten zur Erweiterung und Behauptung des Kirchenstaates das Meiste beigetragen; sie hatten die Medici in Florenz hergestellt. In diesem Bunde mit den Päpsten, mit dem Hause Medici waren sie dann selber in Italien emporgekommen. Alexander VI hatte ihnen das untere Italien eröffnet; Julius hatte sie nach dem mittlern geführt; durch den mit Leo gemeinschaftlich unternommenen Angriff auf Mailand waren sie Herren in dem oberen geworden. Clemens selbst hatte sie hiebei mannichfach unterstützt. Es existirt eine Instruction von ihm für einen seiner Gesandten an dem spanischen Hofe, in der er die Dienste aufzählt, die er Carl V und seinem Hause geleistet habe. Er vor allem habe bewirkt, daß Franz I bei seiner ersten Ankunft nicht nach Neapel vorgebrungen; durch ihn sei es geschehen, daß Leo der Wahl Karls V zum Kaiser nichts in den Weg gelegt und die alte Constitution, vermöge deren kein König von

Neapel zugleich Kaiser sein dürfe, aufgehoben habe; trotz aller Versprechungen der Franzosen habe er doch die Verbindung Leo's mit Carl zur Wiedereroberung von Mailand befördert und zu diesem Unternehmen weder das Vermögen seines Vaterlandes und seiner Freunde, noch seine eigene Person gespart; er habe Adrian VI das Papstthum verschafft; und damals habe es fast kein Unterschied zu sein geschienen, ob man Adrian oder den Kaiser selbst zum Papst mache. Ich will nicht untersuchen, wie viel von der Politik Leo's X dem Rathgeber und wie viel dem Fürsten angehört: gewiß ist es, daß Cardinal Medici immer auf Seiten des Kaisers war. Auch nachdem er Papst geworden, kam er den kaiserlichen Truppen mit Geld, Lebensmitteln und der Gewährung geistlicher Gefälle zu Hülfe: noch einmal verdankten sie ihren Sieg zum Theil seiner Unterstützung.

So eng war Clemens mit den Spaniern verbündet; wie es aber nicht selten geschieht, in den Erfolgen ihres Bundes traten ungewöhnliche Uebelstände hervor.

Die Päpste hatten den Fortgang der spanischen Macht veranlaßt, doch niemals eigentlich beabsichtigt. Sie hatten Mailand den Franzosen entreißen, an die Spanier hatten sie es nicht bringen wollen. Vielmehr war eben deshalb mehr als ein Krieg geführt worden, um Mailand und Neapel nicht an den nämlichen Besitzer fallen zu lassen; daß nun die Spanier, schon so lange Meister von Unteritalien, sich in der Lombardei täglich fester setzten, daß sie die Belehnung des Sforza verzögerten, empfand man zu Rom mit Ungebuld und Widerwillen.

Clemens war auch persönlich mißvergnügt: aus jener Instruction sehen wir, daß er schon als Cardinal oft nicht nach seinem Verdienste berücksichtigt worden zu sein glaubte: noch immer gab man wenig auf ihn, und ausdrücklich wider seinen Rath unternahm man den Angriff auf Marseille im Jahre 1524. Seine Minister — sie sagten es selbst — erwarteten immer größere Mißachtung des apostolischen Stuhles: sie nahmen in den Spaniern nichts als Herrschsucht und Insolenz wahr.

Wie sehr schien Clemens durch den bisherigen Gang der Dinge und seine persönliche Stellung mit den Banden der Nothwendigkeit und des Willens an die Spanier gebunden zu sein! Nunmehr stellten sich ihm tausend Gründe dar, die Macht zu vermehren, die er gründen helfen, sich eben denen zu widersetzen, die er bisher begünstigt und befördert hatte.

Von allen politischen Unternehmungen ist es vielleicht die schwerste,

eine Linie zu verlassen, auf der man sich bisher bewegt, Erfolge rückgängig zu machen, die man selber hervorgerufen.

Und wie viel kam diesmal darauf an! Die Italiener fühlten ganz, daß es eine Entscheidung auf Jahrhunderte galt. Es hatte sich in der Nation ein großes Gemeingefühl hervorgethan. Ich halte dafür, daß die literarisch-künstlerische Ausbildung, so weit hervorragend über alles, was andere Nationen leisteten, dazu das Meiste beitrug. Auch zeigte sich die Hoffart und Habgier der Spanier, der Anführer so gut wie der Gemeinen, wahrhaft unerträglich. Es war eine Mischung von Verachtung und Ingrimm, mit der man diese fremdgeborenen halbbarbarischen Herrscher im Lande sah. Noch lagen die Dinge so, daß man sich ihrer vielleicht entledigen konnte. Aber man mußte sich nicht verbergen: wenn man es nicht mit allen nationalen Kräften unternahm, wenn man unterlag, so war man auf immer verloren.

Ich wünschte wohl, die Entwicklung dieser Periode in ihrer Fülle, den ganzen Kampf der aufgeregten Kräfte ausführlich darstellen zu können. Hier dürfen wir nur einige Hauptmomente desselben begleiten.

Man begann damit, und es schien überaus wohl ausgenommen, daß man im Jahre 1525 den besten General des Kaisers, der allerdings sehr mißvergünstigt war, an sich zu ziehen suchte. Was brauchte man weiter, wenn man, wie man hoffte, dem Kaiser mit dem General die Armee entzog, durch die er Italien beherrschte? Man ließ es an Versprechungen nicht fehlen: selbst eine Krone sagte man zu. Allein wie falsch war doch die Rechnung! wie scheiterte die ihrer Feinheit sich bewußte Klugheit an dem spröden Stoffe, auf den sie stieß, so gänzlich! Dieser General, Pescara, war zwar in Italien geboren, aber aus spanischem Geblüt: er sprach nur spanisch; er wollte nichts sein als ein Spanier; an der italienischen Cultur hatte er keinen Theil; seine Bildung verdankte er den spanischen Romanen, die nichts als Loyalität und Treue athmen. Einer national italienischen Unternehmung war er von Natur entgegen. Kaum hatte man ihm den Antrag gemacht, so zeigte er ihn seinen Kameraden, er zeigte ihn dem Kaiser an: er benutzte ihn nur, um die Italiener auszuforschen und alle ihre Pläne zu hintertreiben.

Eben hiedurch aber — denn wie hätte nicht das gegenseitige Vertrauen nunmehr vollends verschwinden sollen? — ward ein entscheidender Kampf mit dem Kaiser unvermeidlich.

Im Sommer 1526 sehen wir endlich die Italiener mit eigenen Kräften ans Werk gehen. Die Mailänder sind bereits im Aufstand

wider die Kaiserlichen. Ein venezianisches und ein päpstliches Heer rücken heran, um ihnen beizustehen. Man hat das Versprechen schweizerischer Hilfe: man ist im Bunde mit Frankreich und England. „Diesmal“, sagt der vertrauteste Minister Clemens' VII, Giberto, „gilt es nicht eine kleinliche Rache, einen Ehrenpunkt, eine einzelne Stadt: — dieser Krieg entscheidet die Befreiung oder die ewige Sklaverei von Italien.“ Er zweifelte nicht an dem glücklichen Ausgange. „Die Nachkommen werden neidisch sein, daß sie nicht in unsere Zeiten gefallen, um ein so großes Glück erlebt, daran Theil genommen zu haben.“ Er hofft, man werde der Fremden nicht bedürfen. „Unser allein wird der Ruhm, die Frucht um so süßer sein“.

In diesen Gedanken und Hoffnungen unternahm Clemens seinen Krieg wider die Spanier. Es war sein kühnster und großartigster, unglücklichster, verderblichster Gedanke.

Auf das engste sind die Sachen des Staates und der Kirche verflochten. Der Papst schien die deutschen Bewegungen ganz außer Acht gelassen zu haben. In diesen zeigte sich die erste Rückwirkung.

In dem Moment, daß die Truppen Clemens' VII in Oberitalien vorrückten, Juli 1526, hatte sich der Reichstag zu Speier versammelt, um über die kirchlichen Irrungen einen definitiven Beschluß zu fassen. Daß die kaiserliche Partei, daß Ferdinand von Oestreich, der des Kaisers Stelle vertrat, in einem Augenblick, in welchem sie jenseit der Alpen von dem Papst auf das ernstlichste angegriffen waren — Ferdinand selbst hegte eine Absicht auf Mailand —, diesseit derselben die päpstliche Gewalt aufrechtzuerhalten sich sehr angelegen sein lassen sollten, läuft völlig wider die Natur der Dinge. Was man auch früher beabsichtigt, angekündigt haben mochte, durch den offenen Krieg, in den man mit dem Papst gerathen war, fielen alle Rücksichten weg, die man für ihn haben konnte. Niemals äußerten sich die Städte freier; niemals drangen die Fürsten ernstlicher auf eine Erledigung ihrer Beschwerden: man hat den Antrag gemacht, die Bücher, in denen die neuen Satzungen enthalten, lieber geradezu zu verbrennen und nur die heilige Schrift zur Regel zu nehmen; obwohl sich ein gewisser Widerstand regte, so wurde doch niemals ein selbständiger Beschluß gefaßt. Ferdinand unterzeichnete einen Reichsabschied, kraft dessen es den Ständen freigestellt ward, sich in Sachen der Religion so zu verhalten, wie es ein Jeder gegen Gott und den Kaiser zu verantworten gedanke, d. i. nach ihrem Ermessen zu verfahren. Ein Beschluß, in welchem des Papstes auch nicht ein-

mal gedacht wird, der als der Anfang der eigentlichen Reformation, der Einrichtung einer neuen Kirche in Deutschland, betrachtet werden kann. In Sachsen, Hessen und den benachbarten Ländern schritt man ohne längeres Zögern zu dieser Einrichtung. Die legale Existenz der protestantischen Partei im Reiche gründet sich vor allem auf den Beschluß von Speier im Jahre 1526.

Wir dürfen sagen, daß die Stimmung von Deutschland auch für Italien entscheidend wurde. Es fehlte viel, daß die Italiener sämmtlich für ihre große Unternehmung begeistert, daß nur diejenigen, die an derselben Theil nahmen, unter einander einig gewesen wären. Der Papst, so geistreich, so italienisch gesinnt er auch sein mochte, war doch kein Mann, wie ihn das Schicksal fordert, um von ihm gefesselt zu werden. Sein Scharfsinn schien ihm zuweilen zu schaden. Mehr, als gut ist, schien er zu wissen, daß er der Schwächere war; alle Möglichkeiten, die Gefahren von allen Seiten stellten sich ihm vor und verwirten ihn. Es giebt eine praktische Erfindungsgabe, die in den Geschäften das Einfache wahrnimmt, das Thunliche oder Rathsame mit Sicherheit ergreift. Er befaß sie nicht. In den wichtigsten Momenten sah man ihn zaudern, schwanken, auf Geldersparniß denken. Da ihm nun auch seine Verbündeten nicht Wort hielten, so war es zu den Erfolgen, die man gehofft, bei weitem nicht gekommen, und noch immer hielten sich die Kaiserlichen in der Lombardie, — als im November 1526 Georg Frundsberg mit einem staatlichen Heere von Landsknechten die Alpen überstieg, um diesen Kampf zu Ende zu bringen. Sie waren sämmtlich lutherisch gesinnt, er und seine Leute. Sie kamen, den Kaiser am Papst zu rächen. Dessen Bundesbrüchigkeit hatte man ihnen als die Ursache alles Unheils, des fortdauernden Krieges der Christenheit und des Glückes der Osmanen, die eben damals Ungarn überwandten, dargestellt. „Komm ich nach Rom“, sagte Frundsberg, „so will ich den Papst henken.“

Mit Besorgniß sieht man das Ungewitter aufsteigen, den Horizont einnehmen und heranziehen. Dieses Rom, so voll, es mag sein, von Lastern, aber nicht minder von edlem Bestreben, Geist und Bildung, productiv, geschmückt mit unübertrefflichen Kunstwerken, wie sie die Welt nicht wieder hervorgebracht, einem Reichthum, durch das Gepräge des Geistes geabelt und von lebendiger Fortwirkung, ist von dem Verderben bedroht. Wie sich die Massen der Kaiserlichen gesammelt, zerstreuet vor ihnen die italienischen Schaaren: die einzige Armee, die es noch giebt, folgt ihnen von fern. Der Kaiser, der sein Heer schon lange nicht bezahlen können, vermag ihm, wenn er

auch will, keine andere Richtung zu geben. Es zieht einher unter den kaiserlichen Fahnen; doch folgt es seinem eigenen stürmischen Antriebe. Der Papst hofft noch, unterhandelt, fügt sich, schließt ab; aber das einzige Mittel, das ihn retten kann — das Heer mit dem Gelde zu befriedigen, das es fordern zu dürfen glaubt — will er oder kann er nicht ergreifen. Wird man sich dann wenigstens mit den Waffen, die man hat, dem Feinde ernstlich entgegensetzen? Viertausend Mann hätten hingereicht, die Pässe von Toscana zu schließen; jedoch macht man nicht einmal den Versuch dazu. Rom zählte vielleicht 30,000 wehrfähige Männer; viele von ihnen hatten den Krieg gesehen: sie gingen mit Schwertern an den Seiten, schlugen sich unter einander und vermaßen sich hoher Dinge. Aber um dem Feinde, der die gewisse Zerstörung brachte, zu widerstehen, brachte man aus der Stadt nie über 500 Mann zusammen. Der erste Angriff überwand den Papst und seine Macht. Am 6. Mai 1527, zwei Stunden vor Sonnenuntergang, drangen die Kaiserlichen in Rom ein. Der alte Frundsberg war nicht mehr bei ihnen: als er einst bei einem Auslauf den gewohnten Gehorsam nicht fand, war er vom Schlag gerührt worden und krank zurückgeblieben; Bourbon, der das Heer so weit geführt, war beim ersten Anlegen der Sturmleitern umgekommen; von keinem Anführer in Raum und Mäßigung gehalten, ergoß sich der blutdürstige, durch lange Entbehrungen verhärtete, von seinem Handwerk verwilderte Soldat über die Stadt. Nie fiel eine reichere Beute einer gewaltfameren Truppe in die Hände; nie gab es eine längere, anhaltendere, verderblichere Plünderung. Der Glanz von Rom erfüllt den Anfang des 16ten Jahrhunderts: er bezeichnet eine bewunderungswürdige Periode menschlicher Geistesentwicklung; mit diesem Tage ging sie zu Ende.

Und so sah sich der Papst, der Italien befreien wollen, in der Engelsburg belagert und gleichsam gefangen. Wir können sagen: durch diesen großen Schlag war das Uebergewicht der Spanier in Italien unwiderruflich begründet.

Ein neuer Angriff der Franzosen, vielversprechend im Anfang, mißlang doch zuletzt vollständig: sie bequamen sich, auf alle ihre italienischen Ansprüche Verzicht zu leisten.

Nicht minder wichtig ward ein anderes Ereigniß. Noch ehe Rom erobert worden, als man nur sah, daß Bourbon den Weg dahin genommen, hatten zu Florenz die Feinde der Medici die Verwirrungen des Augenblicks benützt und das Haus des Papstes aufs neue verjagt. Fast noch schmerzlicher empfand Clemens den Abfall

seiner Vaterstadt, als die Einnahme von Rom. Mit Verwunderung bemerkte man, daß er nach so schweren Beleidigungen doch wieder mit den Kaiserlichen anknüpfte. Es kam daher, weil er in der Hilfe der Spanier das einzige Mittel sah, seine Verwandten, seine Partei nach Florenz zurückzuführen. Es schien ihm besser, die Uebermacht des Kaisers, als die Widersetzlichkeit seiner Rebellen zu dulden. Je schlechter es den Franzosen ging, desto mehr näherte er sich den Spaniern. Als jene endlich völlig geschlagen waren, schloß er mit diesen seine Abkunft zu Barcelona; so ganz änderte er seine Politik, daß er sich der nämlichen Armee, die Rom vor seinen Augen erobert und ihn so lange belagert gehalten, daß er sich dieser, die nur verjüngt und erneuert worden, nunmehr selber bediente, um sich seine Vaterstadt wieder zu unterwerfen.

Seitdem war Carl mächtiger in Italien als seit vielen Jahrhunderten ein anderer Kaiser. Die Krone, die er zu Bologna empfing, hatte einmal wieder ihre volle Bedeutung. Mailand gehorchte ihm allmählich nicht weniger als Neapel; auf Toscana hatte er eben deshalb, weil er die Medici in Florenz hergestellt, sein Lebenlang unmittelbaren Einfluß; die übrigen schlossen sich an oder fügten sich: zugleich mit den Kräften von Spanien und von Deutschland, von dem südlichen Meer und den Alpen her, mit siegreichen Waffen und den Rechten des Kaiserthums hielt er Italien in Unterwerfung.

Dahin führte der Gang der italienischen Kriege. Seitdem haben die auswärtigen Nationen nicht aufgehört, in Italien zu regieren. Betrachten wir noch, wie die religiösen Irrungen sich entwickelten, die mit den politischen so genau zusammenhängen.

Wenn der Papst sich darein ergab, rings um sich her die Spanier mächtig zu sehen, so hoffte er wenigstens durch diesen gewaltigen Kaiser, den man ihm katholisch und devot schilderte, seine Autorität in Deutschland hergestellt zu sehen. Gleich ein Artikel des Friedens in Barcelona enthielt dies. Der Kaiser versprach, aus allen seinen Kräften die Reduction der Protestanten zu befördern. Auch schien er dazu entschlossen. Den protestantischen Gesandten, die ihn in Italien aufsuchten, gab er eine sehr ungnädige Antwort. An seine Reise nach Deutschland, im Jahre 1530, knüpften einige Mitglieder der Curie, besonders der Legat, den man ihm mitgegeben, Cardinal Campeggi, Kühne und für unser Vaterland höchst gefährliche Entwürfe.

Es existirt eine Eingabe von ihm an den Kaiser, zur Zeit des Reichstages von Augsburg, in der er sie ausspricht. Mit Widerwillen und ungern, aber der Wahrheit zur Steuer, muß ich von derselben ein Wort sagen.

Cardinal Campeggi begnügte sich nicht, die religiösen Verwirrungen zu beklagen; er bemerkte besonders die politischen Folgen, wie in den Reichsstädten der Adel durch die Reformation herabgekommen, wie weder ein geistlicher noch selbst ein weltlicher Fürst rechten Gehorsam mehr finde; sogar auf die Majestät des Kaisers nehme man keine Rücksicht mehr. Er giebt dann an, wie man dem Uebel begegnen könne.

Nicht sehr tief liegt das Geheimniß seiner Mittel. Es bedarf nichts, meint er, als daß ein Bund zwischen dem Kaiser und den wohlgesinnten Fürsten geschlossen werde; hierauf versucht man, die abgeneigten umzustimmen, mit Versprechungen oder mit Drohungen: was thut man aber, wenn sie hartnäckig bleiben? Man hat das Recht, „dieses giftige Gewächs mit Feuer und Schwert zu vertilgen“. Die Hauptsache ist, daß man ihre Güter einzieht, weltliche und geistliche, in Deutschland so gut wie in Ungarn und Böhmen. Denn gegen Kezer ist dies Rechtens. Ist man ihrer nur erst Herr geworden, so setzt man heilige Inquisitoren ein, die ihren Ueberresten nachspüren, die wider sie verfahren, wie man in Spanien wider die Marranen verfährt. Ueberdies wird man die Universität Wittenberg in Bann thun und die, welche daselbst studirt, kaiserlicher und päpstlicher Gnaden für unwürdig erklären; die Bücher der Kezer wird man verbrennen, die ausgetretenen Mönche in ihre Klöster zurückschicken, an keinem Hofe einen Irrgläubigen dulden. Zuerst aber ist eine muthige Execution nothwendig. „Auch wenn Er. Majestät“, sagt der Legat, „sich nur an die Oberhäupter hält, kann sie denselben eine große Summe Geldes entreißen, die ohnehin wider die Türken unentbehrlich ist.“

So lautet dieser Entwurf: das sind seine Grundsätze. Wie athmet jedes Wort Unterdrückung, Blut und Beraubung! Man kann sich nicht wundern, wenn man in Deutschland von einem Kaiser, der unter solchem Geleite eintraf, das Neueste erwartete und die Protestanten über den Grad der Nothwehr, der ihnen rechtlich gestattet sei, zu Rathe gingen.

Glücklicherweise standen die Sachen anders, als daß der Versuch einer solchen Unternehmung zu fürchten gewesen wäre.

So mächtig war der Kaiser bei weitem nicht, um dies aus-

führen zu können. Erasmus hat es gleich damals überzeugend auseinandergesetzt.

Allein wäre er es auch gewesen, so hätte er schwerlich den Willen dazu gehabt.

Er war von Natur eher gutmüthig, bedächtig, voll Nachdenken und langsam, als das Gegentheil. Je näher er diese Irrungen in das Auge faßte, desto mehr berührten sie eine Ader seines eignen Geistes. Gleich seine Ankündigung des Reichstages lautete dahin, daß er die verschiedenen Meinungen hören, erwägen und zu einer einigen christlichen Wahrheit zu bringen suchen wolle: von jenen gewaltsamen Absichten war er weit entfernt.

Auch wer sonst an der Reinheit menschlicher Gesinnung zu zweifeln gewohnt ist, kann dies nicht in Abrede stellen: es wäre Carls Vortheil nicht gewesen, sich der Gewalt zu bedienen.

Sollte er, der Kaiser, sich zum Executor päpstlicher Decrete machen? Sollte er dem Papst, und nicht allein dem damaligen, sondern jedem künftigen, die Feinde unterwerfen, die demselben am meisten zu schaffen machen mußten? Hiezu war er der Freundschaft der päpstlichen Gewalt doch bei weitem nicht sicher genug.

Vielmehr lag in den Verhältnissen ein Vortheil für ihn, ungefucht, natürlich, den er nur zu ergreifen brauchte, um zu einer noch unbedingteren Superiorität zu gelangen, als er sie bereits besaß.

Ob mit Recht oder Unrecht, will ich nicht untersuchen: genug, es war allgemein angenommen, daß nur eine Kirchenversammlung im Stande sein werde, so große Irrungen beizulegen. Auch deshalb hatten sich die Concilien in Credit erhalten, weil die Päpste einen natürlichen Widerwillen dagegen zeigten: alle Oppositionen erhoben von jeher diesen Ruf. Im Jahre 1530 ging Carl ernstlich auf diesen Gedanken ein. Er versprach ein Concilium in einer bestimmten kurzen Frist.

Hatten die Fürsten schon lange in ihren Verwickelungen mit dem päpstlichen Stuhle nichts so sehr gewünscht als einen geistlichen Rückhalt, so bekam Carl in einem Concilium, unter diesen Umständen versammelt, den gewaltigsten Verbündeten. Auf seine Veranlassung wäre es zusammengetreten, unter seinem Einfluß gehalten worden; er hätte die Beschlüsse desselben zu exequiren bekommen. Nach zwei Seiten hin würden diese gegangen sein: eben so gut den Papst, wie dessen Gegner würden sie betroffen haben: der alte Gedanke einer Reformation an Haupt und Gliedern wäre zur Ausführung gekommen;

welch ein Uebergewicht mußte dies der weltlichen Macht, vor allem dem Kaiser selber verschaffen!

Es war vernünftig, es war, wenn man will, unvermeidlich; aber es war zugleich sein großes Interesse.

Dem Papste dagegen und seinem Hofe konnte nichts Bedenklicheres begegnen. Ich finde, daß bei der ersten ernstlichen Erwähnung eines Conciliums der Preis der sämmtlichen künftigen Renten des Hofes um ein Bedeutendes fiel. Man sieht, welche Gefahr darin für den ganzen Zustand zu liegen schien, in dem man sich befand.

Aber überdies hatte Clemens VII auch persönliche Rücksichten: daß er nicht von gefehmähiger Geburt, daß er nicht auf ganz reinem Wege zu der höchsten Würde emporgestiegen war und sich von persönlichen Zwecken hatte bestimmen lassen, gegen sein Vaterland mit den Kräften der Kirche einen kostspieligen Krieg zu führen, alles Dinge, die einem Papste hoch angerechnet werden mußten, flößte ihm eine gerechte Furcht ein: schon der Erwähnung eines Conciliums, sagt Soriano, wich Clemens so weit als möglich aus.

Obwohl er den Vorschlag nicht geradezu verwarf, — schon um der Ehre des päpstlichen Stuhles willen durfte er es nicht, — kann man doch nicht zweifeln, mit welchem Herzen er darauf einging.

Ja, er giebt nach; er fügt sich; aber auf das stärkste führt er zugleich die Gegengründe aus: alle Schwierigkeiten und Gefahren, die mit einem Concilium verknüpft seien, stellt er auf das lebhafteste dar: den Erfolg findet er mehr als zweifelhaft. Dann macht er Bedingungen einer Mitwirkung aller anderen Fürsten, einer vorläufigen Unterwerfung der Protestanten, die sich zwar im Systeme der päpstlichen Doctrin hören lassen, aber bei der Lage der Verhältnisse nimmermehr zu erfüllen sind. Wie wäre es von ihm zu erwarten gewesen, daß er in der vom Kaiser gesetzten Frist nicht allein scheinbar und mit Demonstrationen, sondern ernstlich und entschlossen ans Werk gegangen wäre? Oft hat ihm Carl vorgeworfen, diese seine Zögerung sei an allem weiteren Unheil Schuld. Ohne Zweifel hoffte er, der Nothwendigkeit, die über ihm schwebte, noch zu entgehen.

Aber gewaltig hielt sie ihn fest. Als Carl im Jahre 1533 wieder nach Italien kam, noch erfüllt von dem, was er in Deutschland gesehen und entworfen, drang er mündlich — er hielt mit dem Papst einen Congreß zu Bologna — und mit erneuerter Lebhaftigkeit auf das Concilium, das er so oft schriftlich gefordert hatte. Die verschiedenen Meinungen begegneten sich unmittelbar: der Papst blieb bei seinen Bedingungen stehen: der Kaiser stellte ihm die Unmöglich-

keit ihrer Erfüllung vor. Sie konnten sich nicht vereinigen. In den Breven, die über diese Sache erlassen wurden, nimmt man sogar eine gewisse Verschiedenheit wahr. In den einen schloß sich der Papst mehr als in den anderen der Meinung des Kaisers an. Aber wie dem auch sei, er mußte zu einer erneuerten Ankündigung schreiten. Wollte er sich nicht ganz verblenden, so durfte er nicht zweifeln, daß es bei der Rückkunft des Kaisers, der nach Spanien gegangen, nicht mehr bei bloßen Worten sein Bewenden haben, — daß jene Gefahr, die er fürchtete und die ein Concilium unter diesen Umständen für den römischen Stuhl in der That mit sich führte, über ihn hereinbrechen werde.

Es war eine Lage, in der der Inhaber einer Gewalt, welche sie auch sein mag, wohl entschuldigt werden kann, wenn er selbst einen verwegenen Entschluß ergreift, sich sicherzustellen. Schon war der Kaiser politisch so übermächtig. Wenngleich sich der Papst hierfür resignirt hatte, so mußte er doch oft fühlen, wohin er gekommen war. Daß Carl V die alten Streitigkeiten der Kirche mit Ferrara zu Gunsten des letzteren entschied, beleidigte ihn tief: er nahm es so hin; aber unter seinen Freunden beklagte er sich. Wie viel drückender war es aber, wenn nun dieser Fürst, von dem man die unverweilte Unterwerfung der Protestanten gehofft hatte, statt dessen sich vielmehr, auf den Grund der ausgebrochenen Irrungen, auch zu einem kirchlichen Uebergewicht erhob, wie man es seit Jahrhunderten nicht mehr kannte, wenn er auch das geistliche Ansehen des römischen Stuhles in Gefahr setzte! Sollte Clemens erleben, ganz und gar in die Hände desselben zu gerathen und seinem Gutbefinden überlassen zu sein?

Noch dort in Bologna faßte er seinen Entschluß. Schon öfter hatte Franz I dem Papst Bündniß und Blutsverwandtschaft angetragen. Clemens hatte es immer abgelehnt. In der Bedrängniß, in der er sich jetzt sah, ging er darauf ein. Man versichert uns ausdrücklich, der eigentliche Grund, daß Clemens dem Könige von Frankreich wieder Gehör schenkte, sei die Forderung des Conciliums gewesen.

Was dieser Papst rein politischer Zwecke halber vielleicht nie wieder versucht hätte, das Gleichgewicht der beiden großen Mächte herzustellen und ihnen eine gleiche Gunst zu widmen, dazu entschloß er sich in Betracht der kirchlichen Gefahren, denen er ausgesetzt war.

Kurz hierauf hielt Clemens auch eine Zusammenkunft mit Franz I. Sie fand in Marseille statt, und die engste Verbindung

ward geschlossen. Ganz wie der Papst früher in den florentinischen Gefahren seine Freundschaft mit dem Kaiser dadurch befestigt hatte, daß er dessen natürliche Tochter mit einem von seinen Neffen verheirathete, so besiegelte er jetzt in den kirchlichen Bedrängnissen den Bund, den er mit Franz I einging, durch eine Vermählung seiner jungen Nichte Catharina Medici mit dem zweiten Sohne des Königs. Damals hatte er die Franzosen und ihren indirecten Einfluß auf Florenz, jetzt hatte er den Kaiser und seine Intentionen bei einer Kirchenversammlung zu fürchten.

Nach bemühte er sich nun nicht weiter, seinen Zweck zu verhehlen. Wir besitzen einen Brief von ihm an Ferdinand I, in dem er erklärt, mit seiner Bemühung, eine Theilnahme aller christlichen Fürsten an dem Concilium zu Wege zu bringen, sei es ihm nicht gelungen: König Franz I, den er gesprochen, halte die gegenwärtige Zeit nicht für geeignet zu einer solchen Versammlung und sei nicht darauf eingegangen: er, der Papst, hoffe aber noch immer, ein ander Mal eine günstige Stimmung der christlichen Fürsten hervorgehen zu sehen. Ich weiß nicht, wie man über die Absichten Clemens' VII in Zweifel sein kann. Noch in seinem letzten Schreiben an die katholischen Fürsten von Deutschland hatte er die Bedingung einer allgemeinen Theilnahme wiederholt: daß er nun erklärt, eine solche nicht bewerkstelligen zu können, enthält eine unzweideutige Weigerung, jener seiner Ankündigung Folge zu geben. In seiner Verbindung mit Frankreich fand er, wie den Muth, so auch den Vorwand dazu. Ich kann mich nicht überreden, daß das Concilium jemals unter ihm zu Stande gekommen wäre.

Jedoch war dies nicht die einzige Folge jener Verbindung. Auf der Stelle entwickelte sich noch eine andere, unerwartete, die besonders für uns Deutsche von der größten Wichtigkeit ist.

Sehr sonderbar war sogleich die Combination, die bei der Verflechtung kirchlicher und weltlicher Interessen daraus hervorging. Franz I war damals in dem besten Verständniß mit den Protestanten; indem er sich nun zugleich so eng mit dem Papst verbündete, vereinigte er gewissermaßen Protestanten und Papst in das nämliche System.

Und hier erkennen wir, was die politische Stärke der Stellung ausmachte, welche die Protestanten eingenommen hatten. Der Kaiser konnte nicht beabsichtigen, sie dem Papst so geradehin aufs neue zu unterwerfen; er bediente sich vielmehr ihrer Bewegung, um diesen damit in Schach zu halten. Allmählich zeigte sich, daß auch der Papst nicht wünschte, sie auf Gnade oder Ungnade dem Kaiser unterworfen

zu sehen; nicht so ganz unbewußt war sogar die Verbindung Clemens' VII mit ihnen: er hoffte, ihre Opposition wider den Kaiser zu benutzen, um diesem hinwiederum zu schaffen zu geben.

Es ist gleich damals bemerkt worden, der König von Frankreich habe den Papst glauben gemacht, die vornehmsten protestantischen Fürsten seien von ihm abhängig: er habe ihn hoffen lassen, sie dahin zu bringen, auf das Concilium Verzicht zu leisten. Allein, wenn wir nicht sehr irren, gingen diese Verbindungen noch weiter. Kurz nach der Zusammenkunft mit dem Papste hielt Franz I eine andere mit Landgraf Philipp von Hessen. Sie vereinigten sich zur Herstellung des Herzogs von Württemberg, der damals von dem Hause Oestreich verdrängt worden war. Franz I bequemt sich, Hülfsgelder zu zahlen. In kurzem Kriegszuge, mit überraschender Schnelligkeit setzte hierauf Landgraf Philipp das Unternehmen ins Werk. Es ist gewiß, daß er in die östreichischen Erblande hätte vordringen sollen: allgemein vermuthete man, der König wolle Mailand einmal auch von deutscher Seite her angreifen lassen. Eine noch weitere Aussicht eröffnet uns Marino Giustinian, in jenen Zeiten Botschafter der Venezianer in Frankreich. Er versichert geradehin, diese deutsche Bewegung sei von Clemens und Franz zu Marseille beschlossen worden; er fügt hinzu, es habe allerdings nicht außer dem Plane gelegen, diese Truppen nach Italien kommen zu lassen: insgeheim würde der Papst dazu mitgewirkt haben. Es würde etwas rasch sein, diese Behauptung, so sicher sie auch ausgesprochen wird, als beglaubigte Thatsache zu betrachten: noch andere Beweise wären erforderlich; — allein, wenn wir sie auch nicht annehmen, stellt sich doch eine sehr merkwürdige Erscheinung unbezweifelt dar. Wer hätte es vermuthen sollen? In dem Augenblick, daß Papst und Protestanten einander mit einem unverföhnlichen Haß verfolgen, daß sie sich einen geistlichen Krieg machen, der die Welt mit Zwietracht erfüllt, sind sie auf der anderen Seite durch gleiche politische Interessen verbunden.

War aber früher, in der Verwicklung der italienischen Angelegenheiten, dem Papst nichts so verderblich gewesen wie die zweideutige allzuferne Politik, die er befolgte, so trugen ihm diese Maßregeln auf dem geistlichen Gebiete noch bitterere Früchte.

König Ferdinand, bedroht in seinen erblichen Provinzen, eilte, den Frieden von Radan zu schließen, in welchem er Württemberg fahren ließ und sogar in ein engeres Verständniß mit dem Landgrafen selber trat. Es waren die glücklichsten Tage Philipps von Hessen. Daß er einem verjagten deutschen Fürsten mit gewaltiger

Hand zu seinem Recht verholken, machte ihn zu einem der angesehensten Oberhäupter des Reiches. Er hatte aber damit auch noch einen anderen wichtigen Erfolg erkämpft. Dieser Friede enthielt zugleich eine tiefgreifende Bestimmung über die religiösen Streitigkeiten. Das Kammergericht ward angewiesen, über die eingezogenen geistlichen Güter keine Klagen weiter anzunehmen.

Ich weiß nicht, ob irgend ein anderes einzelnes Ereigniß für das Uebergewicht des protestantischen Namens in Deutschland so entscheidend eingewirkt hat wie diese heftige Unternehmung. In jener Weisung des Kammergerichts liegt eine juridische Sicherung der neuen Partei, die von ungemeiner Bedeutung ist. Auch ließ sich die Wirkung nicht lange erwarten. Den Frieden von Radan, dünkt mich, können wir als die zweite große Epoche der Erhebung einer protestantischen Macht in Deutschland betrachten. Nachdem sie eine Zeitlang mindere Fortschritte gemacht, fing sie aufs neue an, sich auf das glänzendste auszubreiten. Württemberg, welches man eingenommen, ward ohne weiteres reformirt. Die deutschen Provinzen von Dänemark, Pommern, die Mark Brandenburg, die zweite Linie von Sachsen, eine Linie von Braunschweig, die Pfalz folgen in kurzem nach. Binnen wenigen Jahren breitete sich die Reformation der Kirche über das gesammte niedere Deutschland aus und setzte sich in dem oberen auf immer fest.

Und um eine Unternehmung, die dahin führte, die den begonnenen Abfall so unermesslich beförderte, hatte Papst Clemens gewußt, er hatte sie vielleicht gebilligt.

Das Papstthum war durchaus in einer falschen, unhaltbaren Position. Seine weltlichen Tendenzen hatten in ihm selbst einen Verfall hervorgerufen, aus dem ihm unzählige Widersacher und Abtrünnige entsprangen; aber die Fortsetzung derselben, die fernere Verflechtung geistlicher und weltlicher Interessen, richtete es vollends zu Grunde.

Auch das Schisma von England hängt noch wesentlich hievon ab.

Es ist sehr bemerkenswerth, daß Heinrich VIII, so feindselig er sich auch gegen Luther erklärt hatte, so eng er mit dem römischen Stuhle auch verbunden war, doch bei der ersten Differenz in rein politischen Geschäften, schon im Anfang des Jahres 1525, dem römischen Stuhle mit kirchlichen Neuerungen drohte. Damals ward zwar alles beigelegt; der König machte mit dem Papst gemeinschaftliche Sache wider den Kaiser; als Clemens in dem Castell eingeschlossen, von Jedermann verlassen war, fand Heinrich VIII Mittel,

ihm eine Unterstützung zukommen zu lassen; Clemens war ihm deshalb persönlich vielleicht geneigter als irgend einem anderen Fürsten. Seitdem aber war nun die Ehescheidungssache des Königs in Gang gekommen. Es ist nicht zu leugnen, daß ihm der Papst noch im Jahre 1528 eine günstige Erledigung derselben, wenn nicht zusagte, doch möglich erscheinen ließ, „sobald nur erst die Deutschen und die Spanier aus Italien verjagt sein würden“. Es erfolgte hievon, wie wir wissen, das Gegentheil. Die Kaiserlichen setzten sich nun erst recht fest: wir sahen, in welchem engen Bund Clemens mit ihnen trat: unter so veränderten Umständen konnte er eine Hoffnung nicht erfüllen, die er überdies nur flüchtig angedeutet hatte. Kaum war der Friede von Barcelona geschlossen, so avocirte er den Proceß nach Rom. Die Frau, von der sich Heinrich scheiden wollte, war die Tante des Kaisers; von einem früheren Papst war die Ehe ausdrücklich gutgeheißen worden; wie hätte, sobald die Sache einmal in den processualischen Gang vor den Gerichtshöfen der Curie geleitet worden, zumal unter dem immerwährenden Einfluß der Kaiserlichen, die Entscheidung zweifelhaft sein können? Hierauf schlug nun Heinrich den schon ehemals ins Auge gefaßten Weg ohne weiteres ein. In der Hauptsache, dem Dogma, war und blieb er ohne Zweifel katholisch gesinnt; diese Angelegenheit aber, die in Rom so offenbar mit politischen Rücksichten in Verbindung gebracht wurde, rief nun in ihm eine immer lebhaftere Opposition gegen die weltliche Gewalt des Papstthums hervor. Jeden Schritt, der in Rom zu seinem Nachtheile geschah, erwiederte er mit einer Maßregel gegen die Curie: immer förmlicher sagte er sich von derselben los. Als jene endlich im Jahre 1534 ihre definitive Sentenz ergehen ließ, bedachte auch er sich nicht weiter und sprach die vollständige Trennung seines Reiches von dem Papste aus. So schwach waren bereits die Bande, welche den römischen Stuhl und die verschiedenen Landeskirchen verknüpften, daß es nichts als den Entschluß eines Fürsten bedurfte, um sein Reich von demselben loszureißen.

Diese Ereignisse erfüllten das letzte Lebensjahr Clemens' VII. Sie waren ihm um so bitterer, da er nicht ohne alle Schuld daran war und seine Anfälle in einem qualvollen Zusammenhange mit seinen persönlichen Eigenschaften standen. Und von Tag zu Tage gefährlicher entwickelte sich der Gang der Dinge. Schon drohte Franz I, Italien aufs neue anzufallen: er behauptete, hiezu zwar nicht die schriftliche, aber doch die mündliche Genehmigung des Papstes erhalten zu haben. Der Kaiser wollte sich nicht länger mit Ausflüchten

abweisen lassen und drang immer nachdrücklicher auf die Einberufung des Conciliums. Häusliche Mißthelligkeiten kamen hinzu: nachdem es so viele Mühe gekostet, Florenz zu unterwerfen, mußte der Papst erleben, daß die beiden Neffen, die er hatte, sich über die Herrschaft in dieser Stadt entzweiten und in wilde Feindschaft geriethen: die Gedanken, die er sich hierüber machte, die Furcht vor den kommenden Dingen, — Schmerz und geheime Qual, sagt Soriano, führten ihn zum Tode.

Glücklich haben wir Leo genannt: vielleicht besser, auf jeden Fall fehlerfreier, thätiger und im Einzelnen selbst scharfsinniger, aber in allem seinem Thun und Lassen unglücklich war Clemens. Wohl der unheilvollste aller Päpste, die je auf dem römischen Stuhle gesessen. Der Ueberlegenheit feindlicher Kräfte, die ihn von allen Seiten bedrängte, trat er mit einer unsicheren, von den Wahrscheinlichkeiten des Augenblicks abhängigen Politik entgegen, die ihn vollends zu Grunde richtete. Die Versuche, eine selbständige weltliche Macht zu bilden, denen sich seine namhaftesten Vorgänger hingegeben, mußte er zu einem ganz entgegengesetzten Erfolge umschlagen sehen: er mußte sich darein finden, daß die, denen er Italien entreißen wollte, ihre Herrschaft daselbst auf immer befestigten. Der große Abfall der Protestanten entwickelte sich unaufhaltsam vor seinen Augen: welche Mittel er auch wider denselben ergreifen mochte, sie trugen alle zu seiner Ausbreitung bei. In Reputation unendlich herabgekommen ohne geistliche, ohne weltliche Autorität hinterließ er den päpstlichen Stuhl. Jenes Norddeutschland, das für das Papstthum von jeher so bedeutend war, durch dessen erste Befehring vor Zeiten die Macht der Päpste im Abendlande vorzüglich mit begründet worden, — dessen Empörung gegen Kaiser Heinrich IV ihnen zur Vollendung der Hierarchie so große Dienste geleistet hatte, — war wider sie selber aufgestanden. Unser Vaterland hat das unsterbliche Verdienst, das Christenthum in reinerer Gestalt, als es seit den ersten Jahrhunderten bestanden, wiederhergestellt, die wahre Religion wieder entdeckt zu haben. Mit dieser Waffe war es unüberwindlich gerüstet. Seine Ueberzeugungen brachen sich bei allen Nachbarn Bahn. Scandinauven hatten sie bereits eingenommen; wider die Absicht des Königs, aber unter dem Schutze der Maßregeln, die er ergriffen, breiteten sie sich in England aus; in der Schweiz erkämpften sie sich, unter wenigen Modificationen, eine unantastbare Existenz; in Frankreich drangen sie vor; in Italien, selbst in Spanien finden wir noch unter Clemens ihre Spuren. Immer näher wälzen sich diese Fluthen heran. In diesen

Meinungen lebt eine Kraft, die Jedermann heranzieht und fortreibt. Der Widerstreit geistlicher und weltlicher Interessen, in den sich das Papstthum gesetzt hat, scheint recht dazu gemacht, ihnen die vollständige Herrschaft zu verschaffen.

Zweites Buch.

Anfänge einer Regeneration des Katholicismus.

Nicht erst heutzutage hat die öffentliche Meinung Einfluß in der Welt bekommen: in allen Jahrhunderten des neueren Europa hat sie ein wichtiges Lebensmoment ausgemacht. Wer möchte sagen, woher sie entspringt, wie sie sich bildet? Wir dürfen sie als das eigenthümlichste Product unserer Gemeinschaftlichkeit betrachten, als den nächsten Ausdruck der inneren Bewegungen und Umwandlungen des allgemeinen Lebens. Aus geheimen Quellen steigt sie auf und nährt sie sich; ohne vieler Gründe zu bedürfen, durch unwillkürliche Ueberzeugung bemächtigt sie sich der Geister. Aber nur in den äußersten Unwissen ist sie mit sich selber in Uebereinstimmung: in unzähligen größeren und kleineren Kreisen wird sie auf eigenthümliche Weise wieder hervorgebracht und auf das mannichfaltigste modificirt. Da ihr dann immer neue Wahrnehmungen und Erfahrungen zufließen, da es immer selbständige Geister giebt, welche, von ihr zwar berührt, aber nicht so geradezu in dem Strome mit fortgerissen, energisch auf sie zurückwirken, so ist sie in unaufhörlicher Metamorphose begriffen: flüchtig, vielgestaltig: mit der Wahrheit und dem Rechte zuweilen mehr, zuweilen minder im Einklange: mehr eine Tendenz des Augenblicks als eine fixirte Lehre. Häufig begleitet sie nur das Ereigniß, das sie mit hervorbringt, — bildet und entwickelt sich daran; dann und wann aber, wenn ihr ein einseitiger Wille, den sie doch nicht übermeistern kann, entgegentritt, schwillt sie zu gewaltamer Forderung an. Man muß zugestehen, daß sie von den Bedürfnissen, den Mängeln in der Regel ein richtiges Gefühl hat; davon aber, was auszurichten und ins Werk zu setzen wäre, kann sie ihrer Natur nach kein reines festes Bewußtsein hervorbringen. Daher kommt es, daß sie im Laufe der Zeit sogar oft in ihr Gegentheil umschlägt. Sie hat das Papstthum gegründet, sie hat es auch auflösen helfen. In

den Zeiten, die wir betrachten, war sie einmal völlig profan: sie wurde durchaus geistlich. Bemerkten wir, wie sie sich in ganz Europa dem Protestantismus zuneigte, so werden wir auch sehen, wie sie in einem großen Theile desselben eine andere Farbe empfing.

Gehen wir davon aus, wie sich zunächst die Lehren der Protestanten auch in Italien Bahn machten.

Analogien des Protestantismus in Italien.

Literarische Vereinigungen haben auch in Italien auf wissenschaftliche und künstlerische Entwicklung einen unberechenbaren Einfluß ausgeübt. Bald um einen Fürsten, bald um einen ausgezeichneten Gelehrten, bald um irgend einen literarisch-gesinneten, bequem-eingerichteten Privatmann her, zuweilen auch in freier gleicher Geselligkeit bilden sie sich; am meisten pflegen sie werth zu sein, wenn sie frisch und formlos aus dem unmittelbaren Bedürfniß hervorgehen: mit Vergnügen verfolgen wir ihre Spuren.

Zu der nämlichen Zeit, als die protestantische Bewegung in Deutschland hervortrat, erschienen in Italien literarische Reunionen, die eine religiöse Farbe annahmen.

Eben als es unter Leo X der Ton der Gesellschaft geworden war, das Christenthum zu bezweifeln, zu leugnen, erhob sich in geistreicheren Männern, in solchen, welche die Bildung ihrer Zeit besaßen, ohne sich an dieselbe verloren zu haben, eine Rückwirkung dagegen. Es ist so natürlich, daß sie sich zusammenfanden. Der menschliche Geist bedarf der Bestimmung; wenigstens liebt er sie immer: unentbehrlich aber ist sie ihm in religiösen Ueberzeugungen, deren Grund das tiefste Gemeingefühl ist.

Noch zu Leo's Zeiten wird ein Oratorium der göttlichen Liebe erwähnt, das einige ausgezeichneten Männer in Rom zu gemeinschaftlicher Erbauung gestiftet hatten. In Trastevere, in der Kirche S. Silvestro und Dorotea, unfern von dem Orte, wo der Apostel Petrus, wie man glaubte, gewohnt und die ersten Zusammenkünfte der Christen geleitet habe, versammelten sie sich zu Gottesdienst, Predigt und geistlichen Uebungen. Es waren ihrer funfzig bis sechzig. Contarini, Sadolet, Giberto, Caraffa, die nachmals sämmtlich Cardinäle geworden, Gaetano da Thiene, den man canonisirt hat, Rippomano, ein geistlicher Schriftsteller von viel Ruf und Wirksamkeit, und einige anderen namhaften Männer waren darunter. Julian Bathi, Pfarrer jener Kirche, diente ihnen zum Mittelpunkt ihrer Vereinigung.

Es fehlte viel, daß die Richtung derselben, wie man leicht aus dem Orte der Versammlung schließen könnte, dem Protestantismus entgegengelauften wäre: sie war ihm vielmehr in gewissem Sinne gleichartig — in der Absicht, dem allgemeinen Verfall der Kirche durch Erneuerung der Lehre und des Glaubens entgegenzutreten, wovon auch Luther und Melancthon ausgegangen waren. Sie bestand aus Männern, welche später sehr verschiedene Ansichten entwickelt haben: damals begegneten sie sich in der nämlichen allgemeinen Gesinnung.

Gar bald aber traten bestimmtere und verschiedenartige Tendenzen hervor.

Einem Theile der römischen Gesellschaft begegnen wir nach Verlauf einiger Jahre in Venedig wieder.

Rom war geplündert, Florenz erobert worden, Mailand war fortwährend der Lummelplatz der Kriegsheere gewesen: in diesem allgemeinen Ruin hatte sich Venedig unberührt von den Fremden, von den Kriegsheeren behauptet: es wurde als eine allgemeine Zufluchtsstätte betrachtet. Da fanden sich die zerstreuten römischen Literatoren, die florentinischen Patrioten, denen ihr Vaterland auf immer geschlossen war, zusammen. Namentlich in den letzten zeigte sich, wie wir an dem Geschichtschreiber Kardini, dem Uebersetzer der Bibel Bruccioli sehen, nicht ohne Nachwirkung der Lehren des Savonarola, eine sehr starke geistliche Richtung. Auch andere Flüchtlinge, wie Reginald Poole, welcher England verlassen hatte, um sich den Neuerungen Heinrichs VIII zu entziehen, theilten dieselbe. In ihren venezianischen Gastfreunden fanden sie ein bereitwilliges Entgegenkommen. Bei Peter Bembo in Padua, der ein offenes Haus hielt, fragte man allerdings am meisten nach gelehrten Sachen, nach cicero-nianischem Latein. Tiefer verlor man sich bei dem gelehrten und verständigen Gregorio Cortese, Abt von San Giorgio Maggiore bei Venedig. In die Gebüsche und Lauben von S. Giorgio verlegt Bruccioli einige seiner Gespräche. Unfern Treviso hatte Luigi Priuli eine Villa, genannt Treville. Er ist einer der rein ausgebildeten venezianischen Charaktere, wie wir ihnen noch heute dann und wann begegnen, voll ruhiger Empfänglichkeit für wahre und große Gefühle und uneigennütziger Freundschaft. Hier beschäftigte man sich hauptsächlich mit geistlichen Studien und Gesprächen. Da war der Benedictiner Marco von Padua, ein Mann von tieferer Frömmigkeit, der es wahrscheinlich ist, an dessen Brülsten Poole Nahrung gezogen zu haben behauptet. Als das Haupt von allen mochte Gaspar Con-

tarini anzusehen sein, von welchem Poole sagt, es sei ihm nichts unbekannt, was der menschliche Geist durch eigene Forschung entdeckt, oder was die göttliche Gnade ihm mitgetheilt habe, und dazu füge er den Schmuck der Tugend.

Fragen wir nun, in welcher Grundansicht diese Männer sich berührten, so ist das hauptsächlich dieselbe Lehre von der Rechtfertigung, welche in Luther der ganzen protestantischen Bewegung ihren Ursprung gegeben hatte. Contarini schrieb einen eigenen Tractat darüber, den Poole nicht genug zu rühmen weiß. „Du hast“, sagt er ihm, „diesen Edelstein hervorgezogen, den die Kirche in halber Verborgenheit bewahrte.“ Poole selber findet, daß die Schrift in ihrem tieferen Zusammenhange nichts als diese Lehre predige: er preist seinen Freund glücklich, daß er diese „heilige, fruchtbringende, unentbehrliche Wahrheit“ ans Licht zu bringen angefangen. Zu dem Kreise von Freunden, der sich an sie angeschlossen, gehörte M. A. Flaminio. Er wohnte eine Zeitlang bei Poole: Contarini wollte ihn mit nach Deutschland nehmen. Man höre, wie entschieden er jene Lehre verkündigt. „Das Evangelium“, sagt er in einem seiner Briefe, „ist nichts anderes als die glückliche Neuigkeit, daß der eingeborne Sohn Gottes, mit unserem Fleisch bekleidet, der Gerechtigkeit des ewigen Vaters für uns genuggethan hat. Wer dies glaubt, geht in das Reich Gottes ein: er genießt die allgemeine Vergebung: er wird von einer fleischlichen Creatur eine geistliche, von einem Kinde des Zorns ein Kind der Gnade: er lebt in einem süßen Frieden des Gewissens.“ Man kann sich hierüber kaum lutherisch-rechtgläubiger ausdrücken.

Ganz wie eine literarische Meinung oder Tendenz breitete sich diese Ueberzeugung über einen großen Theil von Italien aus.

Bemerkenswürdig ist es doch, wie so plötzlich der Streit über eine Meinung, von der früher nur dann und wann in den Schulen die Rede war, ein Jahrhundert einnehmen und erfüllen, die Thätigkeit aller Geister desselben herausfordern kann. In dem sechzehnten Jahrhundert brachte die Lehre von der Rechtfertigung die größten Bewegungen, Entzweigungen, ja Umwälzungen hervor. Man möchte sagen, es sei im Gegensatz gegen die Verweltlichungen des kirchlichen Institutes, welches die unmittelbare Beziehung des Menschen zu Gott fast ganz verloren hatte, geschehen, daß eine so transcendente, das tiefste Geheimniß dieses Verhältnisses anbetreffende Frage die allgemeine Beschäftigung der Geister wurde.

Selbst in dem lebenslustigen Neapel ward sie, und zwar von einem Spanier, einem Secretär des Vickönigs, Johann Balbez, verbreitet.

Die Schriften des Valdez sind leider ganz verschollen: darüber aber, was die Gegner an ihm tadelten, haben wir ein sehr bestimmtes Zeugniß. Um das Jahr 1540 kam ein kleines Buch „von der Wohlthat Christi“ in Umlauf, welches, wie sich ein Bericht der Inquisition ausdrückt, auf einschmeichelnde Weise von der Rechtfertigung handelte, Werke und Verdienste herabsetzte, dem Glauben allein alles zuschrieb und, weil eben dies der Punkt war, an dem damals viele Prälaten und Klosterbrüder anstießen, eine ungemeine Verbreitung fand.“ Man hat dem Autor dieses Buches öfter nachgefragt. Jener Bericht bezeichnet ihn mit Bestimmtheit. „Es war“, sagt derselbe, „ein Mönch von San Severino, ein Schüler des Valdez: Flaminio hat es revidirt“. Auf einen Schüler und Freund des Valdez führt sich demnach dieses Buch zurück, das in der That einen unglaublichen Succes hatte und die Lehre von der Rechtfertigung auf eine Zeitlang in Italien populär machte. Dabei war jedoch die Tendenz des Valdez nicht ausschließlich theologisch, wie er denn ein bedeutendes weltliches Amt bekleidete; er hat keine Secte gestiftet; aus einer liberalen Beschäftigung mit dem Christenthume war dieses Buch hervorgegangen. Mit Wonne dachten seine Freunde an die schönen Tage, die sie mit ihm an der Chiaja und dem Posillippo genossen hatten, dort bei Neapel, „wo die Natur in ihrer Pracht sich gefällt und lächelt.“ Valdez war sanft, angenehm, nicht ohne Schwung des Geistes. „Ein Theil seiner Seele“, sagen seine Freunde von ihm, „reichte hin, seinen schwachen mageren Körper zu beleben: mit dem größeren Theil, dem ungetrübten hellen Verstande, war er immer zur Betrachtung der Wahrheit erhoben.“

Bei dem Adel und den Gelehrten von Neapel hatte Valdez außerordentlichen Einfluß: lebhaften Antheil an dieser religiös geistigen Bewegung nahmen auch die Frauen.

Unter anderen Vittoria Colonna. Nach dem Tode ihres Gemahls Pescara hatte sie sich ganz den Studien hingegeben. In ihren Gedichten wie in ihren Briefen ist eine selbstgefühlte Moral, eine ungeheuchelte Religion. Wie schön tröstet sie eine Freundin über den Tod ihres Bruders, „dessen friedfertiger Geist in den ewigen wahren Frieden eingegangen: sie müsse nicht klagen, da sie nun mit ihm reden könne, ohne daß seine Abwesenheit, wie sonst so häufig, sie hindere, von ihm verstanden zu werden“. Poole und Contarini gehörten zu ihren vertrautesten Freunden. Ich sollte nicht glauben, daß sie sich geistlichen Uebungen auf klösterliche Weise unterzogen habe. Mit vieler Naivetät schreibt ihr wenigstens Arctin: „ihre Meinung sei

gewiß nicht, daß es auf das Verstummen der Zunge, das Nieder schlagen der Augen, die rauhe Kleidung ankomme, sondern auf die reine Seele.“

Ueberhaupt war das Haus Colonna, namentlich Vespasiano, Herzog zu Palliano, und dessen Gemahlin Julia Gonzaga, dieselbe, die für die schönste Frau in Italien gegolten hat, dieser Bewegung gewogen. Ein Buch des Valdez war der Julia gewidmet.

Aber überdies hatte diese Lehre in den mittleren Ständen einen ungemeinen Fortgang. Der Bericht der Inquisition scheint fast zu übertreiben, wenn er 3000 Schullehrer zählen will, die derselben angehangen. Doch auch eine mindere Anzahl, wie tief mußte sie auf Jugend und Volk wirken!

Um nicht viel geringer mochte die Theilnahme sein, die diese Lehre in Modena fand. Der Bischof selbst, Morone, ein genauer Freund von Poole und Contarini, begünstigte sie: auf sein ausdrückliches Geheiß ward das Buch von der Wohlthat Christi gedruckt und in vielen Exemplaren verbreitet; sein Capellan, Don Girolamo da Modena, war der Vorsteher einer Akademie, in welcher die nämlichen Grundsätze herrschten.

Es ist von Zeit zu Zeit von den Protestanten in Italien die Rede gewesen, und wir haben schon mehrere Namen genannt, die in den Verzeichnissen derselben vorkommen. Und gewiß hatten in diesen Männern einige Meinungen Wurzel gefaßt, welche in Deutschland herrschend wurden: sie suchten die Lehre auf das Zeugniß der Schrift zu gründen; in dem Artikel von der Rechtfertigung streiften sie nahe an die lutherische Auffassung hin. Allein daß sie dieselbe auch in allen anderen Stücken getheilt hätten, kann man nicht sagen: allzutief war das Gefühl der Einheit der Kirche, die Verehrung für den Papst ihren Gemüthern eingeprägt, und gar manche katholischen Gebräuche hingen zu genau mit der nationalen Sinnesweise zusammen, als daß man sich so leicht von ihnen entfernt hätte.

Flaminio verfaßte eine Psalmenerklärung, deren dogmatischer Inhalt von protestantischen Schriftstellern gebilligt worden ist; aber eben dieselbe verfaß er mit einer Zueignung, in welcher er den Papst „den Wächter und Fürsten aller Heiligkeit, den Statthalter Gottes auf Erden“ nannte.

Giovan Battista Tolengo schreibt die Rechtfertigung allein der Gnade zu: er redet fogar von dem Nutzen der Sünde, was nicht weit von der Schädlichkeit der guten Werke entfernt ist: lebhaft eifert er wider das Vertrauen auf Fasten, häufiges Gebet, Messe und

Beichte, ja auf den Priesterstand selber, Tonsur und Mitra; dennoch ist er in dem nämlichen Benedictinerkloster, in welchem er in seinem sechzehnten Jahre eingekleidet worden, ungefähr in dem sechzigsten ruhig gestorben.

Nicht viel anders stand es lange Zeit mit Bernardino Ochino. Glauben wir seinen eigenen Worten, so war es von Anfang ein tiefes Verlangen, wie er sich ausdrückt, „nach dem himmlischen Paradiese, das durch die göttliche Gnade erworben wird“, was ihn dahin brachte, Franciscaner zu werden. Sein Eifer war so gründlich, daß er gar bald zu den strengeren Bussübungen der Capuziner übertrat. In dem dritten und noch einmal in dem vierten Capitel dieses Ordens ward er zum General desselben ernannt: ein Amt, das er mit außerordentlichem Beifall verwaltete. So streng aber auch sein Leben war, — er ging immer zu Fuß: er schloß auf seinem Mantel: nie trank er Wein: auch anderen schärfte er vor allem das Gebot der Armuth ein als das vornehmste Mittel, die evangelische Vollkommenheit zu erwerben, — so ward er doch nach und nach von dem Lehrsatz der Rechtfertigung durch die Gnade überzeugt und durchdrungen. Auf das eindringlichste trug er sie in dem Beichtstuhl und auf der Kanzel vor. „Ich eröffnete ihm mein Herz“, sagt Bembo, „wie ich es vor Christo selber thun würde: mir kam es vor, als hätte ich nie einen heiligeren Mann gesehen.“ Zu seinen Predigten strömten die Städte zusammen: die Kirchen waren zu klein: die Gelehrten und das Volk, beide Geschlechter, alt und jung, alle wurden befriedigt. Seine rauhe Kleidung, sein bis auf die Brust herabhängender Bart, seine grauen Haare, sein bleiches mageres Gesicht und die Schwäche, die von seinem hartnäckigen Fasten herkam, gaben ihm den Ausdruck eines Heiligen.

Und so gab es noch eine Linie innerhalb des Katholicismus, welche von den Analogien der neuen Meinungen nicht überschritten wurde. Mit Priestertum und Mönchswesen setzte man sich in Italien nicht geradezu in Streit: den Primat des Papstes anzugreifen, war man weit entfernt. Wie hätte auch z. B. ein Poole nicht daran festhalten sollen, nachdem er aus England geflüchtet war, um nicht in seinem Könige das Haupt der englischen Kirche verehren zu müssen? Sie meinten, wie Ottonell Vida, ein Schüler Vergerio's, diesem selber erklärt, „in der christlichen Kirche habe jeder sein Amt: der Bischof die Seelsorge der Einwohner seiner Diöces, die er vor der Welt und dem Bösen zu beschützen habe: der Metropolitan müsse darauf achten, daß von den Bischöfen Residenz gehalten werde: die Metropolitanen

seien dann wieder dem Papst unterworfen, dem die allgemeine Verwaltung der Kirche aufgetragen sei, die er mit heiligem Geiste leiten solle. Seines Amtes müsse ein Jeder warten“. Die Absonderung von der Kirche hielten diese Männer für das äußerste Uebel. Sidoro Clario, ein Mann, der mit Hilfe protestantischer Arbeiten die Vulgata verbessert und dazu eine Einleitung geschrieben hat, welche einer Exurgation unterworfen worden ist, mahnte die Protestanten in einer eigenen Schrift von einem solchen Vorhaben ab. „Kein Verderben“, sagt er, „könne so groß sein, um zu einem Abfall von dem geheiligten Verein zu berechnen. Sei es nicht besser, dasjenige, was man habe, zu restauriren, als sich unsicheren Versuchen, etwas anderes hervorzubringen, anzuvertrauen? Nur darauf solle man sinnen, wie das alte Institut zu verbessern und von seinen Fehlern zu befreien sei.“

Unter diesen Modificationen gab es eine große Anzahl von Anhängern der neuen Lehre in Italien. Antonio dei Bagliarici zu Siena, der selbst für den Urheber des Buches von der Wohlthat Christi gehalten worden, Carnesecchi aus Florenz, welcher als ein Anhänger und Verbreiter desselben in Anspruch genommen ward, Giovan Battista Rotto zu Bologna, welcher an Morone, Poole und Vittoria Colonna Beschützer hatte und Mittel fand, die Aermsten unter seinen Anhängern mit Geld zu unterstützen, Fra Antonio von Volterra, und fast in jeder Stadt von Italien irgend ein bedeutender Mensch, schlossen sich ihr an. Es war Eine Meinung, entschieden religiös, kirchlich gemäßigt, welche das ganze Land von einem Ende bis zu dem anderen in allen Kreisen in Bewegung setzte.

Versuche innerer Reformen und einer Ausführung mit den Protestanten.

Man legt Poole die Aeußerung in den Mund, der Mensch habe sich mit der inneren Einsicht zu begnügen, ohne sich viel darum zu kümmern, ob es in der Kirche Irthümer und Mißbräuche gebe. Aber gerade von einer Seite, der er selber angehörte, kam der erste Versuch einer Verbesserung.

Es ist vielleicht die rühmlichste That Pauls III, mit der er gleich seine Thronbesteigung bezeichnete, daß er einige ausgezeichneten Männer, ohne andere Rücksicht als auf ihr Verdienst, in das Collegium der Cardinäle berief. Mit jenem Venezianer Contarini begann

er, und dieser soll die übrigen in Vorschlag gebracht haben. Es waren Männer von unbefcholtenen Sitten, die im Rufe von Gelehrsamkeit und Frömmigkeit standen, denen die Bedürfnisse der verschiedenen Länder bekannt sein mußten: Caraffa, der sich lange in Spanien und den Niederlanden aufgehalten: Sadolet, Bischof zu Carpentras in Frankreich: Poole, flüchtig aus England: Giberto, der, nachdem er lange an der Leitung der allgemeinen Angelegenheiten Theil gehabt, sein Bisthum Verona musterhaft verwaltete: Federigo Fregoso, Erzbischof von Salerno: fast alle, wie wir sehen, Mitglieder jenes Oratorium der göttlichen Liebe, mehrere in der nach dem Protestantismus neigenden religiösen Richtung.

Eben diese Cardinäle waren es nun, welche auf Befehl des Papstes einen Entwurf kirchlicher Reformen ausarbeiteten. Er wurde den Protestanten bekannt, und sie haben ihn nicht ohne Wegwerfung verspottet. Sie freilich waren indessen um vieles weiter geschritten. Aber für die katholische Kirche lag, es ist schwerlich zu leugnen, eine außerordentliche Bedeutung darin, daß man das Uebel in Rom selbst angreift, daß man, einem Papst gegenüber, den Päpsten vorwarf, wie es in dem Eingange zu dieser Schrift heißt, „sich häufig Diener gewählt zu haben, nicht um von ihnen zu lernen, was ihre Pflicht erheische, sondern um sich das für erlaubt erklären zu lassen, wonach ihre Begierden getrachtet“, daß man einen solchen Mißbrauch der höchsten Gewalt für die vornehmste Quelle des Verderbens erklärte.

Und hiebei blieb man nicht stehen. Es sind einige kleinen Schriften von Gaspar Contarini übrig, in denen er vor allen denjenigen Mißbräuchen, welche der Curie Gewinn brachten, den lebhaftesten Krieg macht. Den Gebrauch der Compositionen — daß man nämlich für die Verleihung selbst geistlicher Gnaden sich Geld zahlen ließ — erklärt er für Simonie, die man für eine Art von Ketzerei halten könne. Man fand es übel gethan, daß er frühere Päpste tadle. „Wie“, ruft er aus, „sollen wir uns so sehr um den Namen von drei, vier Päpsten kümmern und nicht lieber verbessern, was verunstaltet ist, und uns selber einen guten Namen erwerben? In der That, es wäre viel gefordert, alle Thaten der Päpste zu vertheidigen!“ Den Mißbrauch der Dispensationen greift er auf das ernstlichste, nachdrücklichste an. Er findet es götzdienerisch, zu sagen, was wirklich behauptet wurde, der Papst habe für Festsetzung und Aufhebung des positiven Rechts keine andere Norm als seinen Willen. Es ist der Mühe werth, ihn hierüber zu hören. „Gesetz Christi“, sagt er, „ist ein Gesetz der Freiheit und verbietet eine so grobe Knecht-

schaft, welche die Lutheraner ganz Recht hätten mit der babylonischen Gefangenschaft zu vergleichen. Aber auch überdies — kann wohl das eine Regierung heißen, deren Regel der Wille eines Menschen ist, der von Natur zum Bösen neigt und von unzähligen Affecten bewegt wird? Nein! alle Herrschaft ist eine Herrschaft der Vernunft. Sie hat den Zweck, diejenigen, die ihr unterworfen sind, durch die rechten Mittel zu ihrem Ziele, dem Glück zu führen. Auch die Autorität des Papstes ist eine Herrschaft der Vernunft: Gott hat sie dem heiligen Peter und dessen Nachfolgern verliehen, um die ihnen anvertraute Heerde zur ewigen Seligkeit zu leiten. Ein Papst muß wissen, daß es freie Menschen sind, über die er sie ausübt. Nicht nach Belieben soll er befehlen oder verbieten oder dispensiren, sondern nach der Regel der Vernunft, der göttlichen Gebote und der Liebe: einer Regel, die alles auf Gott und das gemeine Beste bezieht. Denn nicht die Willkür giebt die positiven Gesetze. Sie werden gegeben, indem man das natürliche Recht und die göttlichen Gebote mit den Umständen zusammenhält; nur nach denselben Gesetzen und der unabweislichen Forderung der Dinge können sie geändert werden.“ — „Deine Heiligkeit“, ruft er Paul III zu, „trage Sorge, von dieser Regel nicht abzuweichen. Wende dich nicht zu der Ohnmacht des Willens, welche das Böse wählt, zu der Knechtschaft, die der Sünde dient. Dann wirst du mächtig, dann frei werden: dann wird in dir das Leben der christlichen Republik enthalten sein“.

Ein Versuch, wie wir sehen, ein rationelles Papstthum zu gründen, um so merkwürdiger, weil er von derselben Lehre über die Justification und den freien Willen ausgeht, die dem protestantischen Abfall zur Grundlage gedient hat. Wir vermuthen dies nicht allein, weil Contarini diese Meinungen hegte: er sagt es ausdrücklich. Er führt aus, daß der Mensch zum Bösen neige: dies komme von der Ohnmacht des Willens her, welcher, sobald er sich zu dem Bösen wende, mehr im Leiden als im Thun begriffen sei: nur durch Christi Gnade werde er frei. Er erkennt demnach wohl die päpstliche Gewalt an; doch fordert er von ihr die Richtung auf Gott und das allgemeine Beste.

Contarini legte seine Schriften dem Papste vor. Im November 1538 fuhr er mit ihm an einem heiteren Tage nach Ostia. „Da auf dem Wege“, schreibt er an Poole, „hat mich dieser unser gute Alte bei Seite genommen und mit mir allein über die Reform der Compositionen geredet. Er sagte, den kleinen Aufsatz, den ich darüber geschrieben, habe er bei sich, und in den Morgenstunden habe er ihn

gelesen. Ich hatte bereits alle Hoffnung aufgegeben. Jetzt hat er aber so Christlich mit mir geredet, daß ich neue Hoffnung gefaßt habe, Gott werde etwas Großes ausrichten und die Pforten der Hölle seinen Geist nicht überwältigen lassen“.

Es ist leicht zu erachten, daß eine durchgreifende Verbesserung der Mißbräuche, an die sich so viel persönliche Rechte und Ansprüche, so viele Gewohnheiten des Lebens knüpften, das Schwerste von allem war, was man unternehmen konnte. Indes schien Papst Paul nach und nach ernstlich darangehen zu wollen.

So ernannte er Commissionen zur Ausführung der Reformen — für Kammer, Ruota, Kanzlei und Penitenziaria; auch Giberio berief er wieder zu sich. Es erschienen reformatorische Bullen; zu dem allgemeinen Concilium, das Papst Clemens so sehr gefürchtet und geflohen hatte, das auch Paul III in seinen Privatverhältnissen manchen Anlaß finden konnte zu vermeiden, machte man Anstalt.

Wie nun, wenn in der That die Verbesserungen stattfanden, der römische Hof sich reformirte, die Mißbräuche der Verfassung abgestellt wurden? wenn dann das nämliche Dogma, von welchem Luther ausgegangen, das Princip einer Erneuerung in Leben und Lehre ward? wäre da nicht eine Ausöhnung möglich gewesen? Denn auch die Protestanten rissen sich nur langsam und widerstrebend von der Einheit der Kirche los.

Vielen schien es möglich: auf die Religionsgespräche setzten nicht Wenige eine ernstliche Hoffnung.

Der Theorie nach hätte sie der Papst nicht billigen sollen, da man darin nicht ohne Einwirkung der weltlichen Gewalt Religionsstreitigkeiten zu entscheiden suchte, über die er selber das oberste Erkenntniß in Anspruch nahm. Auch verwahrte er sich wohl; jedoch ließ er sie vor sich gehen und sendete seine Abgeordneten dazu.

Er ging dabei mit vieler Behutsamkeit zu Werke: er wählte immer gemäßigte Männer: Leute, die später in vielen Fällen selbst in den Verdacht des Protestantismus gerathen sind. Für ihr Leben und politisches Verhalten gab er ihnen überdies verständige Anweisungen.

Als er z. B. Morone, der noch jung war, im Jahre 1536 nach Deutschland schickte, versäumte er nicht, ihm anzuzurufen, „er solle keine Schulden machen, in den angewiesenen Herbergen bezahlen, sich ohne Luxus sowie ohne Armfeligkeit kleiden, zwar die Kirche besuchen, aber ja ohne den Schein der Heuchelei.“ Er sollte die römische Reform, von der so viel die Rede gewesen, in seiner Person

darstellen: eine durch Heiterkeit gemäßigte Würde empfahl man ihm an. Im Jahre 1540 hatte der Bischof von Wien zu einem äußersten Schritte gerathen. Man sollte, meinte derselbe, den Neugläubigen die für keßerisch erklärten Artikel Luthers und Melancthons vorlegen und sie kurzweg fragen, ob sie von denselben abzutreten geneigt seien. Zu einer solchen Maßregel jedoch wies der Papst seinen Nuntius mit nichten an. „Sie würden eher sterben, fürchten wir“, sagt er, „als einen solchen Widerruf leisten“. Er wünscht nur, eine Hoffnung der Ausöhnung zu sehen. Bei dem ersten Strahl derselben will er eine nicht beleidigende Formel senden, die von weisen und würdigen Männern bereits hiezu entworfen worden. „Wäre es doch schon dahin! Kaum dürfen wir es erwarten!“

Niemals aber war man näher bei einander, als bei dem Regensburger Gespräch im Jahre 1541. Die politischen Verhältnisse lagen ausnehmend vortheilhaft. Der Kaiser, welcher sich der Kraft des Reiches zu einem Türkenkrieg oder wider Frankreich zu bedienen hatte, wünschte nichts dringender als eine Ausöhnung. Er wählte die verständigsten, gemäßigtesten Männer unter den katholischen Theologen, Gropper und Julius Pflug, zu dem Gespräch aus. Auf der anderen Seite stand Landgraf Philipp wieder gut mit Oestreich: er hoffte, die oberste Anführung in dem Kriege, zu dem man sich rüstete, zu erhalten: mit Bewunderung und Vergnügen sah ihn der Kaiser auf seinem prächtigen Hengst, kräftig wie der, in Regensburg einreiten. Der friedfertige Bucer, der heugsame Melancthon erschienen von der protestantischen Seite.

Wie sehr auch der Papst einen glücklichen Erfolg wünsche, zeigte schon die Wahl des Legaten, den er sendete, eben jenes Gaspar Contarini, den wir in die neue Richtung, welche Italien genommen, so tief verflochten, den wir bei dem Entwurfe allgemeiner Reformen so thätig gesehen. Jetzt trat er in eine noch bedeutendere Stelle, in die Mitte zwischen zwei Meinungen und Parteien, welche die Welt spalteten: in einem vortheilhaften Moment: mit dem Auftrag und der Aussicht, sie zu versöhnen, — eine Stelle, die uns, wenn nicht die Pflicht auflegt, doch die Erlaubniß giebt, seine Persönlichkeit näher zu betrachten.

Messer Gaspar Contarini, der älteste Sohn aus einem adligen Hause in Venedig, das nach der Levante handelte, hatte sich besonders philosophischen Studien gewidmet. Es ist nicht unmerklich, wie er dies that. Er bestimmte den Tag drei Stunden für die eigentlichen Studien: nie wandte er weniger, nie auch mehr darauf; er

begann alle Mal mit genauer Wiederholung; er brachte es in jeder Disziplin bis zu ihrem Ende; nie übersprang er eine.

Von den Subtilitäten der Ausleger des Aristoteles ließ er sich nicht zu ähnlichen Spitzfindigkeiten fortreißen: er fand, nichts sei scharfsinniger als die Unwahrheit.

Er zeigte das entschiedenste Talent, doch noch größere Festigkeit. Nach dem Schmuck der Rede trachtete er nicht: er drückte sich einfach aus, wie die Sache es forderte.

Wie die Natur in regelrechter Folge hervorbringt; Jahresring an Jahresring reihend, so entwickelte er sich.

Als er, in ziemlich jungen Jahren, in den Rath der Pregadi, den Senat seiner Vaterstadt, aufgenommen ward, wagte er eine Zeitlang nicht zu sprechen: er hätte es gewünscht, er hätte etwas zu sagen gehabt; doch konnte er sich das Herz nicht fassen; als er es endlich über sich gewann, sprach er, zwar weder sehr anmuthig, noch witzig, noch heftig und lebhaft, aber so einfach und gründlich, daß er sich das größte Ansehen verschaffte.

In die bewegtesten Zeiten war er gefallen. Er erlebte, wie seine Vaterstadt ihr Gebiet verlor, und trug selbst dazu bei, daß sie es wieder erwarb. Bei der ersten Ankunft Carls V in Deutschland ward er als Gesandter an ihn geschickt; hier nahm er den Anfang der Kirchentrennung wahr. Er langte mit demselben in Spanien an, als das Schiff Vittoria von der ersten Weltumsegelung zurückkam: das Räthsel, daß es einen Tag später eintraf, als es nach seinem Tagebuche hätte geschehen sollen, wußte er, soviel ich finde, zuerst zu lösen. Den Papst, zu dem er nach der Eroberung von Rom abgeordnet wurde, half er mit dem Kaiser veröhnen. Von seiner treffenden, eindringenden Ansicht der Welt und seiner wohlverstandenen Vaterlandsliebe ist das Büchelchen über die venezianische Verfassung — ein sehr unterrichtetes und wohlgefaßtes Werkchen — und sind die Relationen über seine Gesandtschaften, welche sich hie und da handschriftlich finden, helle Zeugnisse.

Eines Sonntags, im Jahre 1535, als gerade der große Rath versammelt war und Contarini, der indeß in die wichtigsten Aemter gekommen, bei den Wahlurnen saß, traf die Nachricht ein, Papst Paul, den er nicht kannte, zu dem er keinerlei Verhältniß hatte, habe ihn zum Cardinal ernannt. Alles eilte herbei, um ihn, den Ueberraschten, der es nicht glauben wollte, zu beglückwünschen. Aluise Mocenigo, der ihm bisher in den Staatsgeschäften die Widerpart gehalten, rief aus, die Republik verliere ihren besten Bürger.

Für ihn jedoch hatte dies ehrenvolle Glück auch eine minder erfreuliche Seite. Sollte er die freie Vaterstadt verlassen, die ihm ihre höchsten Würden und auf jeden Fall einen Wirkungskreis in völliger Gleichheit mit den Häuptern des Staates darbot, um in den Dienst eines oft leidenschaftlichen, durch keine bindenden Gesetze eingeschränkten Papstes zu treten? Sollte er sich aus seiner altväterischen Republik entfernen, deren Sitten den seinen entsprachen, um sich in dem Duzus und Glanz des römischen Hofes mit den Uebrigen zu messen? Hauptfächlich hat ihn, wie man versichert, die Betrachtung, daß in so schwierigen Zeiten das Beispiel der Verachtung einer so hohen Würde eine schädliche Wirkung haben werde, dazu bestimmt, sie anzunehmen.

Den ganzen Eifer nun, den er bisher seiner Vaterstadt gewidmet, wandte er seitdem auf die allgemeinen Angelegenheiten der Kirche. Oft hatte er die Cardinäle gegen sich, die es seltsam fanden, daß ein kaum Angekommener, ein Venezianer, den römischen Hof reformiren wolle: zuweisen auch den Papst. Er widersetzte sich einst der Ernennung eines Cardinals. „Wir wissen“, sagte der Papst, „wie man in diesen Gewässern schiffet: die Cardinäle lieben es nicht, daß ihnen ein Anderer an Ehre gleich werde.“ Betroffen sagte Contarini: „ich glaube nicht, daß der Cardinalsstuhl meine größte Ehre ist.“

Auch hier behauptete er sich in seiner Strenge, Einfachheit, Thätigkeit, in der Würde und Milde seiner Gesinnung.

Die Natur läßt das einfach gegliederte Gewächs nicht ohne den Schmuck der Blüthe, in dem sein Dasein athmet und sich mittheilt. In dem Menschen ist es die Gesinnung, welche von allen höheren Kräften seines Lebens zusammen hervorgebracht wird und ihm dann seine moralische Haltung, seiner Erscheinung ihren Ausdruck verleiht. In Contarini waren es Milde, innere Wahrheit, keusche Sittlichkeit, besonders die tiefere religiöse Ueberzeugung, die den Menschen beglückt, indem sie ihn erleuchtet.

Voll von diesen Gesinnungen, gemäßigt, mit den Protestanten in dem wichtigsten Lehrstück fast von der gleichen Ansicht, erschien Contarini in Deutschland; mit einer Regeneration der Lehre von eben diesem Punkte aus und der Abstellung der Mißbräuche hoffte er die Spaltung heilegen zu können.

Ob sie aber nicht bereits zu weit gebiehn war, ob die abweichenden Meinungen nicht bereits zu mächtig Wurzel gefaßt hatten? Ich möchte darüber doch nicht sofort entscheiden.

Ein anderer Venezianer, Marin Giustiniano, der unser Vaterland kurz vor diesem Reichstage verließ und die Lage der Dinge sorg-

fällig beobachtet zu haben scheint, schildert es wenigstens als sehr möglich. Nur seien, findet er, einige bedeutenden Zugeständnisse unerlässlich. Er macht folgende namhaft. „Der Papst dürfe nicht mehr als Christi Stellvertreter im Weltlichen wie im Geistlichen angesehen werden wollen; — den unangelehrten und lasterhaften Bischöfen und Priestern müsse man Substituten setzen, untadelhaft in ihrem Leben und fähig, das Volk zu unterrichten; — weder Verkauf der Messe noch Anhäufung der Pfründen, noch den Mißbrauch der Compositionen dürfe man länger dulden, — die Uebertretung der Fastengesetze höchstens mit leichten Strafen belegen; — werde dann die Communion unter beiden Gestalten und die Priesterhehe gestattet, so werde man in Deutschland sofort aller Zwietracht abjagen, dem Papst in geistlichen Dingen Obedienz leisten, die Messe geschehen lassen, die Ohrenbeichte zugeben und sogar die Nothwendigkeit der guten Werke als einer Frucht des Glaubens, insofern sie nämlich aus dem Glauben folgen, anerkennen. Wie die Zwietracht aus den Mißbräuchen entsprungen, so werde sie durch eine Abstellung derselben zu heben sein.“

Hiebei erinnern wir uns, daß Landgraf Philipp von Hessen schon das Jahr vorher erklärt hatte, die weltliche Macht der Bischöfe könne geduldet werden, wosfern man ein Mittel finde, auch die geistliche gebührend zu handhaben: in Hinsicht der Messe könne man sich wohl vergleichen, wenn nur heiderlei Gestalt nachgelassen bleibe. Den päpstlichen Primat, ohne Zweifel unter gewissen Bedingungen, anzuerkennen, erklärt sich Joachim von Brandenburg bereitwillig. In dessen näherte man sich auch von der anderen Seite. Der kaiserliche Botschafter wiederholte, man müsse von beiden Seiten nachlassen, soweit es nur immer mit Gottes Ehre möglich sei. Auch die Nichtprotestirenden hätten es gern gesehen, wenn die geistliche Gewalt den Bischöfen, die zu eigentlichen Fürsten geworden waren, in ganz Deutschland abgenommen und an Superintendenten übertragen, wenn in Hinsicht der Verwendung der Kirchengüter eine allgemein gültige Veränderung beliebt worden wäre. Man fing bereits an, von neutralen Dingen zu reden, die man thun oder lassen könne: selbst in geistlichen Kurfürstenthümern wurden Gebete für den günstigen Gang des Ausöhnungswerkes veranstaltet.

Wir wollen über den Grad der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit dieses Gelingens nicht streiten: sehr schwer blieb es allemal; aber wenn sich auch nur eine geringe Aussicht zeigte, so war es doch einen Versuch werth: so viel sehen wir, daß sich noch einmal eine

große Neigung zu einem solchen entwickelt hatte, daß sich ungemeine Hoffnungen daran knüpften.

Nun fragte sich, ob auch der Papst, ohne den nichts geschehen konnte, von der Strenge seiner Forderungen nachzulassen geneigt sei. Sehr merkwürdig ist in dieser Hinsicht besonders eine Stelle der Instruction, mit der er Contarini entließ.

Die unumschränkte Vollmacht, auf welche von kaiserlicher Seite gedrungen worden, hatte er demselben nicht gegeben. Er vermuthet, es könnten in Deutschland Forderungen vorkommen, die kein Legat, die nicht einmal er, der Papst selbst, ohne Beirath der anderen Nationen zugestehen dürfe. Doch weist er darum nicht alle Unterhandlung von sich. Wir müssen erst sehen, sagte er, ob die Protestanten in den Prinzipien mit uns übereinkommen, z. B. über den Primat des heiligen Stuhles, die Sacramente und einiges andere. Fragt man nun, was dies andere sei, so drückt sich der Papst darüber nicht ganz deutlich aus. Er bezeichnet es als das, was sowohl durch die heilige Schrift als durch den immerwährenden Gebrauch der Kirche gebilligt worden: dem Legaten sei es bekannt. Auf dieser Grundlage, fügt er hinzu, könne man sich dann über alle Streitpunkte zu verständigen suchen.

Es ist wohl keine Frage, daß diese unbestimmte Art des Ausdrucks mit Absicht gewählt worden war: Paul III mochte versuchen wollen, wie weit Contarini es bringe, und sich für die Ratification nicht im voraus die Hände zu binden Lust haben. Zunächst ließ er dem Legaten einen gewissen Spielraum. Ohne Zweifel würde es diesem neue Anstrengungen gekostet haben, dasjenige der hartnäckigen Curie annehmlich zu machen, was man in Regensburg, unmöglich zu ihren vollen Zufriedenheit, erreicht hätte; aber hierauf, auf eine Versöhnung und Vereinigung der versammelten Theologen, kam doch fürs erste alles an. Man schwankend war noch die vermittelnde Tendenz; sie konnte noch nicht bei Namen genannt werden: erst wenn sie einen festen Punkt gewann, konnte sie hoffen, sich weiter geltend zu machen.

Am dem 5. April 1541 begann man die Verhandlungen; einen von dem Kaiser mitgetheilten, von Contarini nach einigen leichten Abänderungen gebilligten Entwurf legte man dabei zu Grunde. Gleich hier hielt es der Legat für rathsam, von seiner Instruction einen Schritt abzuweichen. Der Papst hatte vor allem anderen die Anerkennung seines Primates gefordert. Contarini sah wohl, daß an dieser Frage, welche die Leidenschaften so leicht in Bewegung

setzen konnte, der Versuch in seinem Beginn scheitern könne. Er ließ geschehen, daß von den zur Besprechung vorgelegten Artikeln der den päpstlichen Primat betreffende vielmehr der letzte wurde. Er hielt für besser, mit solchen anzufangen, in denen er und seine Freunde sich den Protestanten näherten, ohnehin Punkten von der höchsten Wichtigkeit, welche die Grundlage des Glaubens betrafen. An den Verhandlungen hierüber hatte er den größten Antheil. Sein Secretär versichert, daß von den katholischen Theologen nichts beschloffen, selbst keine einzelne Aenderung vorgenommen worden sei, ohne daß man ihn vorher befragt hätte. Morone, Bischof von Modena, Tomaso da Modena, Maestro di sacro palazzo, beides Männer, die in dem Artikel der Justification der nämlichen Meinung waren, standen ihm zur Seite. Die Hauptschwierigkeit setzte ein deutscher Theologe, jener alte Widersacher Luthers, Doctor Eck, entgegen. Allein indem man denselben nöthigte, Punkt für Punkt zu besprechen, brachte man auch ihn zuletzt zu genügenden Erklärungen. In der That vereinigte man sich — wer hätte es zu hoffen gewagt? — in kurzem über die vier wichtigen Artikel von der menschlichen Natur, der Erbsünde, der Erlösung und selbst der Justification. Contarini gestand den Hauptpunkt der lutherischen Lehre zu, daß die Rechtfertigung des Menschen ohne Verdienst durch den Glauben allein erfolge; er fügte nur hinzu, daß dieser Glaube lebendig und thätig sein müsse. Melancthon bekannte, daß eben dies die protestantische Lehre selber sei. Kühnlich behauptete Bucer, in den verglichenen Artikeln sei alles eingegriffen, „was dazu gehöre, um vor Gott und in der Gemeinde gottselig, gerecht und heilig zu leben“. Eben so zufrieden war man auf der anderen Seite. Der Bischof von Aquila nennt dies Colloquium heilig; er zweifelt nicht, daß es die Versöhnung der Christenheit herbeiführen werde. Mit Freuden hörten die gleichgesinnten Freunde Contarini's, wie weit er gekommen sei. „Wie ich diese Uebereinstimmung der Meinung bemerkt“, schreibt ihm Poole, „habe ich ein Wohlgefühl empfunden, wie es mir keine Harmonie der Töne hätte verschaffen können, nicht allein, weil ich Frieden und Eintracht kommen sehe, sondern auch, weil diese Artikel die Grundlage des gesammten christlichen Glaubens sind. Zwar scheinen sie von mancherlei zu handeln, von Glauben, Werken und Rechtfertigung; auf diese jedoch, die Rechtfertigung, gründet sich alles übrige, und ich wünsche dir Glück, ich danke Gott, daß die Theologen beider Parteien sich darüber vereinigt haben. Wir hoffen, er, der so barmherzig angefangen hat, wird es auch vollenden“.

Ein Moment, wenn ich nicht irre, für Deutschland, ja für die Welt von wesentlicher Bedeutung. Für jenes: die Punkte, die wir berührt haben, schließen die Absicht ein, die gesammte geistliche Verfassung der Nation zu ändern und ihr dem Papste gegenüber eine freiere, seiner weltlichen Eingriffe überhobene, selbständige Stellung zu geben. Die Einheit der Kirche und mithin der Nation wäre behauptet worden. Unendlich viel weiter aber würde der Erfolg nachgewirkt haben: wenn die gemäßigte Partei, von welcher diese Versuche ausgingen und geleitet wurden, in Rom und Italien die Oberhand zu behaupten verstand, welche eine ganz andere Gestalt hätte auch die katholische Welt annehmen müssen!

Allein ein so ungemeines Resultat ließ sich nicht ohne lebhaften Kampf erreichen.

Was zu Regensburg beschloffen worden, mußte auf der einen Seite durch die Billigung des Papstes, auf der anderen durch die Beistimmung Luthers, an den man sogar eine eigene Gesandtschaft abordnete, bestätigt werden.

Aber schon hier zeigten sich viele Schwierigkeiten. Luther, der sich im ersten Augenblicke nicht ganz verwerfend erklärte, gerieth doch bald auf den Verdacht, daß alles auf Täuschung abgesehen, eine Pöffe seiner Feinde sei. Er konnte sich nicht überzeugen, daß auch auf der anderen Seite die Lehre von der Justification Wurzel gefaßt habe. In den verglichenen Artikeln sah er am Ende nichts als ein Stückwerk, zusammengesetzt aus beiden Meinungen: — er, der sich immer im Kampfe zwischen Himmel und Hölle erblickte, glaubte auch hier das Treiben des Satans zu erkennen. Seinem Herrn, dem Kurfürsten, rieth er auf das dringendste ab, den Reichstag persönlich zu besuchen. „Gerade er sei der, den der Teufel suche“. Auf das Erscheinen und die Beistimmung des Kurfürsten wäre in der That unendlich viel angekommen.

Indeß waren diese Artikel auch nach Rom gelangt. Sie erregten ein ungemeines Aufsehen. An der Erklärung über die Rechtfertigung nahmen besonders die Cardinale Caraffa und Marcello großen Anstoß, und nur mit Mühe konnte ihnen Priuli den Sinn derselben deutlich machen. So entschieden jedoch drückte sich der Papst nicht sogleich aus wie Luther. Cardinal Farneße ließ an den Legaten schreiben, Seine Heiligkeit billige weder noch mißbillige sie diesen Schluß. Aber alle anderen, die ihn gesehen, seien der Meinung; vorausgesetzt, daß der Sinn desselben mit dem katholischen Glauben übereinstimme, könnten die Worte noch deutlicher sein.

So stark auch diese theologische Opposition sein mochte, so war sie doch weder die einzige, noch vielleicht die wirksamste. Noch eine andere kam von der politischen Seite her.

Eine Versöhnung, wie man sie vorhatte, würde Deutschland eine ungewohnte Einheit und dem Kaiser, der sich deren hätte bedienen können, eine außerordentliche Macht verliehen haben. Als das Oberhaupt der gemäßigten Partei hätte er besonders alsdann, wenn es zu einem Concilium gekommen wäre, ein oberstes Ansehen in ganz Europa erlangen müssen. Hiewieder erhoben sich wie natürlich alle gewohnten Feindseligkeiten.

Franz I glaubte sich unmittelbar bedroht und versäumte nichts, um die Vereinigung zu hintertreiben. Lebhaft beklagte er sich über die Zugeständnisse, die der Legat zu Regensburg machte. „Sein Betragen nehme den Guten den Muth und erhöhe ihn den Bösen; er werde es aus Nachgiebigkeit gegen den Kaiser noch so weit kommen lassen, daß der Sache nicht weiter zu helfen sei. Man hätte doch auch andere Fürsten zu Rathe ziehen sollen.“ Er nahm die Miene an, als sehe er Papst und Kirche in Gefahr. Er versprach, sie mit seinem Leben, mit allen Kräften seines Reiches zu verteidigen.

Und schon hatten in Rom nicht allein die angedeuteten geistlichen Bedenklichkeiten Wurzel gefaßt. Ueberdies bemerkte man, daß der Kaiser bei der Eröffnung des Reichstages, wo er eines allgemeinen Conciliums Meldung gethan, nicht zugleich gesagt hatte, der Papst allein habe es zu berufen. Man glaubte, Andeutungen zu finden, daß er selbst dies Recht in Anspruch nehme. In den alten Artikeln, mit Clemens VII zu Barcelona abgeschlossen, wollte man eine dahin zielende Stelle bemerken. Und sagten nicht die Protestanten fortwährend, ein Concilium zu berufen stehe dem Kaiser zu? Wie leicht konnte er ihnen da nachgeben, wo sein Vortheil mit ihrer Lehre so augenscheinlich zusammenfiel! Es hätte dies die größte Gefahr einer Spaltung eingeschlossen.

Zudessen regte man sich auch in Deutschland. Schon Günstinian versichert, die Macht, welche der Landgraf dadurch erworben, daß er sich an die Spitze der protestantischen Partei gestellt, erwecke in Anderen den Gedanken, sich eine ähnliche an der Spitze der Katholischen zu verschaffen. Ein Theilnehmer dieses Reichstages zeigt uns an, daß die Herzoge von Baiern jeder Uebereinkunft abhold seien. Auch der Kurfürst von Mainz war entschieden dagegen. Er warnt den Papst in einem eigenen Schreiben vor einem Nationalconcilium, ja vor jedem Concilium, das in Deutschland gehalten werde: „Allzuviel

würde man darin zugestehen müssen“. Es finden sich noch andere Schreiben, in denen deutsche Katholiken unmittelbar bei dem Papst sich über den Fortgang, den der Protestantismus auf dem Reichstage nehme, die Nachgiebigkeit Croppers und Pflugs, die Entfernung der katholischen Fürsten von dem Gespräche beklagen.

Genug, in Rom, Frankreich und Deutschland erhob sich unter den Feinden Carls V, unter den, sei es in Wahrheit oder zum Schein, eifrigsten Katholiken eine scharfe Opposition wider das vermittelnde Vorhaben desselben. In Rom bemerkte man eine ungewohnte Vertraulichkeit des Papstes mit dem französischen Botschafter: es hieß, er wolle seine Enkelin Vittoria Farnese mit einem Guise vermählen.

Es konnte nicht anders kommen: diese Bewegungen mußten eine lebhaftere Rückwirkung auf die Theologen äußern. Es hielt sich ohnehin zu Baiern. „Die Feinde des Kaisers“, sagt der Secretär Contarini's, „innerhalb Deutschlands und außerhalb, die seine Größe fürchteten, wofern er ganz Deutschland vereinige, fingen an, Unkraut unter jene Theologen zu säen. Der Neid des Fleisches unterbrach dies Colloquium“. Bei den Schwierigkeiten des Gegenstandes an sich ist es kein Wunder, wenn man sich seitdem über keinen Artikel weiter vergleichen konnte.

Man übertreibt die Gerechtigkeit, wenn man die Schuld hievon den Protestanten allein oder auch nur hauptsächlich zuschreibt. In kurzem ließ der Papst dem Legaten als seine feste Willensmeinung ankündigen, er solle weder öffentlich noch als Privatmann einen Beschluß billigen, in welchem die katholische Meinung anders als in solchen Worten, die keiner Zweideutigkeit Raum geben, enthalten sei. Die Formeln, in denen Contarini die verschiedenen Meinungen über den Primat des Papstes und die Gewalt der Concilien zu vereinigen gedacht hatte, verwarf man zu Rom unbedingt. Der Legat mußte sich zu Erklärungen bequemen, die mit seinen früheren Aeußerungen selbst in Widerspruch zu stehen schienen.

Damit doch etwas geschehen wäre, wünschte der Kaiser wenigstens, daß man sich bis auf weiteres in den verglichenen Artikeln an die gefundenen Formeln halten, in den übrigen die Abweichungen zu beiden Seiten toleriren möge. Allein dazu war weder Luther zu bewegen noch der Papst. Man meldete dem Cardinal, das ganze Collegium habe einstimmig beschlossen, auf eine Toleranz in so wesentlichen Artikeln unter keiner Bedingung einzugehen.

Nach so großen Hoffnungen, so glücklichem Anfang kehrte Con-

tarini unverrichteter Dinge zurück. Er hätte gewünscht, den Kaiser nach den Niederlanden zu begleiten; doch ward es ihm versagt. In Italien mußte er die Aferreden vernehmen, die über sein Betragen, über die angeblichen Concessionen, welche er den Protestanten gemacht habe, von Rom aus in dem ganzen Lande waren verbreitet worden. Er war hochgefinnt genug, das Mißlingen so umfassender Absichten noch schmerzlicher zu empfinden.

Welch eine großartige Stellung war es, welche die gemäßigte katholische Meinung in ihm eingenommen hatte! Da es ihr aber nicht gelang, ihre Welt-Intention durchzusetzen, so war es die Frage, ob sie sich auch nur behaupten würde. Jede große Tendenz trägt in sich selber die unabweisliche Aufgabe, sich geltend zu machen und durchzusetzen. Kann sie die Herrschaft nicht erlangen, so schließt dies ihren nahen Ruin ein.

Neue Orden.

Schon hatte sich indeß eine andere Richtung entwickelt, der geschilderten ursprünglich nahe verwandt, aber immer abweichender und, obwohl auch auf eine Reform angelegt, mit dem Protestantismus durchaus im Gegensatz.

Wenn Luther das bisherige Priestertum in seinem Prinzip und Begriff verwarf, so erhob sich dagegen in Italien eine Bewegung, um eben dieses Prinzip herzustellen und durch strengere Festhaltung aufs neue in der Kirche in Ansehung zu bringen. Auf beiden Seiten nahm man das Verderben der geistlichen Institute wahr. Aber während man in Deutschland nur mit der Auflösung des Mönchtums befriedigt wurde, suchte man es in Italien zu verjüngen; während dort der Clerus sich von so vielen Fesseln befreite, die er bisher getragen, dachte man hier darauf, ihm eine strengere Verfassung zu geben. Einen durchaus neuen Weg schlugen wir dießseit der Alpen ein; jenseit dagegen wiederholte man Versuche, wie sie seit Jahrhunderten von Zeit zu Zeit stattgefunden.

Denn von jeher hatten sich die kirchlichen Institute zur Verweltlichung geneigt und dann nicht selten von neuem an ihren Ursprung erinnert und zusammengenommen werden müssen. Wie fanden es schon die Carolinger so nothwendig, den Clerus, nach der Regel des Chrodegang, zu gemeinschaftlichem Leben, zu freier Unterordnung anzuhalten! Den Klöstern selbst genügte nicht lange die einfache Regel Benedicts von Nursia: während des 10ten und 11ten

Jahrhunderts sehen wir allenthalben eng geschlossene Congregationen, mit besonderen Regeln, nach dem Vorgang von Clugny, nothwendig werden. Auf der Stelle hatte dies keine Rückwirkung auf die Weltgeistlichkeit; durch die Einführung des Cölibates ward sie, wie berührt, beinahe selber einer Ordensregel unterworfen. Nichtsdestominder und trotz des großen geistlichen Impulses, welchen die Kreuzzüge den Nationen gaben, so daß sogar die Ritter und Herren ihr Kriegshandwerk den Formen mönchischer Gesetze unterwarfen, waren alle diese Institute in tiefen Verfall gerathen, als sich die Bettelmönche erhoben. In ihrem Anfang haben sie ohne Zweifel zur Herstellung ursprünglicher Einfachheit und Strenge beigetragen; allein wir sahen, wie auch sie allmählich verwildert und verweltlicht waren, wie gerade in ihnen ein Hauptmoment des Verderbens der Kirche wahrgenommen wurde.

Schon seit dem Jahre 1520, und seitdem immer lebhafter, je weitere Fortschritte der Protestantismus in Deutschland machte, regte sich in den Ländern, die von demselben noch nicht ergriffen worden, das Gefühl der Nothwendigkeit einer neuen Verbesserung der hierarchischen Institute. In den Orden selbst, bald in dem einen, bald in dem anderen, trat es hervor.

Trotz der großen Abgeschlossenheit des Ordens von Camaldoli fand ihn Paolo Giustiniani in das allgemeine Verderben verflochten. Im Jahre 1522 stiftete er eine neue Congregation desselben, die von dem Berge, auf welchem sie hernach ihren vornehmsten Sitz hatte, den Namen Monte Corona empfing. Zur Erreichung geistlicher Vollkommenheit hielt Giustiniani drei Dinge für wesentlich: Einsamkeit, Gelübde und die Trennung der Mönche in verschiedene Zellen. Dieser kleinen Zellen und Bethäuser, wie man sie noch hie und da findet, auf den höchsten Bergen, in reizender Wildniß, welche die Seele zugleich zu erhabenem Schwung und tiefer Ruhe einzuladen scheinen, gedenkt er in einem seiner Briefe mit besonderer Genugthuung. In alle Welt hat sich die Reform dieser Eremiten verbreitet.

Unter den Franciscanern, in denen das Verderben vielleicht am tiefsten eingerissen war, versuchte man nach so vielen Reformen noch eine neue. Die Capuziner beabsichtigten, die Einrichtungen des ersten Stifters herzustellen, den Gottesdienst bei Mitternacht, das Gebet in den bestimmten Stunden, Disciplin und Stillschweigen, die ganze strenge Lebensordnung der ursprünglichen Institution. Man muß über die Wichtigkeit lächeln, die sie geringfügigen Dingen beilegen;

darüber ist aber nicht zu verkennen, daß sie sich auch wieder, z. B. während der Pest von 1528, sehr wacker benahmen.

Indessen war mit einer Reform der Orden allein nicht viel gethan, da die Weltgeistlichkeit so ganz ihrem Berufe entfremdet war. Sollte eine Verbesserung wirklich etwas bedeuten, so mußte sie diese betreffen.

Wir stoßen hier nochmals auf Mitglieder jenes römischen Oratoriums. Zwei von ihnen, Männer, wie es schien, übrigens von ganz entgegengesetztem Charakter, unternahmen, eine solche vorzubereiten. Der eine: Gaetana da Thiene, friedfertig, stillhin, sanftmüthig, von wenig Worten, den Entzückungen eines geistlichen Enthufiasmus hingegeben: von dem man gesagt, er wüßte die Welt zu reformiren, aber ohne daß man wisse, er sei auf der Welt. Der andere: Johann Peter Caraffa, von dem noch ausführlich zu reden sein wird: heftig, aufbrausend, stürmisch, ein Zelot. Auch Caraffa aber erkannte, wie er sagte, daß sein Herz nur um so bedrängter geworden, je mehr es seinem Begehren nachgegangen sei: daß es nur Ruhe finden könne, wenn es sich selbst auf Gott verlasse, nur in dem Umgang mit himmlischen Dingen. So trafen sie in dem Bedürfnis der Zurückgezogenheit, die dem Einen Natur, dem Anderen Wunsch und Lebensideal, und in der Neigung zu geistlicher Thätigkeit zusammen. Ueberzeugt von der Nothwendigkeit einer Reform, vereinigten sie sich zu einem Institut — man hat es den Orden der Theatiner genannt — das zugleich Contemplation und Verbesserung des Clerus zu seinem Endzweck hatte.

Gaetano gehörte zu den *Protonotari partecipanti*: er gab diese Pfünde auf; Caraffa besaß das Bisthum Chieti, das Erzbisthum Brindisi: er verzichtete auf beide. Mit zwei eng verbündeten Freunden, die ebenfalls Mitglieder jenes Oratoriums gewesen waren, legten sie am 14. September 1524 feierlich die drei Gelübde ab: das Gelübde der Armuth mit dem besondern Zusatz, daß sie nicht allein nichts besitzen, sondern auch das Betteln vermeiden würden: in ihrem Hause wollten sie die Almosen erwarten. Nach kurzem Aufenthalt in der Stadt bezogen sie ein kleines Haus auf dem Monte Pincio, bei der *Vigna Capisucchi*, aus der später die *Villa Medici* geworden, wo damals, obwohl innerhalb der Mauern von Rom, eine tiefe Einsamkeit war: hier lebten sie in der Armuth, die sie sich vorgeschrieben, in geistlichen Uebungen, in dem genau vorgezeichneten und alle Monate wiederholten Studium der Evangelien; dann gingen sie nach der Stadt hinab, um zu predigen.

Sie nannten sich nicht Mönche, sondern regulare Cleriker: sie waren Priester mit Mönchsgelübden. Ihre Absicht war, eine Art von Priesterseminar einzurichten. Das Breve ihrer Stiftung erlaubte ihnen ausdrücklich, Weltgeistliche aufzunehmen. Eine bestimmte Form und Farbe der Tracht legten sie sich ursprünglich nicht auf: der Gebrauch der Landesgeistlichkeit sollte dieselbe bestimmen. Auch den Gottesdienst wollten sie allenthalben nach landüblichen Gebräuchen halten. Und so machten sie sich von vielem frei, was die Mönche fesselte: sie erklärten ausdrücklich, weder in Leben noch Gottesdienst solle irgend ein Gebrauch das Gewissen verpflichten; dagegen wollten sie sich den clericalischen Pflichten widmen, der Predigt, der Verwaltung der Sacramente, der Besorgung der Kranken.

Da sah man wieder, was in Italien ganz außer Gebrauch gekommen, Priester auf den Kanzeln erscheinen: mit dem Barett, dem Kreuz und der clericalischen Cotta; zunächst in jenem Oratorium, oft auch in Form der Mission in den Straßen. Caraffa selbst predigte; er entwickelte jene überströmende Beredsamkeit, die ihm bis zu seinem Tode eigen geblieben. Er und seine Gefährten, meistens Männer, die zu dem Adel gehörten und sich der Genüsse der Welt hätten erfreuen können, fingen an, die Kranken in Privathäusern und Spitälern aufzusuchen, den Sterbenden beizustehen.

Eine Wiederaufnahme der clericalischen Pflichten, die von großer Wichtigkeit ist. Zwar wurde dieser Orden nicht eigentlich ein Seminar von Priestern; dazu war er niemals zahlreich genug; allein er bildete sich zu einem Seminar von Bischöfen aus. Er ward mit der Zeit der eigentlich adlige Priesterorden; und wie von allem Anfang sorgfältig bemerkt wird, daß die neuen Mitglieder von edler Herkunft gewesen, so haben später hie und da Adelsproben dazu gehört, um in denselben aufgenommen zu werden. Man begreift leicht, daß der ursprüngliche Plan, von Almosen leben zu wollen, ohne darum zu bitten, nur unter solchen Bedingungen auszuführen stand.

Die Hauptsache indessen war, daß der gute Gedanke, die clericalischen Pflichten und Weihen mit Mönchsgelübden zu vereinigen, sich auch an anderen Stellen Beifall und Nachahmung erwarb.

Seit 1521 war Oberitalien mit fortwährendem Krieg und in dessen Gefolge mit Verwüstung, Hungersnoth und Krankheiten angefüllt. Wie viele Kinder waren auch da zu Waifen geworden und drohten an Leib und Seele zu Grunde zu gehen! Glücklicherweise wohnt unter den Menschen neben dem Unglück das Erbarmen. Ein venezianischer Senator, Girolamo Miani, sammelte die Kinder, welche

die Flucht nach Venedig geführt, und nahm sie in sein Haus auf: er fuhr nach den Inseln um die Stadt her, um sie zu suchen: ohne viel auf die reisende Schwägerin zu hören, verkaufte er das Silberzeug und die schönsten Teppiche des Hauses, um den Kindern Wohnung und Kleidung, Lebensmittel und Lehrmeister zu verschaffen. Allmählich widmete er diesem Berufe ausschließlich seine Thätigkeit. Vorzüglich in Bergamo hatte er großen Erfolg. Das Hospital, das er daselbst gründete, fand so gute Unterstützung, daß er Muth bekam, auch in anderen Städten etwas Aehnliches zu versuchen. Nach und nach wurden in Verona, Brescia, Ferrara, Como, Mailand, Pavia, Genua ähnliche Spitäler gegründet. Endlich trat er mit einigen gleichgesinnten Freunden in eine Congregation, nach dem Muster der Theatiner, von regularen Clerikern zusammen, die den Namen di Somasca führt. Hauptsächlich die Erziehung war ihre Bestimmung. Ihre Spitäler bekamen eine gemeinschaftliche Verfassung.

Wenn irgend eine andere Stadt, so hatte Mailand in so häufiger Belagerung und Eroberung halb von der einen, halb von der anderen Seite jene Uebel des Krieges erfahren. Sie durch Mildthätigkeit zu lindern — die damit verbundene Verwilderung durch Unterricht, Predigt und Beispiel zu heben, war der Zweck der drei Stifter des Barnabitenordens, Zaccaria, Ferrari und Morigia. Aus einer Mailänder Chronik ergiebt sich, mit welcher Verwunderung man anfangs diese neuen Priester durch die Straßen gehen sah, in unscheinbarem Gewand, mit ihrem runden Barett, einer wie der andere, mit gefenktem Kopf, alle noch jung. Bei S. Ambrosio hatten sie ihre Wohnung, wo sie gemeinschaftlich lebten. Besonders die Gräfin Rodovica Lorella, welche ihr väterliches Erbe Guastalla verkaufte und das Geld davon zu guten Werken verwendete, unterstützte sie. Auch die Barnabiten hatten die Form von regularen Clerikern.

Was aber auch alle diese Congregationen in ihrem Kreise ausrichten mochten, so war doch entweder die Beschränkung des Zweckes, wie bei den zuletzt genannten, oder die in der Natur der Sache liegende Beschränkung der Mittel, wie bei den Theatinern, einer allgemeinen, durchgreifenden Wirksamkeit hinderlich. Merkwürdig sind sie, weil sie in freier Entstehung eine große Tendenz bezeichnen, die zur Wiederherstellung des Katholicismus unendlich viel beitrug; aber um dem kühnen Fortgang des Protestantismus Widerstand zu leisten, waren andere Kräfte erforderlich.

Auf einem ähnlichen Wege, aber auf eine sehr unerwartete, höchst eigenthümliche Weise entwickelten sich diese.

Ignatius Loyola.

Von allen Ritterschaften der Welt hatte allein die spanische noch etwas von ihrem geistlichen Element behauptet. Die Kriege mit den Mauren, die, auf der Halbinsel kaum geendigt, in Afrika noch immer fortgesetzt wurden, die Nachbarschaft der zurückgebliebenen und unterjochten Moriskaner selbst, mit denen man stets in glaubensfeindlicher Berührung blieb, die abenteuerlichen Züge gegen andere Ungläubige jenseit des Weltmeeres erhielten diesen Geist. In Büchern wie der Amadis, voll einer naive-schwärmerischen loyalen Tapferkeit, ward er idealisirt.

Von Inigo Lopez de Recalde, der jüngste Sohn aus dem Hause Loyola, auf dem Schlosse dieses Namens zwischen Apeitia und Azcoitia in Guipuscoa geboren, aus einem Geschlechte, welches zu den besten des Landes gehörte — *de parientes mayores* —, dessen Haupt allemal durch ein besonderes Schreiben zur Hulldigung eingeladen werden mußte, aufgewachsen an dem Hofe Ferdinands des Katholischen und in dem Gefolge des Herzogs von Najara, war erfüllt von diesem Geiste. Er strebte nach dem Lobe der Ritterschaft: schöne Waffen und Pferde, der Ruhm der Tapferkeit, die Abenteuer des Zweikampfes und der Liebe hatten für ihn so viel Reiz wie für einen Andern; aber auch die geistliche Richtung trat in ihm lebhaft hervor: den ersten der Apostel hat er in diesen Jahren in einer Ritterromanze besungen.

Wahrscheinlich jedoch würden wir seinen Namen unter den übrigen tapferer spanischer Hauptleute lesen, denen Carl V so viele Gelegenheit gab, sich hervorzu thun, hätte er nicht das Unglück gehabt, bei der Verteidigung von Bampelona gegen die Franzosen im Jahre 1521 von einer doppelten Wunde an beiden Beinen verletzt und, obwohl er so standhaft war, daß er sich zu Hause, wohin man ihn gebracht, den Schaden zweimal aufbrechen ließ, — in dem heftigsten Schmerz kniff er nur die Faust zusammen, — auf das schlechteste geheilt zu werden.

Er kannte und liebte die Ritterromane, vor allen den Amadis. Indem er jetzt seine Heilung abwartete, bekam er auch das Leben Christi und einiger Heiligen zu lesen.

Phantastisch von Natur, aus einer Bahn weggeschleudert, die ihm das glänzendste Glück zu verheißen schien, jetzt zugleich zur Unthätigkeit gezwungen und durch seine Leiden aufgeregert, gerieth er in

den seltsamsten Zustand von der Welt. Auch die Thaten des S. Franciscus und S. Dominicus, die hier in allem Glanze geistlichen Ruhmes vor ihm erschienen, dächeten ihm nachahmungswürdig, und wie er sie so las, fühlte er Muth und Tüchtigkeit, sie nachzuahmen, mit ihnen in Entfagung und Strenge zu wetteifern. Nicht selten wichen diese Ideen freilich noch vor sehr weltlichen Gedanken. Er malte sich nicht minder aus, wie er die Dame, deren Dienste er sich in seinem Herzen gewidmet — sie sei keine Gräfin gewesen, sagte er selbst, keine Herzogin, sondern noch mehr als dies — in der Stadt, wo sie wohne, aufsuchen, mit welchen Worten zierlich und scherzhaft er sie anreden, wie er ihr seine Hingebung bezeigen, welche ritterlichen Uebungen er ihr zu Ehren ausführen wolle. Bald von jenen, bald von diesen Phantasten ließ er sich hinreißen: sie wechselten in ihm ab.

Je länger es aber dauerte, je schlechteren Erfolg seine Heilung hatte, um so mehr bekamen die geistlichen die Oberhand. Sollten wir ihm wohl Unrecht thun, wenn wir dies auch mit daher ableiten, daß er allmählich einsah, er könne doch nicht vollkommen hergestellt und niemals wieder recht zu Kriegesdienst und Ritterlehre tauglich werden?

Auch war es nicht ein so scharfer Uebergang zu etwas durchaus Verschiedenem, wie man vielleicht glauben könnte. In seinen geistlichen Uebungen, deren Ursprung immer mit auf die ersten Anschauungen seiner Erweckung zurückgeführt worden, stellt er sich zwei Heerlager vor, eins bei Jerusalem, das andere bei Babylon: Christi und des Satans: dort alle Guten, hier alle Bösen: gerüstet, mit einander den Kampf zu bestehen. Christus sei ein König, der seinen Entschluß verkündige, alle Länder der Ungläubigen zu unterwerfen. Wer ihm die Heeresfolge leisten wolle, müsse sich jedoch eben so nähren und kleiden wie er, dieselben Mühseligkeiten und Nachtwachen ertragen wie er: nach diesem Maße werde er des Sieges und der Belohnungen theilhaftig werden. Vor ihm, der Jungfrau und dem ganzen himmlischen Hofe werde dann ein Jeder erklären, daß er dem Herrn so treu wie möglich nachfolgen, alles Ungemach mit ihm theilen und ihm in wahrer geistiger und leiblicher Armuth dienen wolle.

So phantastische Vorstellungen mochten es sein, die in ihm den Uebergang von weltlicher zu geistlicher Ritterchaft vermittelten. Denn eine solche, aber deren Ideal durchaus die Thaten und Entbehrungen der Heiligen ausmachten, war es, was er beabsichtigte. Er riß sich los von seinem väterlichen Hause und seinen Verwandten und stieg

den Berg von Monserrat hinan: nicht in Zerknirschung über seine Sünden, noch von eigentlich religiösem Bedürfniß angetrieben, sondern, wie er selber gesagt hat, nur in dem Verlangen, so große Thaten zu vollbringen wie diejenigen, durch welche die Heiligen so berühmt geworden, eben so schwere Bußübungen zu übernehmen, oder noch schwerere, und in Jerusalem Gott zu dienen. Vor einem Marienbilde hing er Waffen und Wehr auf: eine andere Nachtwache als die ritterliche, aber mit ausdrücklicher Erinnerung an den Amadis, wo die Uebungen derselben so genau geschildert werden, kniend oder stehend im Gebete, immer seinen Pilgerstab in der Hand, hielt er vor demselben; die ritterliche Kleidung, in der er gekommen, gab er weg: er versah sich mit dem rauhen Gewand der Eremiten, deren einsame Wohnung zwischen diese nackten Felsen eingehauen ist; nachdem er eine Generalbeichte abgelegt, begab er sich nicht gleich, wie seine jerusalemische Absicht forderte, nach Barcelona — er hätte auf der großen Straße erkannt zu werden gefürchtet —, sondern zuerst nach Manresa, um nach neuen Bußübungen von da an den Hafen zu gelangen.

Hier aber erwarteten ihn andere Prüfungen: die Nüchternheit, die er mehr wie ein Spiel eingeschlagen, war gleichsam Herr über ihn geworden und machte ihren ganzen Ernst in ihm geltend. In der Zelle eines Dominicanerklosters ergab er sich den härtesten Bußübungen: zu Mitternacht erhob er sich zum Gebet; sieben Stunden täglich brachte er auf den Knien zu; regelmäßig geißelte er sich dreimal den Tag. Nicht allein aber fiel ihm das doch schwer genug und er zweifelte oft, ob er es sein Lebenlang aushalten werde: was noch viel mehr zu bedeuten hatte, er bemerkte auch, daß es ihn nicht beruhige. Er hatte sich auf Monserrat drei Tage damit beschäftigt, eine Beichte über sein ganzes vergangenes Leben abzulegen; aber er glaubte damit nicht genuggethan zu haben. Er wiederholte sie in Manresa: er trug vergessene Sünden nach: auch die geringsten Kleinigkeiten suchte er auf; allein je mehr er grubelte, um so peinlicher waren die Zweifel, die ihn befielen. Er meinte, von Gott nicht angenommen, noch vor ihm gerechtfertigt zu sein. In dem Leben der Väter las er, Gott sei wohl einmal durch Enthaltung von aller Speise erweicht und gnädig zu sein bewogen worden. Auch er enthielt sich einst von einem Sonntag zum anderen aller Lebensmittel. Sein Beichtvater verbot es ihm, und er, der von nichts in der Welt einen so hohen Begriff hatte wie von dem Gehorsam, ließ hierauf davon ab. Wohl war ihm dann und wann, als werde seine Melancholie von ihm ge-

nommen, wie ein schweres Kleid von den Schultern fällt; aber bald lehrten die alten Qualen zurück. Es schien ihm, als habe sich sein ganzes Leben Sünde aus Sünde fortgehend erzeugt. Zuweilen war er in Versuchung, sich aus der Fensteröffnung zu stürzen.

Unwillkürlich erinnert man sich hierbei des peinlichen Zustandes, in welchen Luther zwei Jahrzehente früher durch sehr ähnliche Zweifel gerathen war. Die Forderung der Religion, eine völlige Versöhnung mit Gott bis zum Bewußtsein derselben, war bei der unergründlichen Tiefe einer mit sich selber hadernnden Seele auf dem gewöhnlichen Wege, den die Kirche einschlug, niemals zu erfüllen. Auf sehr verschiedene Weise gingen sie aber aus diesem Labyrinth hervor. Luther gelangte zu der Lehre von der Versöhnung durch Christum ohne alle Werke: von diesem Punkte aus verstand er erst die Schrift, auf die er sich gewaltig stützte. Von Loyola finden wir nicht, daß er in der Schrift geforscht, daß das Dogma auf ihn Eindruck gemacht habe. Da er nur in inneren Regungen lebte, in Gedanken, die in ihm selbst entsprangen, so glaubte er, die Eingebung bald des guten, bald des bösen Geistes zu erfahren. Endlich ward er sich ihres Unterschiedes bewußt. Er fand denselben darin, daß sich die Seele von jenen erfreut und getröstet, von diesen ermüdet und geängstigt fühle. Eines Tages war es ihm, als erwache er aus dem Traume. Er glaubte mit Händen zu greifen, daß alle seine Peinen Anfechtungen des Satans seien. Er entschloß sich von Stund an, über sein ganzes vergangenes Leben abzuschließen, diese Wunden nicht weiter aufzureißen, sie niemals wieder zu berühren. Es ist dies nicht sowohl eine Beruhigung als ein Entschluß, mehr eine Annahme, die man ergreift, weil man will, als eine Ueberzeugung, der man sich unterwerfen muß. Sie bedarf der Schrift nicht, sie beruht auf dem Gefühl eines unmittelbaren Zusammenhanges mit dem Reiche der Geister. Luther hätte sie niemals genuggethan: Luther wollte keine Eingebung, keine Gesichte, er hielt sie alle ohne Unterschied für verwerflich; er wollte nur das einfache, geschriebene, unzweifelhafte Gotteswort. Loyola dagegen lebte ganz in Phantasien und inneren Anschauungen. Am meisten vom Christenthum schien ihm eine Akte zu verstehen, welche ihm in seinen Qualen gesagt, Christus müsse ihm noch erscheinen. Es hatte ihm Anfangs nicht einleuchten wollen; jetzt aber meinte er bald Christum, bald die Jungfrau mit Augen zu erblicken. Auf der Treppe von S. Domenico zu Manresa blieb er stehen und weinte laut, weil er das Geheimniß der Dreieinigkeit in diesem Moment anzuschauen glaubte: er redete den ganzen Tag von nichts

anderem; er war unerfchöpflich in Gleichnissen. Plötzlich überleuchtete ihn in mystischen Symbolen das Geheimniß der Schöpfung. In der Hostie sah er den, welcher Gott und Mensch. Er ging einst an dem Ufer des Nobregat nach einer entfernten Kirche. Indem er sich niederlegte und seine Augen auf den tiefen Strom heftete, den er vor sich hatte, fühlte er sich plötzlich von anschauendem Verständniß der Geheimnisse des Glaubens entzückt: er meinte als ein anderer Mensch aufzustehen. Für ihn bedurfte es dann keines Zeugnisses, keiner Schrift weiter. Auch wenn es solche nicht gegeben hätte, würde er doch unbedenklich für den Glauben, den er bisher geglaubt, den er sah, in den Tod gegangen sein.

Haben wir die Grundlagen dieser so eigenthümlichen Entwicklung gefaßt, dieses Ritterthum der Abstinenz, diese Entschlossenheit der Schwärmerei und phantastischen Ascetik, so ist es nicht nöthig, Inigo Loyola auf jedem Schritte seines Lebens weiter zu begleiten. Er ging wirklich nach Jerusalem, in der Hoffnung, wie zur Stärkung der Gläubigen, so zur Bekehrung der Ungläubigen beizutragen. Allein wie wollte er zumal das Letzte ausführen, unwissend wie er war, ohne Gefährten, ohne Vollmacht? An der entschiedenen Zurückweisung jerusalemischer Oberen, die dazu eine ausdrückliche päpstliche Berechtigung besaßen, scheiterte sein Vorsatz, an den heiligen Orten zu bleiben. Auch als er nach Spanien zurückgekommen, hatte er Anfechtungen genug zu bestehen. Indem er zu lehren und die geistlichen Uebungen, die ihm indeß entstanden, mitzutheilen anfang, kam er sogar in den Verdacht der Ketzerei. Es wäre das seltsamste Spiel des Zufalls, wenn Loyola, dessen Gesellschaft Jahrhunderte später in Illuminaten ausging, selbst mit einer Secte dieses Namens in Zusammenhang gestanden hätte. Und leugnen kann man nicht, daß die damaligen Illuminaten in Spanien, Alumbrosos, zu denen er zu gehören in Verdacht war, Meinungen hegten, die einige Ähnlichkeit mit seinen Phantasien haben. Abgestoßen von der Wertheiligkeit des bisherigen Christenthums, ergaben auch sie sich inneren Entzückungen und glaubten wie er das Geheimniß — sie erwähnten noch besonders das der Dreieinigkeit — in unmittelbarer Erleuchtung anzuschauen. Wie Loyola und später seine Anhänger, machten sie die Generalbeichte zur Bedingung der Absolution und drangen vor allem auf das innere Gebet. In der That möchte ich nicht behaupten, daß Loyola ganz ohne Berührung mit diesen Meinungen geblieben wäre. Allein daß er der Secte angehört hätte, ist auch nicht zu sagen. Er unterschied sich von ihr hauptsächlich dadurch, daß, während sie durch die Forde-

rungen des Geistes über alle gemeinen Pflichten erhaben zu sein glaubte, er dagegen — ein alter Soldat wie er war — den Gehorsam für die oberste aller Tugenden erklärte. Seine ganze Begeisterung und innere Ueberzeugung unterwarf er allemal der Kirche und ihren Gewalten.

Indessen hatten diese Anfechtungen und Hindernisse einen für sein Leben entscheidenden Erfolg. In dem Zustande, in dem er damals war, ohne Gelehrsamkeit und gründlichere Theologie, ohne politischen Rückhalt, hätte sein Dasein spurlos vorübergehen müssen. Glück genug, wenn ihm innerhalb Spaniens ein paar Belehrungen gelungen wären. Allein indem man ihm in Alcalá und in Salamanca auferlegte, erst vier Jahre Theologie zu studiren, ehe er namentlich über gewisse schwere Dogmen wieder zu lehren versuche, nöthigte man ihn, einen Weg einzuschlagen, auf dem sich allmählich für seinen Trieb religiöser Thätigkeit ein ungeahntes Feld eröffnete. Er begab sich nach der damals berühmtesten hohen Schule der Welt, nach Paris.

Die Studien hatten für ihn eine eigenthümliche Schwierigkeit. Er mußte die Classe der Grammatik, die er schon in Spanien angefangen, die der Philosophie machen, ehe er zur Theologie zugelassen wurde. Aber bei den Worten, die er flectiren, bei den logischen Begriffen, die er analysiren sollte, ergriffen ihn die Entwürfungen des tieferen religiösen Sinnes, den er damit zu verbinden gewohnt war. Es hat etwas Großartiges, daß er dies für Eingebungen des bösen Geistes erklärte, der ihn von dem rechten Weg abführen wolle, und sich der rigorossten Zucht unterwarf.

Während ihm nun aus den Studien eine neue, die reale Welt aufging, so ließ er doch darum von seiner geistigen Richtung und selbst ihrer Mittheilung keinen Augenblick ab. Eben hier war es, wo er die ersten nachhaltigen, wirksamen, ja für die Welt bedeutenden Belehrungen machte.

Von den beiden Stubenburschen Loyola's in dem Collegium St. Barbara war der eine, Peter Faber aus Savoyen, — ein Mensch, bei den Heerden seines Vaters aufgewachsen, der sich einst des Nachts unter freiem Himmel Gott und den Studien gewidmet hatte, — nicht schwer zu gewinnen. Er repetirte mit Ignatius, denn diesen Namen führte Frigo in der Fremde, den philosophischen Cursus; dieser theilte ihm dabei seine ascetischen Grundzüge mit. Ignatius lehrte den jüngeren Freund seine Fehler bekämpfen, klüglich nicht alle auf einmal, sondern einen nach dem anderen, wie er denn

auch immer einer Tugend vorzugsweise nachzutrachten habe; er hielt ihn zu Beichte und häufigem Genuß des Abendmahls an. Sie traten in die engste Gemeinschaft; Ignaz theilte die Almosen, die ihm aus Spanien und Flandern ziemlich reichlich zufließen, mit Faber. Schwerer machte es ihm der andere, Franz Xaver, aus Pampelona in Navarra, der begierig war, der Reihe seiner durch Kriegsthaten berühmten Vorfahren, die von 500 Jahren her auf seinem Stammbaum verzeichnet waren, den Namen eines Gelehrten hinzuzufügen; er war schön, reich, voll Geist und hatte schon am königlichen Hofe Fuß gefaßt. Ignaz verfaunte nicht, ihm die Ehre zu erweisen, die er in Anspruch nahm, und zu sorgen, daß sie ihm von Anderen erwiesen wurde. Für seine erste Vorlesung verschaffte er ihm eine gewisse Frequenz. Wie er ihn sich erst persönlich befreundet, so verfehlte sein Beispiel, seine Strenge ihre natürliche Wirkung nicht. Er brachte diesen wie jenen dahin, die geistlichen Uebungen unter seiner Leitung zu machen. Er schonte ihrer nicht: drei Tage und drei Nächte ließ er sie fasten; in dem härtesten Winter — die Wagen fuhren über die gefrorene Seine — hielt er Faber dazu an. Er machte sich beide ganz zu eigen und theilte ihnen seine Gesinnung mit.

Wie bedeutend wurde die Zelle von St. Barbara, die diese drei Menschen vereinigte, in der sie voll phantastischer Religiosität Pläne entwarfen, Unternehmungen vorbereiteten, von denen sie selber nicht wußten, wohin sie führen sollten!

Betrachten wir die Momente, auf denen die fernere Entwicklung dieser Verbindung beruhte. Nachdem sich noch einige Spanier, Salmeron, Lainez, Bobadilla, denen sich allen Ignatius durch guten Rath oder Unterstützung unentbehrlich gemacht, ihnen zugesellt, begaben sie sich eines Tages nach der Kirche von Montmartre. Faber, bereits Priester, las die Messe. Sie gelobten Keuschheit; sie schwuren, nach vollendeten Studien in völliger Armuth ihr Leben in Jerusalem der Pflege der Christen oder der Befehung der Saracenen zu widmen: sei es aber unmöglich, dahin zu gelangen oder dort zu bleiben, in diesem Falle dem Papst ihre Bemühungen anzubieten, für jeden Ort, wohin er ihnen zu gehen befehle, ohne Lohn noch Bedingung. So schwur ein Jeder und empfing die Hostie. Darauf schwur auch Faber und nahm sie selbst. An dem Brunnen St. Denys genossen sie hierauf eine Mahlzeit.

Ein Bund zwischen jungen Männern, schwärmerisch, nicht eben versänglich: noch in den Ideen, die Ignatius ursprünglich gefaßt

hatte, nur insofern davon abweichend, als sie ausdrücklich die Möglichkeit berechneten, dieselben nicht ausführen zu können.

Anfang 1537 finden wir sie in der That mit noch drei anderen Genossen sämmtlich in Venedig, um ihre Wallfahrt anzutreten. Schon manche Veränderung haben wir in Loyola wahrgenommen: von einem weltlichen Ritterthum sahen wir ihn zu einem geistlichen übergehen, in die ernsthaftesten Anfechtungen fallen und mit phantastischer Ascetik sich daraus hervorarbeiten: Theolog und Gründer einer schwärmerischen Gesellschaft war er geworden. Jetzt endlich nahmen seine Absichten die bleibende Wendung. Einmal hinderte ihn der Krieg, der eben damals zwischen Venedig und den Türken ausbrach, an der Abreise und ließ den Gedanken der Wallfahrt noch mehr zurücktreten; sodann aber fand er in Venedig ein Institut, das ihm, man möchte sagen, die Augen erst recht öffnete. Eine Zeitlang schloß sich Loyola auf das engste an Carassa an; in dem Convent der Theatiner, der sich in Venedig gebildet, nahm er Wohnung. Er diente in den Spitälern, über welche Carassa die Aufsicht führte, in denen dieser seine Novizen sich üben ließ. Zwar fand sich Ignatius durch das theatinische Institut nicht völlig befriedigt; er sprach mit Carassa über einige in demselben vorzunehmenden Veränderungen, und sie sollen darüber mit einander zerfallen sein. Aber schon dies zeigt, wie tiefen Eindruck es auf ihn machte. Einen Orden von Priestern sah er hier sich den eigentlich clericalischen Pflichten mit Eifer und Strenge widmen. Mußte er, wie immer deutlicher wurde, diesseit des Meeres bleiben und seine Thätigkeit in den Bezirken der abendländischen Christenheit versuchen, so erkannte er wohl, daß auch er nicht füglich einen anderen Weg einschlagen konnte.

In der That nahm er in Venedig mit allen seinen Gefährten die priesterlichen Weihen. In Vicenza begann er nach vierzigtäglichem Gebet mit dreien von ihnen zu predigen. An dem nämlichen Tage zur nämlichen Stunde erschienen sie in verschiedenen Straßen, stiegen auf Steine, schwangen die Hüte, riefen laut und fingen an, zur Buße zu ermahnen. Seltsame Prediger, zerlumpt, abgehärmt; sie sprachen ein unverständliches Gemisch von Spanisch und Italienisch. In diesen Gegenden blieben sie, bis das Jahr, das sie zu warten beschlossen hatten, verstrichen war. Dann brachen sie auf nach Rom.

Als sie sich trennten, denn auf verschiedenen Wegen wollten sie die Reise machen, entwarfen sie die ersten Regeln, um auch in der Entfernung eine gewisse Gleichförmigkeit des Lebens zu beobachten. Was aber sollten sie antworten, wenn man sie nach ihrer Beschäfti-

gung fragen würde? Sie gefielen sich in dem Gedanken, als Soldaten dem Satan den Krieg zu machen: den alten militärischen Phantasten des Ignatius zu Folge beschloffen sie, sich die Compagnie Jesu zu nennen, ganz wie eine Compagnie Soldaten, die von ihrem Hauptmann den Namen trägt.

In Rom hatten sie anfangs keinen ganz leichten Stand, — Ignatius meinte, er sehe alle Fenster geschlossen, — und von dem alten Verdacht der Kezerei mußten sie hier noch einmal freigesprochen werden. Allein indeß hatten ihre Lebensweise, ihr Eifer in Predigt und Unterricht, ihre Krankenpflege auch zahlreiche Anhänger herbeigezogen, und so Viele zeigten sich bereit, zu ihnen zu treten, daß sie auf eine förmliche Einrichtung ihrer Gesellschaft denken konnten.

Zwei Gelübde hatten sie bereits gethan; jetzt legten sie das dritte, das des Gehorsams, ab. Wie aber Ignatius immer den Gehorsam für eine der vornehmsten Tugenden erklärt, so suchten sie gerade in diesem alle anderen Orden zu übertreffen. Es war schon viel, daß sie sich ihren General allemal auf Lebenszeit zu wählen beschloffen; allein dies genügte ihnen noch nicht. Sie fügten die besondere Verpflichtung hinzu, „alles zu thun, was ihnen der jedesmalige Papst befehlen, in jedes Land zu gehen, zu Türken, Heiden und Kezern, in das er sie senden werde, ohne Widerrede, ohne Bedingung und Lohn, unverzüglich.“

Welch ein Gegensatz gegen die bisherigen Tendenzen dieser Zeit! Indem der Papst auf allen Seiten Widerstand und Abfall erfuhr und nichts zu erwarten hatte als fortgehenden Abfall, vereinigte sich hier eine Gesellschaft, freiwillig, voll Eifer, enthusiastisch, um sich ausschließlich seinem Dienste zu widmen. Er konnte kein Bedenken tragen, sie anfangs — im Jahre 1540 — unter einigen Beschränkungen und alsdann — 1543 — unbedingt zu bestätigen.

Indeß that auch die Gesellschaft den letzten Schritt. Sechs von den ältesten Bundesgenossen traten zusammen, um den Vorsteher zu wählen, der, wie der erste Entwurf, den sie dem Papst einreichten, besagte, „Grade und Aemter nach seinem Gutdünken vertheilen, die Constitution mit Beirath der Mitglieder entwerfen, in allen anderen Dingen aber allein zu befehlen haben solle; in ihm solle Christus als gegenwärtig verehrt werden.“ Einstimmig wählten sie Ignaz, der, wie Salmeron auf seinem Wahlzettel sagte, „sie alle in Christo erzeugt und mit seiner Milch genährt habe“.

Und nun erst hatte die Gesellschaft ihre Form. Es war auch eine Gesellschaft von Chierici regolari: sie beruhte auch auf einer

Vereinigung von clericalischen und klösterlichen Pflichten; allein sie unterschied sich vielfach von den übrigen dieser Art.

Hatten schon die Theatiner mehrere minder bedeutende Verpflichtungen fallen lassen, so gingen die Jesuiten darin noch weiter. Es war ihnen nicht genug, alle klösterliche Tracht zu vermeiden; sie sagten sich auch von den gemeinschaftlichen Andachtsübungen, welche in den Klöstern den größten Theil der Zeit wegnahmen, von der Obliegenheit, im Chor zu singen, los.

Dieser wenig nothwendigen Beschäftigungen überhoben, widmeten sie ihre ganze Zeit und alle ihre Kräfte den wesentlichen Pflichten: nicht einer besonderen, wie die Barnabiten, obwohl sie die Krankenpflege, weil sie einen guten Namen machte, sich angelegen sein ließen, nicht unter beschränkenden Bedingungen, wie die Theatiner, sondern mit aller Anstrengung den wichtigsten. Erstens der Predigt: schon als sie sich in Vicenza trennten, hatten sie sich das Wort gegeben, hauptsächlich für das gemeine Volk zu predigen, mehr darauf zu denken, Eindruck zu machen, als durch gewählte Rede zu glänzen; so fuhren sie nummehr fort. Zweitens der Beichte: denn damit hängt die Leitung und Beherrschung der Gewissen unmittelbar zusammen; in den geistlichen Uebungen, durch welche sie selber mit Ignaz vereinigt worden, besaßen sie ein großes Hülfsmittel. Endlich dem Unterrichte der Jugend: hiezu hatten sie sich gleich in ihren Gelübden durch eine besondere Clausel verpflichtet wollen, und ob dies wohl da nicht durchgegangen war, so schärften sie es doch in ihrer Regel auf das lebhafteste ein. Vor allem wünschten sie die aufwachsende Generation zu gewinnen. Genug, alles Beiwerk ließen sie fallen und widmeten sich den wesentlichen, wirksamen, Einfluß versprechenden Arbeiten.

Aus den phantastischen Bestrebungen des Ignatius hatte sich demnach eine vorzugsweise praktische Richtung entwickelt, aus seinen ascetischen Beteuerungen ein Institut, mit weltkluger Zweckmäßigkeit berechnet.

Alle seine Erwartungen sah er weit übertroffen. Er hatte nun die unbeschränkte Leitung einer Gesellschaft in Händen, auf welche ein großer Theil seiner Intuitionen überging, welche ihre geistlichen Ueberzeugungen mit Studium auf dem Wege bildete, auf dem er sie durch Zufall und Genius erworben hatte —, welche zwar seinen jersusalemischen Plan nicht ausführte, bei dem sich nichts erreichen ließ, aber übrigens zu den entferntesten, erfolgreichsten Missionen schritt und hauptsächlich jene Seelsorge, die er immer empfohlen, in einer

Ausdehnung übernahm, wie er sie niemals ahnen können —, die ihm endlich einen zugleich soldatischen und geistlichen Gehorsam leistete.

Gehe wir die Wirksamkeit, zu der die Gesellschaft gar bald gelangte, näher betrachten, müssen wir noch eine der wichtigsten Bedingungen derselben erwähnen.

Erste Sitzungen des tridentinischen Conciliums.

Wir sahen, welche Interessen sich an die Forderung des Conciliums von der kaiserlichen, an die Verweigerung desselben von der päpstlichen Seite knüpften. Nur in Einer Beziehung hatte eine neue Kirchenversammlung doch auch für den Papst etwas Wünschenswerthes. Um die Lehren der katholischen Kirche mit ungebrochenem vollem Eifer einprägen und ausarbeiten zu können, war es nothwendig, daß die Zweifel, welche sich über die eine oder die andere in dem Schooße der Kirche selbst erhoben hatten, beseitigt würden. Mit unbedingter Autorität vermochte dies allein ein Concilium zu thun. Es kam nur darauf an, daß es zur günstigen Zeit zusammenberufen und unter dem Einfluß des Papstes gehalten würde.

Jener große Moment, in dem sich die beiden kirchlichen Parteien einander in einer mittleren gemäßigten Meinung mehr als je genähert hatten, ward auch hiesür entscheidend. Der Papst, wie gesagt, glaubte wahrzunehmen, daß der Kaiser selbst den Anspruch hege, das Concilium zu berufen. In diesem Augenblick von allen Seiten der Anhänglichkeit katholischer Fürsten versichert, verlor er keine Zeit, ihm darin zuvorzukommen. Es war noch mitten in jenen Bewegungen, daß er sich definitiv entschloß, zu der öcumenischen Kirchenversammlung zu schreiten und allen Zögerungen ein Ende zu machen; ohne Verzug ließ er es Contarini und durch diesen dem Kaiser anzeigen: die Verhandlungen wurden ernstlich aufgenommen; endlich ergingen die Berufungsschreiben; im nächsten Jahre finden wir seine Legaten bereits in Trient.

Indessen traten auch diesmal neue Hindernisse ein: allzu gering war die Zahl der erscheinenden Bischöfe, allzu kriegerisch die Zeit, und die Umstände nicht vollkommen günstig: es währte bis in den December 1545, ehe es zu der wirklichen Eröffnung des Conciliums kam. Endlich hatte der alte Zauderer den erwünschten Moment gefunden.

Denn welcher hätte es mehr sein können als der, in welchem der Kaiser, von dem Fortgang des Protestantismus in seinem kaiserlichen

Ansehen — wie er es ansah — und in dem eingeführten Regiment seiner Erblände bedroht, sich entschlossen hatte, denselben mit den Waffen in der Hand entgegenzutreten? Da er die Hilfe des Papstes brauchte, konnte er die Ansprüche wenigstens nicht sofort geltend machen, die er sonst auf ein Concilium gründen zu wollen schien. Der Krieg mußte ferner ihn vollauf beschäftigen; bei der Macht der Protestanten ließ sich nicht absehen, in welche Verwicklungen er dabei gerathen würde; um so weniger konnte er dann auf die Reform dringen, mit welcher er bisher dem päpstlichen Stuhle gedroht. Auch übrigens wußte ihm der Papst zunächst den Weg dazu abzuschneiden. Der Kaiser forderte, das Concilium solle mit der Reform beginnen; den päpstlichen Legaten erschien es als ein Sieg, daß der Beschluß gefaßt wurde, es solle zugleich über Reform und Dogmen gehandelt werden; in der That nahm man dann zuerst nur die Dogmen vor.

Indem der Papst zu erkennen wußte, was ihm hätte schädlich werden können, ergriff er dasjenige, woran ihm selber gelegen war. Die Feststellung der bezweifelten Lehrlätze hatte für ihn, wie angedeutet, die größte Wichtigkeit. Man mußte nun sehen, ob von jenen zu dem protestantischen System hinneigenden Ansichten sich eine oder die andere innerhalb des katholischen Lehrbegriffs zu halten vermögen würde.

Zuerst, denn sehr systematisch ging man zu Werke, handelte das Concilium von der Offenbarung, den Quellen, aus denen die Kenntniß derselben zu schöpfen sei. Gleich hier erhoben sich einige Stimmen in der Richtung des Protestantismus. Der Bischof Radiani von Chiocza wollte von nichts als von der Schrift hören: in dem Evangelium stehe alles geschrieben, was zu unserer Seligkeit nothwendig. Allein er hatte eine ungeheure Majorität wider sich. Man faßte den Beschluß, die ungeschriebenen Traditionen, die, aus dem Munde Christi empfangen, unter dem Schutze des heiligen Geistes bis auf die neueste Zeit fortgepflanzt worden, seien mit gleicher Verehrung anzunehmen wie die heilige Schrift. In Hinsicht dieser wies man nicht einmal auf die Grundtexte zurück. Man erkannte in der Vulgata die authentische Uebersetzung derselben an und versprach nur, daß sie ins künftige auf das sorgfältigste gedruckt werden solle.

Nachdem dergestalt der Grund gelegt worden — nicht mit Unrecht ward gesagt, es sei die Hälfte des Weges, — kam man an jenes entscheidende Lehrstück von der Rechtfertigung und die damit zusammenhängenden Doctrinen. An diese Streitfrage knüpfte sich das vornehmste Interesse.

Denn nicht Wenige gab es in der That noch auf dem Concilium, deren Ansichten hierüber mit den protestantischen Meinungen zusammenfielen. Der Erzbischof von Siena, der Bischof della Cava, Giulio Contarini, Bischof zu Belluno, und mit ihnen fünf Theologen schrieben die Rechtfertigung einzig und allein dem Verdienste Christi und dem Glauben zu. Liebe und Hoffnung erklärten sie für die Begleiterinnen, Werke für die Beweise des Glaubens: nichts weiter seien sie; der Grund der Rechtfertigung aber sei allein der Glaube.

Wie war es zu denken, daß in einem Moment, in welchem Papst und Kaiser die Protestanten mit Gewalt der Waffen angriffen, sich die Grundansicht, von der sich deren ganzes Wesen herleitete, auf einem Concilium unter den Auspicien des Papstes und des Kaisers geltend machen sollte? Vergebens ermahnte Poole, nicht etwa eine Meinung nur deshalb zu verwerfen, weil sie von Luther behauptet worden. Allzu viel persönliche Erbitterungen knüpften sich daran. Der Bischof della Cava und ein griechischer Mönch geriethen thätlich an einander. Ueber einen so unzweifelhaften Ausdruck einer protestantischen Meinung konnte es auf dem Concilium gar nicht einmal zu bedeutenden Discussionen kommen: diese galten, und schon dies ist wichtig genug, nur der vermittelnden Meinung, wie sie Gaspar Contarini, der indeß bereits gestorben war, und seine Freunde aufgestellt.

Der Augustinergeneral Seripando trug sie vor, jedoch nicht ohne die ausdrückliche Verwahrung, daß es nicht die Meinungen Luthers seien, die er verfechte, vielmehr die Lehren der berühmtesten Gegner desselben, z. B. eines Pflug und Gropper. Er nahm eine doppelte Gerechtigkeit an: die eine uns inwohnend, inhärent, durch welche wir aus Sündern Kinder Gottes werden, auch sie Gnade und unverdient, thätig in Werken, sichtbar in Tugenden, aber allein nicht fähig, uns zur Glorie Gottes einzuführen; die andere die Gerechtigkeit und das Verdienst Christi, uns beigegeben, imputirt, welche alle Mängel ersetze, vollständig, seligmachend. Eben so hatte Contarini gelehrt. Wenn die Frage sei, sagt dieser, auf welche von jenen Gerechtigkeiten wir bauen sollen, die inwohnende oder die in Christo beigegebene, so sei die Antwort eines Frommen, daß wir uns nur auf die letzte zu verlassen haben. Unsere Gerechtigkeit sei eben erst angefangen, unvollkommen, voller Mängel, Christi Gerechtigkeit dagegen wahrhaft, vollkommen, in den Augen Gottes durchaus und allein wohlgefällig; um ihretwillen allein könne man glauben, vor Gott gerechtfertigt zu werden.

Jedoch auch in solch einer Modification — sie ließ, wie wir

sehen, das Wesen der protestantischen Lehre bestehen und konnte von Anhängern derselben gebilligt werden — fand diese Meinung lebhaften Widerspruch.

Caraffa, der sich ihr schon damals entgegengesetzt hatte, als sie in Regensburg verhandelt ward, saß auch jetzt unter den Cardinälen, welchen die Beaufsichtigung des tridentinischen Conciliums anvertraut war. Er kam mit einer eigenen Abhandlung über die Rechtfertigung hervor, in der er allen Meinungen dieser Art lebhaft widersprach. Ihm zur Seite erhoben sich bereits die Jesuiten. Salméron und Vainez hatten sich das wohlausgesonnene Vorrecht verschafft, daß jener zuerst, dieser zuletzt seine Meinung vorzutragen hatte. Sie waren gelehrt, kräftig, in der Blüthe ihrer Jahre, voller Eifer. Von Ignatius angewiesen, nie einer Meinung beizupflichten, die sich im mindesten einer Aenderung näherte, widersetzten sie sich aus allen Kräften der Lehre Seripando's. Vainez erschien mehr mit einem Werke als mit einer Widerrede auf dem Kampfplatze. Er hatte den größten Theil der Theologen auf seiner Seite.

Jene Unterscheidung der Gerechtigkeiten ließen diese Gegner allenfalls gelten. Allein sie behaupteten, die imputative Gerechtigkeit gehe in der inhärenten auf, oder das Verdienst Christi werde den Menschen durch den Glauben unmittelbar zugewendet und mitgetheilt; man habe allerdings auf die Gerechtigkeit Christi zu bauen, aber nicht weil sie die unsere ergänze, sondern weil sie dieselbe hervorbringe. Eben hierauf kam alles an. Bei den Ansichten Contarini's und Seripando's konnte das Verdienst der Werke nicht bestehen. Diese Ansicht rettete dasselbe. Es war die alte Lehre der Scholastiker, daß die Seele, mit der Gnade bekleidet, sich das ewige Leben verdiene. Der Erzbischof von Bitonto, einer der gelehrtesten und beredtesten dieser Väter, unterschied eine vorläufige Rechtfertigung, abhängig von dem Verdienste Christi, durch welche der Gottlose von dem Stande der Verwerfung befreit werde, und eine nachfolgende, die Erwerbung der eigentlichen Gerechtigkeit, abhängig von der uns eingegossenen und inwohnenden Gnade. In diesem Sinne sagte der Bischof von Jano, der Glaube sei nur das Thor zur Rechtfertigung; aber man dürfe nicht stehen bleiben: man müsse den ganzen Weg vollbringen.

So nahe diese Meinungen einander zu berühren scheinen, so sind sie einander doch durchaus entgegengesetzt. Auch die Lutherische fordert die innere Wiedergeburt, bezeichnet den Weg des Heiles und behauptet, daß gute Werke folgen müssen: die göttliche Begnadigung

aber leitet sie allein von dem Verdienste Christi her. Das tridentinische Concilium dagegen nimmt zwar auch das Verdienst Christi an; aber die Rechtfertigung schreibt es demselben nur in so fern zu, als es die innere Wiedergeburt und mithin gute Werke, auf die zuletzt alles ankommt, hervorbringt. Der Gottlose, sagt es, wird gerechtfertigt, indem durch das Verdienst des heiligsten Leidens, vermöge des h. Geistes, die Liebe Gottes seinem Herzen eingepflanzt wird und demselben inwohnt; dergestalt ein Freund Gottes geworden, geht der Mensch fort von Tugend zu Tugend und wird erneuert von Tag zu Tage. Indem er die Gebote Gottes und der Kirche beobachtet, wächst er mit Hilfe des Glaubens durch gute Werke in der durch Christi Gnade erlangten Gerechtigkeit und wird mehr und mehr gerechtfertigt.

Und so ward die Meinung der Protestanten von dem Katholicismus völlig ausgeschlossen: jene Vermittelung ward von der Hand gewiesen. Eben damals geschah dies, als der Kaiser in Deutschland den Sieg bereits erkochten hatte, die Lutheraner sich schon von allen Seiten ergaben und jener sich aufmachte, die Widerspenstigen, die es noch gab, nicht minder zu unterwerfen. Schon hatten die Verfechter der mittleren Meinung, Cardinal Poole, der Erzbischof von Siena, das Concilium, natürlich unter anderen Vorwänden, verlassen: statt Andern in ihrem Glauben Maß und Ziel zu geben, mußten sie besorgt sein, den eigenen angegriffen und verdammt zu sehen.

Es war aber hiemit die wichtigste Schwierigkeit überwunden. Da die Rechtfertigung innerhalb des Menschen vor sich geht, und zwar in fortwauernder Entwicklung, so kann sie der Sacramente nicht entbehren, durch welche sie entweder anfängt oder, wenn sie angefangen hat, fortgesetzt oder, wenn sie verloren ist, wieder erworben wird. Es hat keine Schwierigkeit, sie alle sieben, wie sie bisher angenommen worden, beizubehalten und auf den Urheber des Glaubens zurückzuführen, da die Institute der Kirche Christi nicht allein durch die Schrift, sondern auch durch die Tradition mitgetheilt sind. Nun umfassen aber diese Sacramente, wie man weiß, das ganze Leben und alle Stufen, in denen es sich entwickelt; sie gründen die Hierarchie, insofern sie Tag und Stunde beherrscht; indem sie die Gnade nicht allein bedeuten, sondern mittheilen, vollenden sie den mystischen Bezug, in welchem der Mensch zu Gott gedacht wird.

Eben darum nahm man die Tradition an, weil der heilige Geist der Kirche immerfort inwohne, die Vulgata, weil die römische Kirche durch besondere göttliche Gnade von aller Verirrung frei erhalten

worden; diesem Inwohnen des göttlichen Elementes entspricht es dann, daß auch das rechtfertigende Prinzip in dem Menschen selbst Platz nimmt, daß die in dem sichtbaren Sacrament gleichsam gebundene Gnade ihm Schritt für Schritt mitgetheilt wird und sein Leben und Sterben umfaßt. Die erscheinende Kirche ist zugleich die wahre, die man die unsichtbare genannt hat. Religiöse Existenz kann sie außer ihrem Preise nicht anerkennen.

Inquisition.

Diese Lehren auszubreiten, die ihnen entgegenstehenden zu unterdrücken, hatte man mittlerweile auch schon Maßregeln ergriffen.

Wir müssen hier noch einmal auf die Zeiten des Regensburger Gespräches zurückkommen. Als man sah, daß man mit den deutschen Protestanten zu keinem Schluß kam, daß indeß auch in Italien Streitigkeiten über das Sacrament, Zweifel an dem Fegfeuer und andere für den römischen Ritus bedenkliche Lehrmeinungen überhand nahmen, so fragte der Papst eines Tags den Cardinal Caraffa, welches Mittel er hiegegen anzurathen wisse. Der Cardinal erklärte, daß eine durchgreifende Inquisition das einzige sei. Johann Alvarez de Toledo, Cardinal von Burgos, stimmte ihm hierin bei.

Die alte dominicanische Inquisition war vorlängst verfallen. Da es den Mönchsorden überlassen blieb, die Inquisitoren zu wählen, so geschah, daß diese nicht selten die Meinungen theilten, welche man bekämpfen wollte. In Spanien war man bereits dadurch von der früheren Form abgewichen, daß man ein oberstes Tribunal der Inquisition für dieses Land eingerichtet hatte. Caraffa und Burgos, beide alte Dominicaner, von finsterner Gerechtigkeit, Zeloten für den reinen Katholicismus, streng in ihrem Leben, unbeugsam in ihren Meinungen, riefen dem Papst, nach dem Muster von Spanien ein allgemeines höchstes Tribunal der Inquisition, von dem alle anderen abhängen mußten, zu Rom zu errichten. Wie S. Peter, sagte Caraffa, den ersten Häresiarchen an keinem anderen Orte als in Rom besiegte, so müsse der Nachfolger Petri alle Ketereien der Welt in Rom überwältigen. Die Jesuiten rechnen es sich zum Ruhme, daß ihr Stifter Loyola diesen Vorschlag durch eine besondere Vorstellung unterstützt habe. Am 21sten Juli 1542 erging die Bulle.

Sie ernannt sechs Cardinäle, unter denen Caraffa und Toledo zuerst genannt werden, zu Commissaren des apostolischen Stuhles,

allgemeinen und allgemeinsten Inquisitoren in Glaubenssachen diesseit und jenseit der Berge. Sie ertheilt ihnen das Recht, an allen Orten, wo es ihnen gut scheine, Geistliche mit einer ähnlichen Gewalt zu delegiren, die Appellationen wider deren Verfahren allein zu entscheiden, selbst ohne die Theilnahme des ordentlichen geistlichen Gerichtshofes zu procediren. Jedermann, Niemand ausgenommen, ohne Rücksicht auf irgend einen Stand, irgend eine Würde, soll ihrem Richterstuhle unterworfen sein; die Verdächtigen sollen sie ins Gefängniß werfen, die Schuldigen selbst am Leben strafen und ihre Güter verkaufen. Nur Eine Beschränkung wird ihnen auferlegt. Zu strafen, soll ihnen zustehen: die Schuldigen, welche sich bekehren, zu begnadigen, behält der Papst sich vor. So sollen sie alles thun, anordnen, ausführen, um die Irrthümer, die in der christlichen Gemeinde ausgebrochen sind, zu unterdrücken und mit der Wurzel auszurotten.

Caraffa verlor keinen Augenblick, diese Bulle in Ausführung zu bringen. Er war nicht etwa reich; doch hätte es ihm diesmal ein Verlust geschienen, eine Zahlung aus der apostolischen Kammer abzuwarten: er nahm sofort ein Haus in Miethe; aus eigenen Mitteln richtete er die Zimmer der Beamten und die Gefängnisse ein; er versah sie mit Niegeln und starken Schlössern, mit Blöcken, Ketten und Banden und jener ganzen fürchtbaren Geräthschaft. Dann ernannte er Generalcommissare für die verschiedenen Länder. Der erste, soviel ich sehe, für Rom war sein eigener Theolog, Teofilo di Tropea, über dessen Strenge sich Cardinäle, wie Poole, bald zu beklagen hatten.

„Folgende Regeln“, sagt die handschriftliche Lebensbeschreibung Caraffa's, „hatte sich der Cardinal hiebei als die richtigsten vorzeichnet:

„erstens in Sachen des Glaubens dürfe man nicht einen Augenblick warten, sondern gleich auf den mindesten Verdacht müsse man mit äußerster Strenge zu Werke gehen;

„zweitens sei keinerlei Rücksicht zu nehmen auf irgend einen Fürsten oder Prälaten, wie hoch er auch stehe;

„drittens vielmehr müsse man gegen die am strengsten sein, die sich mit dem Schutze eines Machthabers zu vertheidigen suchen sollten; nur wer das Geständniß ablegt, sei mit Milde und väterlichem Erbarmen zu behandeln;

„viertens Ketern und besonders Calvinisten gegenüber müsse man sich mit keinerlei Toleranz herabwürdigen.“

Es ist alles, wie wir sehen, Strenge, unnachsichtige, rücksichtslose Strenge, bis das Bekenntniß erfolgt ist, furchtbar besonders in einem Momente, wo die Meinungen noch nicht ganz entwickelt waren, wo Viele die tieferen Lehren des Christenthums mit den Einrichtungen der bestehenden Kirche zu vereinigen suchten. Die Schwächeren gaben nach und unterwarfen sich: die Stärker-gearteten dagegen ergriffen nun erst eigentlich die entgegengesetzten Meinungen und suchten sich der Gewalt zu entziehen.

Einer der ersten von ihnen war Bernardin Ochino. Schon eine Zeitlang wollte man bemerkt haben, daß er seine klösterlichen Pflichten minder sorgsam erfülle; im Jahre 1542 ward man auch an seinen Predigten irre. Auf das schneidendste behauptete er die Lehre, daß der Glaube allein rechtfertige; nach einer Stelle Augustins rief er aus: „der dich ohne dich geschaffen, wird er dich nicht ohne dich selig machen?“ Seine Erklärungen über das Fegefeuer schienen nicht sehr orthodox. Schon der Nuntius zu Venedig verbot ihm auf ein paar Tage die Kanzel; hierauf ward er nach Rom citirt; er war bereits bis Bologna, bis Florenz gekommen, als er, wahrscheinlich aus Furcht vor der eben errichteten Inquisition, zu fliehen beschloß. Nicht übel läßt ihn der Geschichtschreiber seines Ordens, wie er auf den S. Bernard gekommen, noch einmal stillstehen und sich aller der Ehre, die ihm in seinem schönen Vaterlande erwiesen worden, der Unzähligen erinnern, die ihn voll Erwartung empfingen, mit Spannung hörten und mit bewundernder Genugthuung nach Hause begleiteten: gewiß verliert ein Redner noch mehr als ein Anderer an seinem Vaterlande; aber er verließ es, obwohl in so hohem Alter. Er gab das Siegel seines Ordens, das er bisher mit sich getragen, seinem Begleiter und ging nach Genf. Noch immer waren indeß seine Uebersetzungen nicht fest; er ist in sehr außerordentliche Verirrungen gefallen.

Um die nämliche Zeit verließ Peter Martyr Vermigli Italien. „Ich riß mich,“ sagt er, „aus so vielen Verstellungen heraus und rettete mein Leben vor der bevorstehenden Gefahr.“ Viele von den Schülern, die er bis dahin in Lucca gezogen, folgten ihm später nach.

Näher ließ sich Galio Secundo Curione die Gefahr kommen. Er wartete, bis der Bargello erschien, ihn zu suchen. Curione war groß und stark. Mit dem Messer, das er eben führte, ging er mitten durch die Schirren hindurch, schwang sich auf sein Pferd und ritt davon. Er ging nach der Schweiz.

Schon einmal hatte es Bewegungen in Modena gegeben; jetzt

erwachten sie wieder. Einer klagte den anderen an. Filippo Valentin entwich nach Trient. Auch Castelvetri fand es gerathen, sich wenigstens eine Zeitlang in Deutschland sicherzustellen.

Denn in Italien brach allenthalben die Verfolgung und der Schrecken aus. Der Haß der Factionen kam den Inquisitoren zu Hülfe. Wie oft griff man, nachdem man lange vergebens eine andere Gelegenheit gesucht, sich an seinen Gegnern zu rächen, zu der Beschuldigung der Ketzerei! Nun hatten die altgläubigen Mönche wider jene ganze Schaar geistreicher Leute, die durch ihr literarisches Bemühen auf eine religiöse Tendenz geführt worden, — zwei Parteien, die einander gleich bitteren Haß widmeten, — die Waffen in den Händen und verdammten ihre Gegner zu ewigem Stillschweigen. „Kaum ist es möglich,“ ruft Antonio dei Pagliarici aus, „ein Christ zu sein und auf seinem Bette zu sterben“. Die Akademie von Modena war nicht die einzige, welche sich auflöste. Auch die neapolitanische, von den Seggi errichtet, ursprünglich nur für die Studien bestimmt, von denen sie allerdings, dem Geiste der Zeit gemäß, zu theologischen Disputationen fortging, wurde vom Vicetönig geschlossen. Die gesammte Literatur ward der strengsten Aufsicht unterworfen. Im Jahre 1543 verordnete Carassa, daß in Zukunft kein Buch, von welchem Inhalt auch immer, gleichviel ob alt oder neu, gedruckt werden dürfe ohne die Erlaubniß der Inquisitoren; die Buchhändler mußten eben diesen Verzeichnisse aller ihrer Artikel einreichen: ohne deren Erlaubniß sollten sie nichts mehr verkaufen; die Zollbeamten der Dogana erhielten den Befehl, keine Sendung handschriftlicher oder gedruckter Bücher an ihre Bestimmung abzuliefern, ohne sie vorher der Inquisition vorgelegt zu haben. Allmählich kam man auf den Index der verbotenen Bücher. In Böhmen und Paris hatte man die ersten Beispiele gegeben. In Italien ließ Giovanni della Casa, in dem engsten Vertrauen des Hauses Carassa, den ersten Katalog, ungefähr von 70 Nummern, zu Venedig drucken. Ausführlichere erschienen 1552 zu Florenz, 1554 zu Mailand, der erste in der späterhin gebräuchlichen Form zu Rom 1559. Er enthielt Schriften der Cardinäle, die Gedichte jenes Casa selbst. Nicht allein Druckern und Buchhändlern wurden diese Gesetze gegeben, selbst den Privatleuten ward es zur Gewissenspflicht gemacht, die Existenz der verbotenen Bücher anzuzeigen, zu ihrer Vernichtung beizutragen. Mit ungläublicher Strenge setzte man diese Maßregel durch. In so vielen tausend Exemplaren das Buch über die Wohlthat Christi verbreitet sein mochte,

es ist völlig verschwunden und nicht mehr aufzufinden. In Rom hat man Scheiterhaufen von weggenommenen Exemplaren verbrannt.

Bei allen diesen Einrichtungen, Unternehmungen bediente sich die Geistlichkeit der Hilfe des weltlichen Arms. Es kam den Päpsten zu statten, daß sie ein eigenes Land von so bedeutendem Umfang besaßen: hier konnten sie das Beispiel geben und das Muster aufstellen. In Mailand und Neapel durfte sich die Regierung um so weniger widersetzen, da sie beabsichtigt hatte, die spanische Inquisition daselbst einzuführen; in Neapel blieb nur die Confiscation der Güter verboten. In Toscana war die Inquisition durch den Legaten, den sich Herzog Cosimo zu verschaffen wußte, weltlichem Einfluß zugänglich; die Bruderschaften, die sie stiftete, gaben jedoch großen Anstoß; in Siena und Pisa nahm sie sich wider die Universitäten mehr heraus, als ihr gebührte. Im Venezianischen blieb der Inquisitor zwar nicht ohne weltliche Aufsicht — in der Hauptstadt saßen seit dem April 1547 drei venezianische Nobili in seinem Tribunal; in den Provinzen hatte der Rettore jeder Stadt, der dann zuweilen Doctoren zu Rathe zog und in schwierigen Fällen, besonders sobald die Anklage bedeutendere Personen betraf, erst bei dem Rathe der Zehn anfragte, Antheil an der Untersuchung; — allein dies hinderte nicht, daß man nicht im Wesentlichen die Verordnungen von Rom in Ausführung gebracht hätte.

Und so wurden die Regungen abweichender Religionsmeinungen in Italien mit Gewalt erstickt und vernichtet. Fast der ganze Orden der Franciscaner wurde zu Retractationen genöthigt. Der größte Theil der Anhänger des Valdez bequeme sich, zu widerrufen. In Venedig ließ man den Fremden, den Deutschen, die sich des Handels oder der Studien halber eingefunden hatten, eine gewisse Freiheit; die Einheimischen dagegen wurden genöthigt, ihre Meinungen abzuschwören; ihre Zusammenkünfte wurden zerstört. Viele flüchteten: in allen Städten in Deutschland und der Schweiz begegnen wir diesen Flüchtlingen. Diejenigen, die weder nachgeben wollten noch zu entfliehen wußten, verfielen der Strafe. In Venedig wurden sie mit zwei Barken aus den Lagunen hinaus in das Meer geschickt. Man legte ein Brett zwischen die Barken und setzte die Verurtheilten darauf; in gleichem Augenblick fuhren die Ruderer aus einander: das Brett stürzte in die Fluth; noch einmal riefen die Unglücklichen den Namen Christi aus und sanken unter. In Rom hielt man vor Santa Maria alla Minerva die Autodafe's in aller Form. Mancher floh von Ort zu Ort mit Weib und Kind. Wir begleiten sie eine Weile; dann

verschwinden sie: wahrscheinlich sind sie den unbarmherzigen Jägern in die Neze gerathen. Andere hielten sich still. Die Herzogin von Ferrara, welche, wenn es kein falsches Geheiß gegeben hätte, Erbin von Frankreich gewesen wäre, ward durch Geburt und hohen Rang nicht beschützt. Ihr Gemahl war selbst ihr Gegner. „Sie sieht Niemanden“, sagt Marot, „gegen den sie sich beklagen könnte: die Berge sind zwischen ihr und ihren Freunden; sie mischt ihren Wein mit Thränen.“

Ausbildung des jesuitischen Institutes.

In dieser Entwicklung der Dinge, als die Gegner mit Gewalt bei Seite gebracht, die Dogmen aufs neue in dem Geiste des Jahrhunderts festgesetzt waren, die kirchliche Macht mit unabwendbaren Waffen die Beobachtung derselben beaufsichtigte, erhob sich nun, im engsten Verein mit dieser, der Orden der Jesuiten.

Nicht allein in Rom, in ganz Italien gewann er einen ungeheuren Erfolg. Er hatte sich ursprünglich für das gemeine Volk bestimmt: zunächst bei den vornehmen Classen fand er Eingang.

In Parma begünstigten ihn die Farnesen; Fürstinnen unterwarfen sich den geistlichen Uebungen. In Venedig erklärte Lainez das Evangelium St. Johannis ausdrücklich für die Nobili, und mit Hilfe eines Sippomano gelang es ihm bereits 1542, den Grund zu dem Jesuitencollegium zu legen. In Montepulciano brachte Franz Strada einige von den vornehmsten Männern der Stadt so weit, daß sie mit ihm durch die Straßen gingen und bettelten: Strada klopfte an die Thüre: sie nahmen die Gaben in Empfang. In Faenza gelang es ihnen, obwohl Ochino viel daselbst gewirkt hatte, großen Einfluß zu erwerben, hundertjährige Feindschaften zu versöhnen und Gesellschaften zur Unterstützung der Armen zu gründen. Ich führe nur einige Beispiele an: allenthalben erschienen sie, verschafften sich Anhänger, bildeten Schulen, setzten sich fest.

Wie aber Ignatius ganz ein Spanter und von nationalen Ideen ausgegangen war, wie auch leicht seine geistreichsten Schüler ihm daher gekommen, so hatte seine Gesellschaft, in die dieser Geist übergegangen, auf der pyrenäischen Halbinsel fast noch größeren Fortgang als in Italien selbst. In Barcelona machte sie eine sehr bedeutende Erwerbung an dem Vicekönig Franz Borgia, Herzog von Gandia; in Valencia konnte eine Kirche die Zuhörer des Araoz nicht fassen, und man errichtete ihm eine Kanzel unter freiem Himmel; in

Alcala sammelten sich um Franz Villanova, obwohl er krank, von geringer Herkunft und ohne alle Kenntnisse war, gar bald bedeutende Anhänger; von hier und Salamanca, wo man 1548 mit einem sehr engen, schlechten Hause begann, haben sich die Jesuiten hernach vornehmlich über Spanien ausgebreitet. Indeß waren sie in Portugal nicht minder willkommen. Der König ließ von den beiden ersten, die ihm auf sein Ersuchen geschickt wurden, nur den einen nach Ostindien ziehen — es ist Xaver, der dort den Namen eines Apostels und eines Heiligen erwarb; — den anderen, Simon Roderich, behielt er bei sich. An beiden Höfen verschafften sich die Jesuiten außerordentlichen Beifall. Den portugiesischen reformirten sie durchaus; an dem spanischen wurden sie gleich damals die Beichtväter der vornehmsten Großen, des Präsidenten des Rathes von Castilien, des Cardinals von Toledo.

Schon im Jahre 1540 hatte Ignatius einige jungen Leute nach Paris geschickt, um daselbst zu studiren. Von da breitete sich seine Gesellschaft nach den Niederlanden aus. In Löwen hatte Faber den entschiedensten Erfolg: achtzehn junge Männer, bereits Vaccalareeën oder Magister, erboten sich, Haus, Universität und Vaterland zu verlassen, um sich mit ihm nach Portugal zu begeben. Schon sah man sie in Deutschland, und unter den ersten trat Peter Canisius, der ihnen so große Dienste geleistet hat, an seinem dreiundzwanzigsten Geburtstag in ihren Orden.

Dieser rasche Succes mußte der Natur der Sache nach auf die Entwicklung der Verfassung den wirksamsten Einfluß haben. Sie bildete sich folgendergestalt aus.

In den Kreis seiner ersten Gefährten, der Professoren, nahm Ignatius nur Wenige auf. Er fand, Männer, die zugleich vollkommen ausgebildet und gut und fromm seien, gebe es wenige. Gleich in dem ersten Entwurfe, den er dem Papste einreichte, spricht er die Absicht aus, an einer oder der anderen Universität Collegien zu gründen, um jüngere Leute heranzubilden. In unerwarteter Anzahl, wie gesagt, schlossen sich ihm solche an. Sie bildeten den Professoren gegenüber die Classe der Scholastiker.

Allein gar bald zeigte sich eine Inconvenienz. Da die Professoren sich durch ihr unterscheidendes viertes Gelübde zu fortwährenden Reisen im Dienste des Papstes verpflichtet hatten, war es ein Widerspruch, so viel Collegien, wie nöthig wurden, Anstalten, die nur bei einer ununterbrochenen Anwesenheit gedeihen konnten, auf sie anzuweisen. Bald fand es Ignatius nöthig, zwischen jenen beiden eine dritte

Classe einzurichten: geistliche Coadjutoren, ebenfalls Priester, mit wissenschaftlicher Vorbildung, die sich ausdrücklich der Jugend verpflichteten. Eines der wichtigsten Institute und, soviel ich sehe, den Jesuiten eigen, auf welchem der Flor ihrer Gesellschaft beruhte. Diese erst konnten an jedem Orte sich ansiedeln, einheimisch werden, Einfluß gewinnen und den Unterricht beherrschen. Wie die Scholastiker, legten auch sie nur drei Gelübde ab: und bemerken wir wohl, auch diese einfach, nicht feierlich. Das will sagen: sie selbst wären in Excommunication gefallen, hätten sie sich von der Gesellschaft wieder trennen wollen. Aber der Gesellschaft stand das Recht zu, obwohl nur in genau bestimmten Fällen, sie zu entlassen.

Und nun war nur noch eins erforderlich. Die Studien und Beschäftigungen, zu denen diese Classen bestimmt waren, würde es gestört haben, wenn sie sich zugleich der Sorge für ihre äußere Existenz hätten widmen müssen. Die Professoren in ihren Häusern lebten von Almosen; den Coadjutoren und Scholastikern ward dies erspart: die Collegien durften gemeinschaftliche Einkünfte haben. Zu deren Verwaltung, insofern sie nicht den Professoren, die ihrer indeß selber nicht genießen konnten, zumut, und der Beforgung aller Neußerlichkeiten nahm Ignaz auch noch weltliche Coadjutoren an, welche zwar nicht minder die einfachen drei Gelübde ablegen, aber sich mit der Ueberzeugung, daß sie Gott dienen, indem sie eine Gesellschaft unterstützen, welche für das Heil der Seelen wacht, zu begnügen und nach nichts Höherem zu trachten haben.

Diese Einrichtungen, an sich wohlberechnet, gründeten auch zugleich eine Hierarchie, die in ihren verschiedenen Abstufungen die Geister noch besonders fesselte.

Fassen wir die Gesetze, welche dieser Gesellschaft nach und nach gegeben wurden, ins Auge, so war eine der obersten Rücksichten, die ihnen zu Grunde lag, die vollkommenste Absonderung von den gewohnten Verhältnissen. Die Liebe zu den Blutsverwandten wird als eine fleischliche Neigung verdammt. Wer seine Güter aufgibt, um in die Gesellschaft zu treten, hat sie nicht seinen Verwandten zu überlassen, sondern den Armen auszutheilen. Wer einmal eingetreten, empfängt weder noch schreibt er Briefe, ohne daß sie von einem Oberen gelesen würden. Die Gesellschaft will den ganzen Menschen, alle seine Neigungen will sie fesseln.

Selbst seine Geheimnisse will sie mit ihm theilen. Mit einer Generalbeichte tritt er ein. Er hat keine Fehler, ja seine Tugenden anzuzeigen. Ein Beichtvater wird ihm von den Oberen bestellt: der

Oberer behält sich die Absolution für diejenigen Fälle vor, von denen es nützlich ist, daß er sie erfahre. Schon darum dringt er hierauf, um dem Andern völlig zu kennen und ihn nach Belieben zu brauchen.

Demn an die Stelle jedes anderen Verhältnisses, jedes Antriebes, den die Welt zur Thätigkeit anbieten könnte, tritt in dieser Gesellschaft der Gehorsam: Gehorsam an sich, ohne alle Rücksicht, worauf er sich erstreckt. Es soll Niemand nach einem anderen Grade verlangen, als dem, welchen er hat: der weltliche Coadjutor soll nicht lesen und schreiben lernen, ohne Erlaubniß, wenn er es nicht bereits kann. Mit völliger Verleugnung alles eigenen Urtheils, in blinder Untermüßigkeit soll man sich von seinem Oberen regieren lassen, wie ein lebloses Ding, wie der Stab, der demjenigen, der ihn in seinen Händen hat, auf jede beliebige Weise dient. In ihnen erscheint die göttliche Vorsicht.

Welch eine Gewalt, die nun der General empfing, der auf Lebenslang, ohne irgend Rechenschaft geben zu müssen, diesen Gehorsam zu leiten bekam! Nach dem Entwurf von 1543 sollten alle Mitglieder des Ordens, die sich mit dem General an einem und demselben Orte befinden würden, selbst in geringen Dingen zu Rathe gezogen werden. Der Entwurf von 1550, welchen Julius III bestätigte, entbindet ihn hievon, insofern er es nicht selbst für gut hält. Nur zur Veränderung der Constitution und zur Auflösung einmal eingerichteter Häuser und Collegien bleibt eine Berathung nothwendig. Sonst ist ihm alle Gewalt übertragen, die zur Regierung der Gesellschaft nützlich sein möchte. Er hat Assistenten nach den verschiedenen Provinzen, die aber keine anderen Geschäfte verhandeln, als die, welche er ihnen auftragen wird. Nach Gutdünken ernennet er die Vorsteher der Provinzen, Collegien und Häuser, nimmt auf und entläßt, dispensirt und straft: er hat eine Art von päpstlicher Gewalt im Kleinen.

Es trat hiebei nur die Gefahr ein, daß der General, im Besitze einer so großen Macht, selber von den Principien der Gesellschaft abtrünnig würde. In so fern unterwarf man ihn einer gewissen Beschränkung. Es will zwar vielleicht nicht so viel sagen, wie es dem Ignatius geschienen haben mag, daß die Gesellschaft oder ihre Deputirten über gewisse Neußerlichkeiten, Mahlzeit, Kleidung, Schlafengehen und das gesammte tägliche Leben, zu bestimmen hatten; indef ist es immer etwas, daß der Inhaber der obersten Gewalt einer Freiheit beraubt ist, die der geringste Mensch genießt. Die Assistenten, die nicht von ihm ernannt waren, beaufsichtigten ihn überdies fort-

während. Es gab einen bestellten Ermahner, Admonitor: bei großen Fehlritten konnten die Assistenten die Generalcongregation berufen, die dann befugt war, selbst die Absetzung des Generals auszusprechen.

Es führt uns dies einen Schritt weiter.

Lassen wir uns nicht von den hyperbolischen Ausdrücken blenden, in denen die Jesuiten diese Gewalt dargestellt haben, und betrachten wir vielmehr, was bei der Ausdehnung, zu der die Gesellschaft gar bald gedieh, ausführbar sein konnte, so stellt sich folgendes Verhältniß dar. Dem General blieb die höchste Leitung des Ganzen, vornehmlich die Beaufsichtigung der Oberen, deren Gewissen er kennen soll, denen er die Aemter erteilt. Diese hatten dagegen in ihrem Kreise eine ähnliche Gewalt und machten sie häufig schärfer geltend als der General. Obere und General hielten einander gewissermaßen das Gleichgewicht. Auch über die Persönlichkeit aller Untergebenen, aller Mitglieder der Gesellschaft mußte der General unterrichtet werden; — wenn er gleich hier, wie es sich von selbst versteht, nur in dringenden Fällen eingreifen konnte, so behielt er doch die oberste Aufsicht. Ein Ausschuß der Professoren dagegen beaufsichtigte hinwiederum ihn.

Es hat noch andere Institute gegeben, welche, in der Welt eine eigene Welt bildend, ihre Mitglieder von allen übrigen Beziehungen losrissen, sich zu eigen machten, ein neues Lebensprincip in ihnen erzeugten. Eben hierauf war auch das jesuitische Institut berechnet. Eigenthümlich ist ihm aber, daß es dabei auf der einen Seite eine individuelle Entwicklung nicht allein begünstigt, sondern fordert, und auf der anderen dieselbe völlig gefangenimmt und sich zu eigen macht. Daher werden alle Verhältnisse Persönlichkeit, Unterordnung, wechselseitige Beaufsichtigung. Dennoch bilden sie eine streng geschlossene, vollkommene Einheit; es ist in ihnen Nerv und Thatkraft; eben darum hat man die monarchische Gewalt so stark gemacht: man unterwirft sich ihr ganz, es wäre denn, ihr Inhaber siele selbst von dem Principe ab.

Mit der Idee dieser Gesellschaft hängt es sehr wohl zusammen, daß keines ihrer Mitglieder eine geistliche Würde bekleiden sollte. Es würde Pflichten zu erfüllen gehabt haben, in Verhältnisse gerathen sein, die alle Aufsicht unmöglich gemacht hätten. Wenigstens im Anstange hielt man hierüber auf das strengste. Jay wollte und durfte das Bisthum Triest nicht annehmen; — als Ferdinand I, der es ihm angetragen, auf ein Schreiben des Ignatius von seinem Wunsche abstand, ließ dieser feierliche Messen halten und ein Te Deum anstimmen.

Ein anderes Moment ist, daß, sowie die Gesellschaft sich im Ganzen beschwerlicher Gottesverehrungen überhob, auch die Einzelnen angewiesen wurden, die religiösen Uebungen nicht zu übertreiben. Mit Fasten, Nachtwachen und Casteiungen soll man weder seinen Körper schwächen, noch dem Dienste des Nächsten zu viel Zeit entziehen. Auch in der Arbeit wird empfohlen Maß zu halten. Man soll das muthige Roß nicht allein spornen, sondern auch zähmen: man soll sich nicht mit so viel Waffen beschweren, daß man dieselben nicht anwenden könne: man soll sich nicht dergestalt mit Arbeit überhäufen, daß die Freiheit des Geistes darunter leide.

Es leuchtet ein, wie sehr die Gesellschaft alle ihre Mitglieder gleichsam als ihr Eigenthum besitze, aber dabei zu der kräftigsten Entwicklung gedeihen lassen will, die innerhalb des Principes möglich ist.

In der That war dies auch zu den schwierigen Geschäften, denen sie sich unterzog, unerläßlich. Es waren, wie wir sahen, Predigt, Unterricht und Beichte. Vornehmlich den beiden letzteren widmeten sich die Jesuiten auf eigenthümliche Art.

Der Unterricht war bisher in den Händen jener Literatoren gewesen, die, nachdem sie lange die Studien auf eine durchaus profane Weise getrieben, darnach auf eine dem römischen Hofe von Anfang nicht ganz genehme, endlich von ihm verworfene geistliche Richtung eingegangen waren. Die Jesuiten machten es sich zu ihrem Geschäft, sie zu verdrängen und an ihre Stelle zu treten. Sie waren erstens systematischer: sie theilten die Schulen in Classen: von den ersten Anfangsgründen führte ihre Unterweisung in einem und demselben Geiste bis zur obersten Stufe; sie beaufsichtigten ferner die Sitten und bildeten wohlgezogene Leute; sie waren von der Staatsgewalt begünstigt; endlich, sie gaben ihren Unterricht umsonst. Hatte die Stadt oder der Fürst ein Collegium gegründet, so brauchte kein Privatmann weiter etwas zu zahlen. Es war ihnen ausdrücklich verboten, Lohn oder Almosen zu fordern oder anzunehmen: wie Predigt und Messe, so war auch der Unterricht umsonst; in der Kirche selbst war kein Gotteskasten. Wie die Menschen nun einmal sind, so mußte ihnen dies, zumal, da sie nun wirklich mit eben so viel Erfolg wie Eifer unterrichteten, unendlich förderlich sein. Nicht allein den Armen werde damit geholfen, sondern auch den Reichen eine Erleichterung gewährt, sagt Orlandini. Er bemerkt, welch ungeheueren Succes man gehabt. „Wir sehen“, sagt er, „Viele im Purpur der Cardinäle glänzen, die wir noch vor kurzem auf unseren Schulbänken vor uns hatten;

Anderere sind in Städten und Staaten zur Regierung gelangt; Bischöfe und ihre Räthe haben wir erzogen; selbst andere geistliche Genossenschaften sind aus unseren Schulen erfüllt worden“. Die hervorragenden Talente wußten sie, wie leicht zu erachten, ihrem Orden zuzueignen. Sie bildeten sich zu einem Lehrerstand aus, der — indem er sich über alle katholischen Länder verbreitete, dem Unterricht die geistliche Farbe, die er seitdem behalten, erst verlieh, in Disciplin, Methode und Lehre eine strenge Einheit behauptete, — sich einen unberechenbaren Einfluß verschafft hat.

Wie sehr verstärkten sie denselben aber, indem sie sich zugleich der Beichte und der Leitung der Gewissen zu bemächtigen verstanden! Kein Jahrhundert war dafür empfänglicher, dessen gleichsam bedürftiger. Den Jesuiten schärft ihr Gesetzbuch ein; „in der Art und Weise, die Absolution zu ertheilen, eine und dieselbe Methode zu befolgen, sich in den Gewissensfällen zu üben, sich eine kurze Art, zu fragen, anzugewöhnen und gegen eine jede Art von Sünde die Beispiele der Heiligen, ihre Worte und andere Hülfen bereit zu halten“. Regeln, wie am Tage liegt, auf das Bedürfniß des Menschen ganz wohl berechnet. Indessen beruhte der ungemeine Erfolg, zu dem sie es brachten, der eine wahre Ausbreitung ihrer Sinnesweise einschloß, noch auf einem anderen Moment.

Sehr merkwürdig ist das kleine Buch der geistlichen Uebungen, welches Ignaz, ich will zwar nicht sagen zuerst entworfen, aber auf das eigenthümlichste ausgearbeitet, mit dem er seine ersten und dann auch seine späteren Schüler, seine Anhänger überhaupt gesammelt und sich zu eigen gemacht hat. Fort und fort war es wirksam, um so mehr vielleicht gerade darum, weil es nur gelegentlich, in dem Augenblicke innerer Unruhen, eines inneren Bedürfnißes anempfohlen wurde.

Es ist nicht ein Lehrbuch, es ist eine Anweisung zu eigenen Betrachtungen. „Die Sehnsucht der Seele“, sagt Ignatius, „wird nicht durch eine Menge von Kenntnissen, nur durch die eigene innere Anschauung wird sie erfüllt“.

Diese zu leiten, nimmt er sich vor. Der Seelforger deutet die Gesichtspunkte an; der Lebende hat sie zu verfolgen. Vor dem Schlafengehen und sogleich bei dem ersten Erwachen hat er seine Gedanken dahin zu richten; alle anderen weist er mit Anstrengung von sich; Fenster und Thüren werden geschlossen; auf den Knien und zur Erde gestreckt, vollzieht er die Betrachtung.

Er beginnt damit, seiner Sünden innezuwerden. Er betrachtet, wie um einer einzigen willen die Engel in die Hölle gestürzt worden, für ihn aber, obwohl er viel größere begangen, die Heiligen vor-

gebeten, Himmel und Gestirne, Thiere und Gewächse der Erde ihm gedient haben; um nun von der Schuld befreit zu werden und nicht in die ewige Verdammniß zu fallen, ruft er den gekreuzigten Christus an: er empfindet seine Antworten; es ist zwischen ihnen ein Gespräch wie eines Freundes mit dem Freund, eines Knechtes mit dem Herrn.

Hauptsächlich sucht er sich dann an der Betrachtung der heiligen Geschichte aufzuerbauen. „Ich sehe“, heißt es, „wie die drei Personen der Gottheit die ganze Erde überschauen, erfüllt von Menschen, welche in die Hölle fahren müssen; sie beschließen, daß die zweite Person zu ihrer Erlösung die menschliche Natur annehmen soll; ich überblicke den ganzen Umkreis der Erde und gewahre in einem Winkel die Hütte der Jungfrau Maria, von der das Heil ausgeht“. Von Moment zu Moment schreitet er in der heiligen Geschichte weiter fort: er vergegenwärtigt sich die Handlungen in allen ihren Einzelheiten nach den Kategorien der Sinne: der religiösen Phantasie, frei von den Banden des Wortes, wird der größte Spielraum gelassen; man vermeint die Kleidungsstücke, die Fußtapfen der heiligen Personen zu berühren, zu küssen. In der Exaltation der Einbildungskraft, in dem Gefühl, wie groß die Glückseligkeit einer Seele sei, die mit göttlichen Gnaden und Tugenden erfüllt worden, kehrt man zur Betrachtung der eigenen Zustände zurück. Hat man seinen Stand noch zu wählen, so wählt man ihn jetzt, nach den Bedürfnissen seines Herzens, indem man das Eine Ziel vor Augen hat, zu Gottes Lobe felig zu werden, indem man glaubt, vor Gott und allen Heiligen zu stehen. Hat man nicht mehr zu wählen, so überlegt man seine Lebensweise: die Art seines Umgangs, seinen Haushalt, den nothwendigen Aufwand, was man den Armen zu geben habe — alles in demselben Sinne, wie man im Augenblick des Todes sich verathen zu haben wünschen wird, ohne etwas anderes vor Augen zu haben, außer was zu Gottes Ehre und der eigenen Seligkeit gereicht.

Dreißig Tage werden diesen Uebungen gewidmet. Betrachtung der heiligen Geschichte und der persönlichsten Zustände, Gebete und Entschlüsse wechseln mit einander ab. Immer ist die Seele gespannt und selber thätig. Zuletzt, indem man sich die Fürsorge Gottes vorstellt, „der in seinen Geschöpfen wirksam gleichsam für die Menschen arbeitet“, glaubt man nochmals im Angesicht des Herrn und seiner Heiligen zu stehen; man fleht ihn an, sich seiner Liebe und Verehrung widmen zu dürfen; die Freiheit bringt man ihm dar; Gedächtniß, Einsicht, Willen widmet man ihm; so schließt man mit ihm den Bund der Liebe. „Die Liebe besteht in der Gemeinschaft aller Fähig-

keiten und Güter“. Ihrer Hingebung zum Lohne theilt Gott der Seele seine Gnaden mit.

Es genügt hier, eine flüchtige Idee von diesem Buche gegeben zu haben. In dem Gange, den es nimmt, den einzelnen Sätzen und ihrem Zusammenhang liegt etwas Dringendes, was den Gedanken beschließt und sie fesselt. Für seinen Zweck, eine durch die Phantasie beherrschte Meditation, ist es auf das Beste eingerichtet. Es verfehlt ihn um so weniger, da es auf eigenen Erfahrungen beruht. Die lebendigen Momente seiner Erweckung und seiner geistlichen Fortschritte vom ersten Anfang bis zum Jahre 1548, wo es von dem Papst gebilligt wurde, hatte Ignaz demselben nach und nach eingelehrt. Man sagt wohl, der Jesuitismus habe sich die Erfahrungen der Protestanten zu Nutzen gemacht, und in einem und dem anderen Stücke mag das wahr sein. Im Ganzen aber stehen sie in dem stärksten Gegensatz. Wenigstens fehlte Ignatius hier der discursiven, beweisenden, gründlichen, ihrer Natur nach polemischen Methode der Protestanten eine ganz andere entgegen: kurz, intuitiv und zur Anschauung anleitend, auf die Phantasie berechnet, zu augenblicklicher Entschließung begeisternd.

Und so war jenes phantastische Element, das ihn von Anfang belebte, doch auch zu einer außerordentlichen Wirksamkeit und Bedeutung gediehen. Wie er aber zugleich ein Soldat war, so hatte er, eben mit Hilfe der religiösen Phantasie, ein stehendes geistliches Heer zusammengebracht, Mann bei Mann erlesen und zu seinem Zweck individuell ausgebildet, das er im Dienste des Papstes befehligte. Ueber alle Länder der Erde sah er es sich ausbreiten.

Als Ignatius starb, zählte seine Gesellschaft, die römische ungeachtet, dreizehn Provinzen. Schon der bloße Anblick zeigt, wo der Nerv derselben war. Die größere Hälfte dieser Provinzen, sieben, gehörte allein der pyrenäischen Halbinsel und ihren Colonien an. In Castilien waren zehn, in Aragon fünf, in Andalusien nicht minder fünf Collegien; in Portugal war man am weitesten: man hatte zugleich Häuser für Professoren und Novizen. Der portugiesischen Colonien hatte man sich beinahe bemächtigt. In Brasilien waren 28, in Ostindien von Goa bis Japan gegen 100 Mitglieder des Ordens beschäftigt. Von hier aus hatte man einen Versuch in Aethiopien gemacht und einen Provinzial dahin gesendet; man glaubte eines glücklichen Fortgangs sicher zu sein. Alle diese Provinzen spanischer und portugiesischer Zunge und Richtung wurden von einem General-

commissar, Franz Borgia, zusammengefaßt. In der Nation, wo der erste Gedanke der Gesellschaft entsprungen, war auch ihr Einfluß am umfassendsten gewesen. Nicht viel geringer aber war er in Italien. Es gab drei Provinzen italienischer Zunge: die römische, die unmittelbar unter dem General stand, mit Häusern für Professoren und Novizen, dem Collegium Romanum und dem Germanicum, das auf den Rath des Cardinals Morone ausdrücklich für die Deutschen eingerichtet wurde, jedoch noch keinen rechten Fortgang gewann; auch Neapel gehörte zu dieser Provinz; — die sicilianische mit vier bereits vollendeten und zwei angefangenen Collegien; der Vicekönig della Vega hatte die ersten Jesuiten dahin gebracht; Messina und Palermo hatten gewetteifert, Collegien zu gründen; von diesen gingen dann die übrigen aus; — und die eigentlich italienische, die das obere Italien begriff, mit 10 Collegien. Nicht so glücklich war es in anderen Ländern gegangen: allenthalben fekte sich der Protestantismus oder eine schon ausgebildete Hinneigung zu demselben entgegen. In Frankreich hatte man doch nur ein einziges Collegium eigentlich im Stande: man unterschied zwei deutsche Provinzen; allein sie waren nur in ihren ersten Anfängen vorhanden. Die obere gründete sich auf Wien, Prag, Ingolstadt; doch stand es allenthalben noch sehr bedenklich; die untere sollte die Niederlande begreifen; doch hatte Philipp II den Jesuiten noch keine gesetzliche Existenz dafelbst gestattet.

Aber schon dieser erste rasche Fortgang leistete der Gesellschaft Bürgschaft für die Macht, zu der sie bestimmt war. Daß sie sich in den eigentlich katholischen Ländern, den beiden Halbinseln, zu so gewaltigem Einfluß erhoben, war von der größten Bedeutung.

Schluf.

Wir sehen, jenen protestantischen Bewegungen gegenüber, welche jeden Moment weiter um sich griffen, hatte sich dergestalt auch in der Mitte des Katholicismus, in Rom um den Papst her, eine neue Richtung ausgebildet.

Nicht anders als jene ging sie von der Verweltlichung der bisherigen Kirche, oder vielmehr von dem Bedürfniß aus, das dadurch in den Gemüthern entstanden war.

Anfangs näherten sich beide einander. Es gab einen Moment, wo man sich in Deutschland noch nicht entschlossen hatte, die Hierarchie so völlig fallen zu lassen, wo man auch in Italien geneigt

gewesen wäre, rationelle Modificationen in derselben anzunehmen. Dieser Moment ging vorüber.

Während die Protestanten, gestützt auf die Schrift, immer kühner zu den primitiven Formen des christlichen Glaubens und Lebens zurückgingen, entschied man sich auf der anderen Seite, das im Laufe der Jahrhunderte zu Stande gekommene kirchliche Institut festzuhalten und nur zu erneuern, mit Geist und Ernst und Strenge zu durchdringen. Dort entwickelte sich der Calvinismus bei weitem antikatholischer als das Lutherthum; hier stieß man in bewußter Feindseligkeit alles von sich, was an den Protestantismus überhaupt erinnerte, und trat ihm in scharfem Gegensatz gegenüber.

So entspringen ein paar Quellen in vertraulicher Nachbarschaft auf der Höhe des Gebirges; sowie sie sich nach verschiedenen Senkungen desselben ergossen haben, gehen sie in entgegengesetzten Strömen auf ewig auseinander.

Drittes Buch.

Die Päpste um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts.

Vor allem ist das sechzehnte Jahrhundert durch den Geist religiöser Hervorbringung ausgezeichnet. Bis auf den heutigen Tag leben wir in den Gegensätzen der Ueberzeugung, welche sich damals zuerst Bahn machten.

Wollten wir den welthistorischen Augenblick, in welchem sich die Sonderung vollzog, noch genauer bezeichnen, so würde er nicht mit dem ersten Auftreten der Reformatoren zusammenfallen; — denn nicht sogleich stellten sich die Meinungen fest, und noch lange ließ sich eine Vergleichung der streitigen Lehren hoffen; — erst um das Jahr 1552 waren alle Versuche hiezu vollständig gescheitert, und die drei großen Formen des abendländischen Christenthums setzten sich auf immer auseinander. Das Lutherthum ward strenger, herber, abgeschlossener; der Calvinismus sonderte sich in den wichtigsten Artikeln von ihm ab, während Calvin früher selbst für einen Lutheraner gegolten; beiden entgegengesetzt nahm der Katholicismus seine moderne Gestalt an. Einander gegenüber bildeten sich die drei theologischen Systeme nach den einmal ergriffenen Principien aus, mit dem Anspruch jedes, die anderen zu verdrängen, sich die Welt zu unterwerfen.

Es könnte scheinen, als werde es die katholische Richtung, die doch vornehmlich nur die Erneuerung des bisherigen Instituts beabsichtigte, leichter gehabt haben, auf ihrer Seite durchzubringen, vorwärts zu kommen, als die übrigen. Doch war ihr Vortheil nicht groß. Von vielen anderen Lebenstrieben weltlicher Gesinnung, profaner Wissenschaftlichkeit, abweichender theologischer Ueberzeugung, war auch sie umgeben und beschränkt; sie war mehr ein Gährungsstoff, von dem es sich noch fragte, ob er die Elemente, in deren Mitte er sich erzeugt, wahrhaft ergreifen, überwältigen oder von ihnen erdrückt werden würde.

In den Päpsten selbst, ihrer Persönlichkeit und Politik stieß sie auf den nächsten Widerstand.

Wir bemerkten, wie eine durchaus ungeistliche Sinnesweise in den Oberhäuptern der Kirche Wurzel gefaßt, die Opposition hervorgerufen, dem Protestantismus so unendlichen Vorschub gethan hatte.

Es kam darauf an, inwiefern die strengen kirchlichen Tendenzen diese Gesinnung übermeistern, umwandeln würden oder nicht.

Ich finde, daß der Gegensatz dieser beiden Principien, des eingewohnten Thuns und Lassens, der bisherigen Politik mit der Nothwendigkeit, eine durchgreifende innere Reform herbeizuführen, das vornehmste Interesse in der Geschichte der nächsten Päpste bildet.

Paul III.

Seutzutage giebt man oft nur allzu viel auf die Beabsichtigung und den Einfluß hochgestellter Personen, der Fürsten, der Regierungen; ihr Andenken muß nicht selten büßen, was die Gesamtheit verschuldete; zuweilen schreibt man ihnen aber auch das zu, was wesentlich von freien Stücken — aus der Gesamtheit hervorging.

Die katholische Bewegung, die wir in dem vorigen Buche betrachteten, trat unter Paul III ein; aber in diesem Papste ihren Ursprung erblickten, sie ihm zuschreiben zu wollen, wäre ein Irrthum. Er sah sehr wohl, was sie dem römischen Stuhle bedeutete: er ließ sie nicht allein geschehen, er beförderte sie in vieler Hinsicht; aber unbedenklich dürfen wir sagen, daß er ihr nicht einmal selbst in seiner persönlichen Gesinnung angehörte.

Alexander Farnese — so hieß Paul III früher — war ein Weltkind, so gut wie irgend ein Papst vor ihm. Noch im funfzehnten Jahrhundert — er war im Jahre 1468 geboren — gelangte er zu seiner vollen Ausbildung. Unter Pomponius Lätus zu Rom, in

den Gärten Lorenzo Medicis zu Florenz studirte er; die elegante Gelehrsamkeit und den Kunstsinu jener Epoche nahm er in sich auf; auch die Sitten derselben blieben ihm dann nicht fremd. Seine Mutter fand es einmal nöthig, ihn in dem Castell S. Angelo gefangenhalten zu lassen; er wußte in einem unbewachten Augenblicke, den ihm die Procession des Frohnleichnamstages gewährte, an einem Seile aus der Burg hinabzugelangen und zu entkommen. Einen natürlichen Sohn und eine natürliche Tochter erkannte er an. Trotz alle dem ward er bei ziemlich jungen Jahren — denn in jenen Zeiten nahm man an solchen Dingen nicht viel Anstoß — zum Cardinal befördert. Noch als Cardinal legte er den Grund zu dem schönsten aller römischen Paläste, dem farnesianischen; bei Bolsena, wo seine Stammgüter lagen, richtete er sich eine Villa ein, die Papst Leo einladend genug fand, um sie ein paar Mal zu besuchen. Mit diesem prächtigen und glänzenden Leben verband er aber auch noch andere Bestrebungen. Er faßte von allem Anfang an die höchste Würde ins Auge. Es bezeichnet ihn, daß er sie durch eine vollkommene Neutralität zu erreichen suchte. Die französische und die kaiserliche Faction theilten Italien, Rom und das Cardinalcollegium. Er betrug sich mit einer so überlegten Behutsamkeit, einer so glücklichen Klugheit, daß Niemand hätte sagen können, zu welcher von beiden er sich mehr hinneige. Schon nach Leo's, noch einmal nach Adrians Tode war er nahe daran, gewählt zu werden: er war ungehalten auf das Andenken Clemens' VII, der ihm zwölf Jahre des Papstthums, die ihm gehört hatten, entrisen habe; endlich, im October 1534, im vierzigsten Jahre seines Cardinalates, dem siebenundsechzigsten seines Lebens, erreichte er sein Ziel und wurde gewählt.

Noch auf eine ganz andere Weise berührten ihn nun die großen Gegensätze der Welt, — der Widerstreit jener beiden Parteien, zwischen denen er jetzt selbst eine so bedeutende Stelle einnahm: die Nothwendigkeit, die Protestanten zu bekämpfen, und die geheime Verbindung, in die er um ihrer politischen Haltung willen mit ihnen gerieth; die natürliche Neigung, die ihm aus der Lage seines italienischen Fürstenthums hervorging, das Uebergewicht der Spanier zu schwächen, und die Gefahr, die mit jedem Versuch hiezu verbunden war; das dringende Bedürfniß einer Reform und die unerwünschte Beschränkung, mit der sie die päpstliche Macht zu bedrohen schien.

Es ist sehr merkwürdig, wie sich in der Mitte zwischen so vielen einander zuwiderlaufenden Forderungen sein Wesen entwickelte.

Paul III hatte eine bequeme, prächtige geräumige Art, zu sein.

Selten ist ein Papst in Rom so beliebt gewesen, wie er es war. Es hat etwas Großartiges, daß er jene ausgezeichneten Cardinäle ohne ihr Wissen ernannte: wie vortheilhaft unterscheidet sich dies Verfahren von den kleinlichen persönlichen Rücksichten, die fast in der Regel genommen wurden! Aber er rief sie nicht allein, er ließ ihnen auch die ungewohnte Freiheit: er ertrug in dem Consistorium den Widerspruch und ermunterte zu rücksichtsloser Discussion.

Dieß er aber Andern ihre Freiheit, gönnte er einem Jeden den Vortheil, der ihm durch seine Stelle zufiel, so wollte auch er von seinen Prärogativen nicht ein einziges fallen lassen. Der Kaiser machte ihm einmal Vorstellungen, daß er zwei seiner Enkel in allzu frühen Jahren zum Cardinalat befördert habe; er entgegnete: er werde verfahren wie seine Vorgänger; gebe es doch Beispiele, daß Knaben in der Wiege Cardinäle geworden. Für dies sein Geschlecht zeigte er eine selbst an dieser Stelle ungewohnte Vorliebe. Er war entschlossen, es eben so gut wie andere Päpste zu fürstlichen Würden zu befördern.

Nicht als ob er nun, wie ein Alexander VI, alles Uebrige dieser Rücksicht untergeordnet hätte; das könnte man nicht sagen: er beabsichtigte auf das ernstlichste, den Frieden zwischen Frankreich und Spanien herzustellen, die Protestanten zu unterdrücken, die Türken zu bekämpfen, die Kirche zu reformiren; aber dabei lag es ihm sehr am Herzen, zugleich sein Haus zu erhöhen.

Indem er nun alle diese Ansichten, die einander widerstreben, in sich aufnimmt, indem er zugleich öffentliche und private Zwecke verfolgt, ist er zu einer höchst bedächtigen, aufmerksamen, zögernden, abwartenden Politik genöthigt: an dem günstigen Augenblick, der glücklichen Combination der Umstände ist ihm alles gelegen; er muß sie langsam herbeizuführen und dann auf das rascheste zu ergreifen, zu behaupten suchen.

Die Gesandten fanden es schwer, mit ihm zu unterhandeln. Sie erstaunten, daß er keinen Mangel an Muth spüren ließ und doch selten zum Schluß, zur Entscheidung zu bringen war. Den Andern suchte er zu fesseln, ein bindendes Wort, eine unwiderrüfliche Sicherheit zu erlangen: er selbst wollte sich niemals verpflichten. Man bemerkte es auch in kleineren Sachen: er war ungeneigt, im voraus etwas abzuschlagen oder zu versprechen; bis auf den letzten Augenblick wollte er freie Hand haben, — wie viel mehr in schwierigeren Angelegenheiten! Zuweilen hatte er selbst eine Auskunft, eine Vermittelung angegeben; wollte man sie ergreifen, so zog er sich nichts-

bestominder zurück: er wünschte immer Meister seiner Unterhandlungen zu bleiben.

Er war, wie gesagt, noch von classischer Schule: er wollte sich lateinisch wie italienisch nicht anders als ausgefucht und elegant ausdrücken; immer mit der doppelten Rücksicht auf den Inhalt und auf die Form wählte und erwog er seine Worte; leise, mit dem langsamsten Bedacht ließ er sich vernehmen.

Oft wußte man nicht recht, wie man mit ihm stand. Man glaubte zuweilen, von dem, was er sagte, eher auf das Gegentheil schließen zu dürfen; doch wäre das nicht immer richtig gewesen: die ihn näher kannten, hatten bemerkt, daß er dann am meisten etwas auszuführen hoffte, wenn er gar nicht davon redete, weder die Sache berührte, noch die Personen, welche sie anging. Denn so viel sah man wohl, daß er eine einmal gefaßte Absicht nie wieder fallen ließ. Er hoffte alles durchzusetzen, was er sich einmal vorgenommen, wenn nicht sogleich, doch ein andermal, unter veränderten Umständen, auf einem anderen Wege.

Einer solchen Sinnesweise von so weit aussehender Berechnung, allseitiger Rücksicht und geheimnißvoller Erwägung widerspricht es nicht, wenn neben den irdischen auch die himmlischen Gewalten in Betracht gezogen wurden. Der Einfluß der Gestirne auf die Erfolge der menschlichen Thätigkeit ward in dieser Epoche wenig bezweifelt. Paul III unternahm keine wichtige Sitzung des Consistoriums, keine Reise, ohne die Lage zu wählen, ohne die Constellation beobachtet zu haben. Ein Bund mit Frankreich fand darum Anstand, weil zwischen den Nativitäten des Königs und des Papstes keine Conformität sei. Dieser Papst fühlte sich, wie es scheint, zwischen tausend widerwärtigen Einwirkungen, nicht allein den irdischen der Welt, sondern auch den überirdischen einer Configuration der Gestirne; sein Sinn ist, die Macht der einen wie der anderen nach Gebühr zu berücksichtigen, ihrer Ungunst auszuweichen, ihre Gunst zu benutzen, zwischen allen den Klippen, die ihm von allen Seiten drohen, geschickt nach seinem Ziele zu steuern.

Betrachten wir, wie er dies versuchte, ob es ihm damit glückte, ob er sich zuletzt über die entgegenstrebenden Kräfte der Weltbewegung wirklich erhob, oder ob auch er von ihnen ergriffen worden ist.

In der That gelang es ihm gleich in seinen ersten Jahren, einen Bund mit Carl V und den Venezianern gegen die Türken zu Stande zu bringen. Lebhaft drängte er die Venezianer dazu; man erhob

sich auch diesmal zu der Hoffnung, die christlichen Grenzen bis nach Constantinopel erweitert zu sehen.

Nur war der indes zwischen Carl V und Franz I erneuerte Krieg ein gefährliches Hinderniß jedes Unternehmens. Der Papst ließ sich keine Mühe dauern, um diese Feindseligkeit beizulegen. Die Zusammenkunft der beiden Fürsten zu Nizza, der auch er beiwohnte, war völlig sein Werk. Der venezianische Gesandte, der zugegen war, findet nicht Worte genug, um den Eifer und die Geduld zu rühmen, die der Papst dort bewiesen habe. Nicht ohne außerordentliche Mühwaltung und nur erst in dem letzten Augenblick, als er schon wegzuweisen drohte, gelang es ihm, den Stillstand zu vermitteln. Er brachte es zu einer Annäherung zwischen den beiden Fürsten, die sich dann gar bald zu einer Art von Vertraulichkeit zu entwickeln schien.

Indem der Papst dergestalt die allgemeinen Geschäfte förderte, versäumte er doch auch seine eigenen Angelegenheiten nicht. Man bemerkte, daß er die einen immer mit den anderen verflocht und dann beide zugleich weiter brachte. Der türkische Krieg gab ihm Gelegenheit, Camerino einzuziehen. Es sollte eben mit Urbino verbunden werden; die letzte Varana, Erbin von Camerino, war mit Guidobaldo II vermählt, der im Jahre 1538 die Regierung von Urbino antrat. Aber der Papst erklärte, Camerino könne durch Frauen nicht vererbt werden. Die Venezianer hätten billig den Herzog unterstützen sollen, dessen Vorfahren immer in ihrem Schutze gewesen und in ihren Heeren gedient: auch jetzt verwandten sich sich dringend und lebhaft für ihn; aber mehr zu thun, trugen sie um des Krieges willen Bedenken. Sie fürchteten, der Papst rufe den Kaiser oder Frankreich zu Hülfe; umsichtig bedachten sie: gewinne er den Kaiser, so könne dieser dann um so weniger gegen die Türken leisten: gewinne er Frankreich, so werde die Ruhe von Italien gefährdet und ihre Lage noch mißlicher und einsamer; und so überließen sie den Herzog seinem Schicksale: er war gezwungen, Camerino abzutreten; der Papst belehnte seinen Enkel Ottavio damit. Denn schon erhob sich sein Haus zu Glanz und Macht. Wie nützlich wurde ihm die Zusammenkunft von Nizza! Eben damals, als sie im Werke war, erlangte sein Sohn Pier Luigi Novara und dessen Gebiet von dem Kaiser, und dieser entschloß sich unwiderruflich, seine natürliche Tochter Margarethe — nach dem Tode des Alessandro Medici — mit Ottavio Farnese zu vermählen. Wir können es dem Papste glauben, wenn er versichert, daß er darum nicht unbedingt zu der kaiserlichen Partei übergetreten sei. Er wünschte vielmehr, mit Franz I in ein nicht

minder nahes Verhältniß zu treten. Auch ging der König darauf ein und versprach ihm zu Nizza einen Prinzen von Geblüt, den Herzog von Vendôme, für seine Enkelin Vittoria. In dieser Verbindung mit den beiden größten Häusern der Welt fühlte sich Paul III glücklich; er war sehr empfänglich für die Ehre, die darin lag: er sprach davon in dem Consistorium. Auch die friedensstiftende, vermittelnde Stellung, die er zwischen den beiden Mächten einnahm, schmeichelte seinem geistlichen Ehrgeiz.

Nicht ganz so günstig aber entwickelten sich diese Angelegenheiten weiter. Es fehlte viel, daß man den Osmanen etwas abgenommen hätte: Venedig mußte sich zu einem ungünstigen Frieden verstehen. Jenes persönliche Versprechen nahm Franz I später zurück, und obwohl der Papst niemals die Hoffnung fallen ließ, eine Familienverbindung mit den Valois wirklich durchzuführen, so zog sich doch die Unterhandlung in die Länge. Das Verständniß, das der Papst zwischen Kaiser und König eingeleitet, schien zwar eine Zeitlang immer enger werden zu wollen; der Papst war selbst einmal beinahe eifersüchtig darauf: er beklagte sich schon, er habe es gestiftet, und jetzt vernachlässige man ihn dafür; jedoch nur allzubald löste es sich wieder auf, und der Krieg begann aufs neue. Zu neuen Absichten erhob sich alsdann der Papst.

Früher hatte er immer unter seinen Freunden laut ausgesprochen und selbst dem Kaiser zu verstehen gegeben, Mailand gehöre den Franzosen und sei ihnen von Rechts wegen zurückzustellen. Unmählich ließ er diese Meinung fallen. Von Cardinal Carpi, der unter allen Cardinälen mit ihm am vertrautesten war, finden wir vielmehr einen Vorschlag an Carl V, der ganz wo anders hinzielt.

„Der Kaiser“, heißt es darin, „müsse nicht Graf, Herzog, Fürst, er müsse nur Kaiser sein wollen: nicht viele Provinzen, sondern große Lehnsleute müsse er haben. Sein Glück habe aufgehört, seit er Mailand in Besitz genommen. Man könne ihm nicht rathen, es an Franz I zurückzugeben, dessen Länderdurst er damit nur reizen würde; aber auch behalten dürfe er es nicht. Deshalb allein habe er Feinde, weil man von ihm argwöhne, er suche sich fremder Länder zu bemächtigen. Vernichte er diesen Argwohn, gebe er Mailand an einen besondern Herzog, so werde Franz I keine Anhänger mehr finden; er dagegen, der Kaiser, werde Deutschland und Italien für sich haben, seine Fahnen zu den entferntesten Nationen tragen und seinen Namen“ — dies ist der Ausdruck — „der Unsterblichkeit zugesellen.“

Hatte nun aber der Kaiser Mailand weder den Franzosen zu

überlassen, noch auch selbst zu behalten, wer war es, dem er dies Herzogthum übergeben sollte? Es schien dem Papste kein unebener Ausweg, wenn es seinem Enkel, dem Schwiegersohn des Kaisers, übertragen würde. Schon bei früheren Missionen hatte er darauf hingedeutet. Bei einer neuen Zusammenkunft, die er mit dem Kaiser 1543 zu Buffeto hielt, ist es förmlich in Antrag gekommen. Sehr weitausehend waren die Gedanken des Papstes, wenn es wahr ist, daß er auch an eine Vermählung seiner Enkelin mit dem Erben von Piemont und Savoyen gedacht hat, so daß seine Enkel zu beiden Seiten des Po und zu beiden Seiten der Alpen geherrscht haben würden. Ueber Mailand wurde in Buffeto alles Ernstes unterhandelt, und der Papst hegte die lebhaftesten Hoffnungen. Der Governator von Mailand, Marchese de Vasto, den er dafür gewonnen, etwas leichtgläubig und prächtig, wie er war, erschien schon eines Tages mit wohlvorbereiteten Worten, um Margarethen als seine künftige Herrin nach Mailand zu führen. Ich finde, die Unterhandlung sei an einigen allzustarken Forderungen des Kaisers gescheitert. Doch es ist schwer zu glauben, daß der Kaiser ein so bedeutendes, wohlgelegenes Fürstenthum jemals, um welchen Preis auch immer, fremdem Einfluß zu überlassen geneigt gewesen ist.

Denn ohnehin war die Stellung, welche sich die Farnesen gegeben, für ihn voll Gefahr. Von den italienischen Provinzen, die Carl beherrschte oder auf die er Einfluß hatte, war keine, wo die bestehende Regierung nicht durch Gewalt hätte gegründet oder wenigstens befestigt werden müssen. Allenthalben, in Mailand wie in Neapel, in Florenz, Genua, Siena, gab es Mißvergnügte, deren Partei unterlegen; Rom und Venedig waren voll von Ausgewanderten. Die Farnesen ließen sich durch ihr nahe Verhältniß zu dem Kaiser nicht abhalten, sich mit diesen, zwar unterdrückten, aber durch Bedeutung ihrer Oberhäupter, Reichthum und Anhang noch immer mächtigen Parteien zu verbinden. An der Spitze der Sieger stand der Kaiser; die Geschlagenen suchten bei dem Papst eine Zuflucht. Unzählige geheime Fäden verknüpften sie unter einander: mit Frankreich blieben sie immer in sichtbarem oder unsichtbarem Zusammenhang: immer neue Pläne und Unternehmungen gaben sie an die Hand. Bald betrafen dieselben Siena, bald Genua, bald Lucca. Wie oft suchte der Papst auch in Florenz Fuß zu fassen, Eingang zu gewinnen! An dem jungen Herzog Cosimo fand er aber ganz den Mann, der ihm Widerstand leisten konnte. Mit herbem Selbstgefühl drückt sich Cosimo darüber aus. „Der Papst“, sagt er, „dem so viele

Unternehmungen glücklich gelungen sind, hat keinen lebhafteren Wunsch übrig, als auch in Florenz etwas zu vermögen, als diese Stadt dem Kaiser zu entfremden; aber mit diesem Wunsche soll er in die Grube fahren“.

In gewisser Hinsicht stehen Kaiser und Papst einander noch immer als die Häupter zweier Factionen gegenüber. Hat der Kaiser seine Tochter in das Haus des Papstes vermählt, so hat er es nur gethan, um ihn damit im Zaum zu halten, um, wie er selbst sagt, den bestehenden Zustand in Italien zu behaupten. Der Papst dagegen wünscht keine Verbindung mit dem Kaiser zu benutzen, um der kaiserlichen Macht etwas abzugewinnen. Sein Haus möchte er zugleich im Schutze des Kaisers und durch die Beihülfe der Gegner desselben erhöhen. In der That gibt es noch eine gibellinische und eine guelfische Partei. Jene hält sich noch immer zu dem Kaiser, diese noch immer zu dem Papst.

Im Jahre 1545 finden wir trotz alle dem die beiden Häupter wieder in freundschaftlichem Vernehmen. Daß Margarethe guter Hoffnung war, die Aussicht, bald einen Abkömmling des Kaisers in ihrem Geschlechte zu haben, machte den Farnesen neues Herz zu Carl V. Cardinal Alessandro Farnese begab sich zu ihm nach Worms. Es ist eine der wichtigsten Sendungen Pauls III. Dem Cardinal gelang es, den Unmuth des Kaisers noch einmal zu begütigen. Ueber einige Beschuldigungen suchte er sich und seine Brüder zu rechtfertigen; wegen des Uebrigen bat er um Verzeihung; er versprach, daß sie in Zukunft alle gehorsame Diener und Söhne S. Majestät sein würden. Der Kaiser entgegnete, dann wolle auch er sie wie seine eigenen Kinder behandeln. Hierauf gingen sie zu wichtigeren Verabredungen über. Sie besprachen sich über den Krieg gegen die Protestanten und das Concilium. Sie vereinigten sich, daß das Concilium unverzüglich angehen solle. Entschließe sich der Kaiser, wider die Protestanten die Waffen zu gebrauchen, so machte sich der Papst anheischig, ihn aus allen seinen Kräften, mit allen seinen Schätzen dazu zu unterstützen, ja, „wäre es nöthig, seine Krone dazu zu verkaufen“.

In der That ward noch in dem nämlichen Jahre das Concilium eröffnet: erst hier übersehen wir vollständig, wie es noch glücklich dazu kam; im Jahre 1546 ging auch der Krieg an. Papst und Kaiser vereinigten sich, den schmalkaldischen Bund zu vernichten, der es dem Kaiser nicht viel weniger schwer machte, das Reich zu regieren,

als dem Papste, die Kirche. Der Papst zahlte Geld und schickte Truppen.

Die Absicht des Kaisers war, die Gewalt der Waffen und die friedliche Unterhandlung zu verbinden. Während er den Ungehorsam der Protestanten durch den Krieg zähme, sollte das Concilium die geistlichen Streitigkeiten schlichten und vor allem zu Reformen schreiten, durch welche es jenen einigermaßen möglich würde, sich zu unterwerfen.

Ueber alles Erwarten glücklich ging der Krieg. Anfangs hätte man Carl für verloren halten sollen; aber in der gefährlichsten Lage hielt er standhaft aus; im Spätjahre 1546 sah er ganz Oberdeutschland in seinen Händen; wetteifernd ergaben sich Städte und Fürsten; der Augenblick schien gekommen, wo die protestantische Partei in Deutschland unterworfen, der ganze Norden wieder katholisch gemacht werden könne.

In diesem Momente, was that der Papst?

Er rief seine Truppen von dem kaiserlichen Heere ab; das Concilium, das eben nun seinen Zweck erfüllen und seine pacificatorische Thätigkeit beginnen sollte, versetzte er von Trient — wohin es auf den Antrag der Deutschen berufen worden — angeblich weil daselbst eine ansteckende Krankheit ausgebrochen sei, nach seiner zweiten Hauptstadt Bologna.

Es ist nicht zweifelhaft, was ihn dazu bewog. Noch einmal traten die politischen Tendenzen des Papstthums mit den kirchlichen in Gegensatz und Widerstreit. Daß ganz Deutschland besiegt und dem Kaiser in Wahrheit unterwürfig würde, hatte er nie gewünscht. Ganz etwas anderes hatten seine Berechnungen ihn erwarten lassen. Wohl mag er geglaubt haben, dem Kaiser werde Einiges zum Vortheil der katholischen Kirche gelingen; dabei aber, er gesteht es selbst, zweifelte er nicht, ihn auf unzählige Schwierigkeiten stoßen, in Verwickelungen gerathen zu sehen, die ihm, dem Papste, seinerseits eine vollere Freiheit, seine Zwecke zu verfolgen, gewähren würden. Das Glück spottete seiner Anschläge. Jetzt mußte er fürchten, und Frankreich machte ihn aufmerksam darauf, daß diese Uebermacht auf Italien zurückwirken und ihm sowohl in geistlichen als in weltlichen Geschäften nur allzubald fühlbar werden würde. Aber überdies wuchsen seine Besorgnisse wegen des Conciliums. Es hatte ihn schon lange gedrückt; er hatte bereits daran gedacht, es aufzulösen; jetzt aber thaten die kaiserlich gesinnten Prälaten, durch die Siege muthig und muthiger geworden, einige besonders kühnen Schritte. Die spani-

schen Bischöfe brachten unter dem Namen Censuren einige Artikel in Vorschlag, die sämmtlich eine Verringerung des päpstlichen Ansehens bezweckten: die Reformation, von der Rom immer so viel gefürchtet, schien sich nicht mehr verzögern zu lassen.

Es lautet seltsam, aber nichts ist wahrer: in dem Augenblick, daß ganz Norddeutschland vor der Wiedereinführung der päpstlichen Gewalt zitterte, fühlte sich der Papst als ein Verbündeter der Protestanten. Er bezeigte seine Freude über die Fortschritte des Kurfürsten Johann Friedrich wider Herzog Moriz; er wünschte nichts sehnlicher, als daß sich derselbe auch gegen den Kaiser halten möge; Franz den I., der schon alle Welt zu einem Bündniß wider Carl zu vereinigen suchte, ließ er ausdrücklich ermahnen, „die zu unterstützen, die noch nicht geschlagen seien“. Er fand es aufs neue wahrscheinlich, daß der Kaiser auf die größten Hindernisse stoßen, noch lange zu thun haben werde: „er glaubt das“, sagt der französische Abgeordnete, „weil er es wünscht.“

Alein er täuschte sich wie zuvor. Das Glück des Kaisers machte alle seine Berechnungen zu Schanden. Carl siegte bei Mühlberg; die beiden Oberhäupter der protestantischen Partei führte er gefangen mit sich fort. Schärfer als jemals konnte er nun sein Augenmerk auf Italien richten.

Denn auf das tiefste, wie sich denken läßt, hatte ihn das Betragen des Papstes entrüstet. Er durchschaute ihn sehr wohl. „Die Absicht seiner Heiligkeit ist von Anfang gewesen“, schreibt er an seinen Gesandten, „uns in diese Unternehmung zu verwickeln und dann darin zu verlassen“. Daß die päpstlichen Truppen zurückgezogen worden, hatte nicht so viel zu bedeuten. Schlecht besoldet und eben deshalb nicht recht in Gehorsam noch Mannszucht, hatten sie niemals viel geleistet. Daß aber das Concilium verlegt worden, war von dem größten Einfluß. Wunderbar, wie auch dies Mal die Entzweiung des Papstthums und des Kaiserthums, herborgerufen von der politischen Stellung des ersten, den Protestanten zu Hülfe kam! Man hätte jetzt wohl die Mittel gehabt, sie zur Unterwerfung unter das Concilium zu nöthigen. Da sich dies aber selbst gespalten hatte — denn die kaiserlichen Bischöfe blieben in Trient — da sich keine allgemein gültigen Beschlüsse mehr fassen ließen, konnte man auch Niemanden zur Abdänktion zwingen. Der Kaiser mußte erleben, daß der wesentlichste Theil seiner Pläne an dem Abfall seines Verbündeten scheiterte. Er drang nicht allein fortwährend auf die Zurückverlegung der Kirchenversammlung nach Trient, er ließ sich vernehmen: „er

werde nach Rom kommen, um das Concilium dort selber zu halten.“

Paul III nahm sich zusammen: „der Kaiser ist mächtig“, sagte er, „doch auch wir vermögen etwas und haben einige Freunde.“ Die lange besprochene Verbindung mit Frankreich kam jetzt zu Stande: Drazio Farnese verlobte sich mit der natürlichen Tochter Heinrichs II; man ließ kein Mittel unversucht, um zunächst die Venezianer zu einem allgemeinen Bündniß zu gewinnen. Alle Ausgewanderten regten sich. Gerade zur rechten Zeit brachen Unruhen in Neapel aus: ein neapolitanischer Abgeordneter erschien, den Papst um Schutz für seine dortigen Lehnsleute zu ersuchen, und es gab Cardinäle, die ihm rathen, hierauf einzugehen.

Noch einmal faßten die italienischen Factionen einander ins Angesicht. Sie standen einander um so schroffer gegenüber, da die beiden Oberhäupter nunmehr offen entzweit waren: auf der einen Seite die Governatoren in Mailand und Neapel, die Medici in Florenz, die Doria in Genua; als ihr Mittelpunkt kann Don Diego Mendoza, kaiserlicher Botschafter zu Rom, angesehen werden; noch hatten sie allenthalben einen großen gibellinischen Anhang: — auf der anderen der Papst und die Farnesen, die Ausgewanderten und Mißvergünstigten, eine neugebildete orsinische Partei, die Anhänger der Franzosen. Für jene war der in Trient zurückgebliebene, für diese der nach Bologna gegangene Theil des Conciliums.

Der Haß, den diese Parteien gegen einander hegten, trat plößlich in einer gewaltthätigen That hervor.

Jene seine engere Vertraulichkeit mit dem Kaiser hatte der Papst benützt, um Parma und Piacenza als ein bei dem päpstlichen Stuhl zu Lehen gehendes Herzogthum seinem Sohne Pier Luigi zu übergeben. Nicht mehr mit jener Rücksichtslosigkeit, wie ein Alexander, ein Leo, konnte er zu dieser Maßregel schreiten. Er stellte dafür Camerino und Nepi an die Kirche zurück: durch eine Berechnung der Kosten, welche die Bewachung jener Grenzplätze verursache, des Zinses, den sein Sohn davon zahlen werde, des Ertrages der zurückgegebenen Ortschaften suchte er zu beweisen, daß die Kammer keinen Schaden leide. Aber nur indem er mit den einzelnen Cardinälen sprach, vermochte er sie, und auch dann nicht einmal alle, zu überreden. Einige widersprachen laut; andere versäumten geflissentlich das Consistorium, in welchem die Sache vorkam; den Carassa sah man an diesem Tage zu einem feierlichen Besuche der sieben Kirchen schreiten. Auch der Kaiser war nicht dafür: wenigstens hätte er gewünscht, daß das

Herzogthum seinem Sidam Ottavio, dem doch auch Camerino gehörte, übergeben würde. Er ließ es geschehen, weil er der Freundschaft des Papstes eben bedurfte; doch hat er es niemals gebilligt: allzu gut kannte er Pier Luigi. Die Fäden der geheimen Verbindungen der italienischen Opposition hielt eben der Sohn des Papstes alle in seiner Hand. Man zweifelt nicht, daß er um das Unternehmen des Fiesco in Genua gewußt, daß er dem gewaltigen Oberhaupte der florentinischen Ausgewanderten, Pietro Strozzi, nach einem mißlungenen Anschlag auf Mailand in dem bedrängtesten Augenblick über den Po geholfen und allein seine Rettung bewirkt habe: man vermuthete, daß er selbst fortwährend Absichten auf Mailand hege.

Eines Tages war der Papst, der noch immer unter glücklichen Gestirnen zu stehen und alle die Stürme, die ihn bedrohten, beschwören zu können meinte, in der Audienz vorzüglich heiter: er zählte die Glückseligkeiten seines Lebens auf und verglich sich in dieser Hinsicht mit Kaiser Tiberius: an diesem Tage ward ihm der Sohn, der Inhaber seiner Erwerbungen, der Träger seines Glückes, zu Piacenza von Verschworenen überfallen und ermordet.

Die Gibellinen von Piacenza, von den Gewaltthaten des Herzogs, der zu den streng verwaltenden Fürsten dieser Zeit gehörte und besonders den Adel in Gehorsam zu halten suchte, beleidigt und gereizt, hatten die That vollbracht; wie aber damals Jedermann überzeugt war, der Governator zu Mailand, Ferrante Gonzaga, habe seine Hand im Spiel gehabt, so können auch wir daran nicht zweifeln. Der Biograph Gonzaga's, in jenen Zeiten sein vertrauter Geheimschreiber, der ihn zu entschuldigen sucht, versichert, die Absicht sei nur auf die Gefangennehmung, nicht auf die Ermordung des Farnese gegangen. Ich finde in einigen Handschriften selbst noch nähere Andeutung, — doch möchte ich ihnen nicht ohne weiteres Glauben heimeßen, — daß der Kaiser von diesem Unternehmen im voraus in Kenntniß gesetzt gewesen sei. Auf jeden Fall eilten die kaiserlichen Truppen herbei, um Piacenza in Besitz zu nehmen: sie machten die Rechte des Reiches auf diese Stadt geltend. Es war auf gewisse Weise die Vergeltung für die Abtrünnigkeiten des Papstes in dem schmalkaldischen Kriege.

Ohne Gleichen ist das Verhältniß, das sich nun bildete.

Man wollte wissen, Cardinal Alessandro Farnese habe gesagt, er könne sich nicht helfen als mit dem Tode einiger kaiserlichen Minister; mit Gewalt könne er sich derselben nicht entledigen, er müsse seine Zuflucht zur Kunst nehmen. Indem sich diese hierauf

vor Gift sicherzustellen suchten, ergriff man zu Mailand ein paar Bravi, Corsen, die man zu dem, ich will nicht entscheiden, ob wahren oder falschen Geständniß brachte, sie seien von den päpstlichen Angehörigen gedungen, um Ferrante Gonzaga zu ermorden. Wenigstens war Gonzaga aufs neue voll von Ingrimm. „Er müsse“, sagte er, „sein Leben sichern, so gut er könne; es bleibe ihm nichts übrig, als von diesen seinen Feinden zwei oder drei durch eigene oder fremde Hand auf die Seite zu schaffen“. Mendoza meint, dann werde man in Rom alle Spanier tödten: man werde das Volk insgeheim dazu aufreizen und die geschahene That nachher mit der unaufhaltbaren Wuth desselben entschuldigen.

An eine Versöhnung war nicht zu denken. Man hätte sich dazu der Tochter des Kaisers zu bedienen gewünscht. Allein sie hatte sich in dem Hause der Farnesen nie gefallen: sie verachtete den um vieles jüngeren Gemahl: dem Gesandten enthüllte sie ohne Schonung dessen schlechte Eigenschaften; sie sagte, sie wollte eher ihrem Kinde den Kopf abschneiden, als ihren Vater um etwas bitten, das ihm mißfallen könne.

Die Correspondenz Mendoza's mit dem Kaiser liegt vor mir. Nicht leicht mag es etwas geben, was dem Inhalt dieser Briefe an tiefgegründetem, von beiden Seiten zurückgehaltenem, beiden Theilen offenbarem Hass gleichkäme. Es ist ein Gefühl von Ueberlegenheit darin, das sich mit Bitterkeiten erfüllt hat: von Verachtung, die doch auf ihrer Gut ist: von Mißtrauen, wie man es gegen einen eingewohnten Uebelthäter hegt.

Suchte der Papst in dieser Lage der Dinge einen Rückhalt, eine Hilfe, so konnte sie ihm allein Frankreich gewähren.

In der That finden wir ihn zuweilen in Gegenwart des französischen Botschafters, der Cardinale Guise und Farnese stundenlang das Verhältniß des römischen Stuhles zu Frankreich erörtern. „In alten Büchern“, sagt er, „habe er gelesen, es während seines Cardinalates von Anderen gehört, und in Erfahrung gebracht, seit er selbst Papst geworden, daß der heilige Stuhl sich immer dann in Macht und Aufnahme befinde, wenn er mit Frankreich Bund habe, dagegen Verluste leide, sobald das nicht der Fall sei; er könne es Leo X, seinem Vorgänger Clemens, er könne es sich selbst nicht vergeben, daß sie jemals den Kaiser begünstigt: jetzt aber sei er entschlossen, sich auf immer mit Frankreich zu vereinigen. Er hoffe noch lange genug zu leben, um den päpstlichen Stuhl in Devotion gegen den französischen König zu hinterlassen: zum größten Fürsten der

Welt wolle er denselben machen: sein eigenes Haus solle sich mit ihm unauslösllich verbinden“.

Seine Absicht war, einen Bund mit Frankreich, der Schweiz und Venedig zu schließen, zunächst ein Vertheidigungsbündniß, von dem er aber selber sagt, es sei die Thüre zu einem offensiven. Die Franzosen berechneten: ihre Freunde vereinigt würden ihnen ein eben so großes Gebiet in Italien verschaffen als das sei, welches der Kaiser besitze: die ganze orfinische Partei wolle dem König aufs neue Gut und Blut weihen. Die Farnesen meinten im Gebiete von Mailand wenigstens auf Cremona und Pavia zählen zu können: die neapolitanischen Ausgewanderten versprachen 15000 Mann ins Feld zu stellen, Aversa und Neapel sofort zu überliefern. Auf alle diese Dinge ging der Papst sehr lebhaft ein. Einen Anschlag auf Genua läßt er zuerst den französischen Gesandten wissen. Er hätte nichts dawider, wenn man, um sich Neapels zu bemächtigen, einen Bund mit dem Großherrscher oder mit Algier schloße. Eben war Eduard VI auf den Thron von England gestiegen und eine unzweifelhaft protestantische Regierung daselbst an dem Ruder: der Papst rath nichtsdestominder Heinrich II, mit England Frieden zu machen: „um andere Absichten“, sagt er, „zum Besten der Christenheit in Ausführung bringen zu können“.

So heftig war der Papst mit dem Kaiser verfeindet: so eng stand er mit den Franzosen: so großen Aussichten gab er sich hin; und dennoch — niemals vollzog er seinen Bund, niemals that er den letzten Schritt!

Die Venezianer sind ganz erstaunt darüber. „Der Papst“, sagen sie, „ist in seiner Würde angegriffen, in seinem Blute beleidigt, der vornehmsten Besizung seines Hauses beraubt; zu jedem Bündniß sollte er greifen, auf jede Bedingung; dennoch, nach so vielen Beleidigungen, sieht man ihn zaudern und schwanken.“

In der Regel treiben Beleidigungen zu einem äußersten Entschluß. Doch giebt es auch Naturen, in denen das nicht der Fall ist, die auch dann noch überlegen, wenn sie sich am tiefsten verletzt fühlen, nicht weil das Gefühl der Rache minder stark in ihnen wäre, sondern weil das Bewußtsein der fremden Ueberlegenheit sie gewaltiger übermeißelt: die Klugheit, welche eine Voraussicht der Zukunft ist, überwiegt in ihnen: die großen Widerwärtigkeiten empören sie nicht, sondern machen sie muthlos, schwankend und schwach.

Der Kaiser war zu mächtig, um noch etwas Ernstliches von den Farnesen fürchten zu müssen. Er schritt auf seinem Wege, ohne auf

fie Rücksicht zu nehmen, weiter. Feierlich protestirte er gegen die Sitzungen des Conciliums in Bologna: alle Acte, die man daselbst vornehmen werde, erklärte er im voraus für null und nichtig. Im Jahre 1548 publicirte er das Interim in Deutschland. So unerträglich es der Papst fand, daß der Kaiser eine Norm des Glaubens vorschreiben wolle, so lebhaft er sich beklagte, daß man die Kirchengüter ihren gegenwärtigen Besitzern lasse — Cardinal Farnese sagte überdies, er wolle sieben bis acht Kezereien darin anzeigen, — so ließ sich der Kaiser nicht irremachen. Auch in der Sache von Piacenza wich er kein Haar breit. Der Papst forderte zunächst Wiederherstellung des Besitzes; der Kaiser behauptete, ein Recht von Seiten des Reiches zu haben. Der Papst bezog sich auf den Bund von 1521, in welchem jene Städte dem römischen Stuhle garantirt worden; der Kaiser machte auf das Wort Investitur aufmerksam, wodurch sich das Reich oberherrliche Rechte vorbehalten habe. Der Papst erwiderte, das Wort sei hier in einem anderen als dem feudalen Sinne genommen; der Kaiser stritt darüber nicht weiter: er erklärte jedoch, sein Gewissen verbiete ihm, Piacenza zurückzugeben.

Gern hätte nun der Papst zu den Waffen gegriffen, sich an Frankreich geschlossen, seine Freunde, seine Partei in Bewegung gesetzt — in Neapel, Genua, Siena, Piacenza, selbst in Orbitello bemerkte man die Umtriebe seiner Anhänger, — gern hätte auch er sich durch irgend einen unerwarteten Schlag gerächt; aber auf der anderen Seite war ihm die Uebermacht des Kaisers durchaus furchtbar, vor allem dessen Einfluß auf die geistlichen Angelegenheiten; er besorgte, ein Concilium werde berufen, das sich ganz gegen ihn erkläre, das selbst zu seiner Abjegung schreite. Mendoza behauptet, die That der Corsen gegen Ferrante Gonzaga habe ihm noch besonders Furcht eingeblößt.

Wie dem auch sei, so viel ist gewiß, daß er an sich hielt und seinen Jugwimm verbar. Die Farnesen sahen selbst nicht ungerne, daß der Kaiser Siena einnahm: sie hofften, er werde es ihnen für ihre Verluste einräumen. Die seltsamsten Vorschläge wurden hieran geknüpft. „Verstehe sich der Kaiser hiezu“, sagte man Mendoza, „so müsse der Papst das Concil nach Trient zurückbringen und hier nicht allein sonst nach den Wünschen des Kaisers verfahren — z. B. dessen Recht auf Burgund feierlich anerkennen lassen —, sondern Carl V zu seinem Nachfolger auf dem päpstlichen Stuhle erklären.“ „Denn“, sagten sie, „Deutschland hat ein kaltes Klima, Italien ein warmes: für die Gicht, an der der Kaiser leidet, sind die warmen

Länder gesünder.“ Ich will nicht behaupten, daß es ihnen damit Ernst gewesen: der alte Papst lebte des Glaubens, der Kaiser werde noch vor ihm sterben; aber man sieht, auf wie bedenkliche, von der gewöhnlichen Ordnung der Dinge weit abweichende Pfade ihre Politik sich gewagt hatte.

Den Franzosen entgingen ihre Bewegungen, ihre Unterhandlungen mit dem Kaiser nicht. Von dem Connetable Montmorency haben wir einen Brief voller Entrüstung, in dem er unverhohlen von „Heucheleien, Lügen, ja von wahrhaft schlechten Streichen“ redet, die man zu Rom gegen den König von Frankreich ausübe.

Endlich, um doch etwas zu thun und wenigstens Einen festen Punkt in diesen Streitigkeiten zu gewinnen, beschloß der Papst, da das Recht an Piacenza nicht allein seinem Hause, sondern der Kirche selbst bestritten wurde, dies Herzogthum unmittelbar an die Kirche zurückzugeben. Es war das erste Mal, daß er etwas gegen das Interesse seiner Enkel that; doch zweifelte er darum nicht, daß sie sich gern fügen würden: er glaubte eine unbedingte Autorität über sie zu haben: immer hatte er ihren unverbrüchlichen Gehorsam gepriesen und sich darin glücklich gefühlt. Aber der Unterschied war, daß er bisher jedesmal ihren augenscheinlichen Vortheil verfolgten, jetzt dagegen etwas ausführen wollte, was demselben zuwiderließ. Sie versuchten anfangs, ihm auf indirecte Weise beizukommen. Sie ließen ihm vorstellen, der Tag, auf den er das Consistorium angefezt, sei ein unglücklicher: es war Nochestag; der Tausch mit Camerino, das er ihnen dafür wiedergeben wollte, werde für die Kirche eher ein Verlust sein; die Gründe, deren er sich ehemals selbst bedient, setzten sie ihm jetzt entgegen; aber sie konnten die Sache damit nur aufhalten, nicht verhindern: den Befehlshaber von Parma, Camillo Orsino, wies Paul III endlich an, diese Stadt im Namen der Kirche besetzt zu halten und sie an Niemanden auszuliefern, wer es auch sei. Nach dieser Erklärung, die keinen Zweifel übrig ließ, hielten auch die Farnesen nicht mehr an sich. Um keinen Preis wollten sie sich eines Herzogthums berauben lassen, das sie den unabhängigen Fürsten von Italien gleichstellte. Ottavio machte einen Versuch, Parma dem Papste zum Troß mit List oder mit Gewalt in seine Hände zu bekommen, und nur die Geschicklichkeit und Entschlossenheit des neuen Befehlshabers verhinderte ihn daran. Was mußte aber Paul III empfinden, als er es erfuhr! Dem alten Manne war es aufbehalten, daß seine Enkel, denen er eine so große Vorliebe gewidmet, zu deren Gunsten er den Tadel der Welt auf sich geladen hatte, jetzt am Ende

seiner Lage sich gegen ihn empörten! Selbst der gescheiterte Versuch brachte Ottavio nicht von seinem Vorhaben ab. Er schrieb dem Papste geradezu, wenn er Parma nicht in Güte wiederbekomme, so werde er mit Ferrante Gonzaga Frieden machen und es mit kaiserlichen Waffen einzunehmen suchen. Und in der That waren seine Unterhandlungen mit diesem Todseinde seines Hauses schon sehr weit gediehen: ein Courier war mit den bestimmten Vorschlägen an den Kaiser abgegangen. Der Papst klagte laut, er werde von den Seinigen verrathen: ihre Handlungen seien so beschaffen, daß sein Tod daraus erfolgen müsse. Am tiefsten verwundete ihn, daß sich das Gerücht erhob, er habe insgeheim selbst Kenntniß von den Unternehmungen Ottavio's und einen seinen Aeußerungen widersprechenden Antheil daran. Er sagte dem Cardinal Este, niemals, in seinem ganzen Leben, habe ihn etwas dergestalt gekränkt, selbst nicht der Tod Pier Luigi's, nicht die Befehung von Piacenza; aber er werde der Welt keinen Zweifel übrig lassen, welche Gesinnung er hege. Noch war sein Trost, daß wenigstens Alessandro Farnese, der Cardinal, an dem Widerstand, den er erfahre, unschuldig und ihm ergeben sei. Allmählich aber ward er inne, daß auch dieser, dem er ganz vertraute, der die Summe der Geschäfte in Händen hatte, darum nur allzu wohl wußte und damit einverstanden war. Diese Entdeckung brach sein Herz. Am Tage aller Seelen (2. November 1549) theilte er sie dem venezianischen Botschafter in bitterem Herzeleid mit. Den Tag darauf ging er, um sich wo möglich ein wenig zu zerstreuen, nach seiner Vigna auf dem Monte Cavallo. Allein er fand keine Ruhe. Er ließ Cardinal Alessandro rufen: ein Wort gab das andere; der Papst gerieth in die heftigste Aufwallung; er hat dem Nepoten das Barett aus den Händen gerissen und es auf die Erde geschleudert. Schon vermuthete der Hof eine Veränderung: man glaubte allgemein, der Papst werde den Cardinal von der Staatsverwaltung entfernen. Dazu kam es jedoch nicht. Diese heftige Gemüthsbewegung in dem hohen Alter von 83 Jahren warf den Papst selbst zu Boden. Er ward gleich darauf krank: nach wenigen Tagen, am 10. November 1549, starb er. In Rom ging Jedermann, seine Füße zu küssen. Er war eben so geliebt, wie seine Enkel gehaßt; man bemitleidete ihn, daß er durch Die den Tod erlitten, denen er das meiste Gute erwiesen hatte.

Ein Mann, voll von Talent und Geist, durchdringender Klugheit, an höchster Stelle! Aber wie unbedeutend erscheint auch ein mächtiger Sterblicher der Weltgeschichte gegenüber! In all seinem Dichten und Trachten ist er von der Spanne Zeit, die er übersteht,

von ihren momentanen Bestrebungen, die sich ihm als die ewigen ausdrängen, umfangen und beherrscht; dann fesseln ihn noch besonders die persönlichen Verhältnisse an seine Stelle, geben ihm vollauf zu thun, erfüllen seine Tage zuweilen, es mag sein mit Genugthuung, öfter mit Mißbehagen und Schmerz, reiben ihn auf. Indessen er umkommt, vollziehen sich die ewigen Weltgeschicke.

Julius III. Marcellus II.

Während des Conclave standen einmal fünf oder sechs Cardinäle um den Altar der Capelle: sie sprachen über die Schwierigkeit, die es habe, einen Papst zu finden. „Nehmt mich“, sagte einer von ihnen, der Cardinal Monte; „den anderen Tag mache ich euch meinen Lieblingshausgenossen zum Collegen-Cardinal“. „Ich frage, ob wir ihn nehmen sollen“, sagte ein anderer, Sfondrato, als sie auseinandergegangen waren. Da Monte für aufbrausend und jähornig galt, hatte er auch sonst wenig Hoffnung; auf seinen Namen wurden die geringsten Wetten gemacht. Dessenungeachtet kam es so, daß er gewählt wurde (7. Februar 1550). Zum Andenken an Julius II, dessen Kämmerer er gewesen, nannte er sich Julius III.

Am dem kaiserlichen Hofe erheiterten sich alle Gesichter, als man diese Wahl erfuhr. Herzog Cosimo hatte das Meiste zu derselben beigetragen. Zu der hohen Stufe von Glück und Macht, auf welcher sich der Kaiser damals befand, gehörte es mit, daß endlich auch ein ergebener Papst, auf den er zählen konnte, den römischen Stuhl bestieg. Es schien sogleich, als würden die öffentlichen Geschäfte nun einen anderen Gang nehmen.

Dem Kaiser lag noch immer sehr viel daran, daß das Concilium wieder in Trient zu Stande käme; noch immer hoffte er die Protestanten zu nöthigen, es zu besuchen, sich ihm zu unterwerfen. Gern ging der neue Papst auf diesen Antrag ein. Wenn er ja auf die Schwierigkeiten aufmerksam machte, die in der Sache lagen, so besorgte er nur, man möchte das für Ausflüchte nehmen; er ward nicht müde, zu versichern, dem sei nicht so: er habe sein Lebtag ohne Verstellung gehandelt und wolle dabei bleiben; in der That setzte er die Reassumtion des Conciliums auf das Frühjahr 1551 an: er erklärte, er mache dabei weder Pacta noch Bedingungen.

Nur war mit der Geneigtheit des Papstes lange nicht mehr alles gewonnen.

Ottavio Farnese hatte auf einen Beschluß der Cardinäle im Conclave, den Julius ausführte, Parma wiederbekommen. Es war dies nicht gegen den Willen des Kaisers geschehen; eine Zeit lang ward noch zwischen beiden unterhandelt, und man hegte einige Hoffnung auf die Herstellung eines guten Verhältnisses. Da sich aber der Kaiser nicht entschließen konnte, ihm auch Piacenza wieder einzuräumen, sondern selbst die Ortschaften, die Gonzaga in dem Gebiet von Parma eingenommen, in seiner Hand behielt, so behauptete sich auch Ottavio fortwährend in einer kriegerischen Stellung. Nach so vielen wechselseitigen Beleidigungen war es nicht anders möglich, als daß er noch immer Haß und Besorgniß nährte. Man suchte, klagt er, ihm Parma zu entwenden und ihn selbst auf die Seite zu schaffen; aber es solle seinen Feinden weder mit dem einen noch mit dem anderen gelingen.

Es ist wahr, der Tod Pauls III hatte seinen Enkeln eine große Stütze entzogen; aber er hatte sie auch befreit. Jetzt brauchten sie keine Rücksicht weiter auf die allgemeinen, auf die kirchlichen Verhältnisse zu nehmen; ausschließlich nach ihrem eigenen Interesse konnten sie ihre Maßregeln ergreifen. Ottavio durfte sich ohne allen Vorbehalt an König Heinrich II von Frankreich wenden.

Er that das in einem Augenblick, wo er auf den besten Erfolg rechnen durfte.

Wie Italien, so war auch Deutschland mit Mißvergünstigten erfüllt. Was der Kaiser bereits ausgeführt, was man noch von ihm erwartete, seine religiöse und seine politische Haltung, alles hatte ihm unzählige Feinde erweckt. Heinrich II konnte es wagen, die anti-österreichischen Pläne seines Vaters wieder aufzunehmen. Er ließ seinen Krieg gegen England fallen und schloß einen Bund mit den Farnesen. Zunächst nahm der König die Besatzung von Parma in seinen Sold. Bald erschienen auch in Mirandula französische Truppen. In dem Herzen von Italien sah man die Fahnen von Frankreich fliegen.

In dieser neuen Verwicklung hielt sich Julius III standhaft zu dem Kaiser. Er fand es unerträglich, „daß sich ein elender Wurm, Ottavio Farnese, gegen einen Kaiser und einen Papst zugleich empöre.“ „Unser Wille ist“, erklärt er seinem Nuntius, „das nämliche Schiff mit S. Majestät zu besteigen und uns dem nämlichen Glück anzuvertrauen. Ihm, welcher die Einsicht und die Macht hat, überlassen wir, den Beschluß zu fassen“. Der Kaiser erklärte sich für die ungesäumte Entfernung der Franzosen und ihrer Anhänger auf dem

Wege der Gewalt. Gar bald sehen wir denn die vereinigten päpstlichen und kaiserlichen Truppen ins Feld rücken. Ein bedeutendes Schloß im Parmesaniſchen fiel in ihre Hand, und sie verwüſteten das ganze Gefilde; Mirandula schlossen sie vollkommen ein.

Jedoch nicht durch diese kleinen Feindseligkeiten war die Bewegung zu dämpfen, die hier zwar entsprungen war, aber seitdem Europa ergriffen hatte. An allen Grenzen, wo sich die Gebiete des Kaisers und des Königs von Frankreich berührten, zu Lande und zur See war der Krieg ausgebrochen. Noch ganz ein anderes Gewicht als die Italiener legten die deutschen Protestanten in die Waagschale, wie auch sie sich endlich mit den Franzosen verbanden. Es erfolgte der entschlossenste Angriff, den Carl jemals erfahren. Die Franzosen erschienen am Rhein, Kurfürst Moriz in Tirol. Der alte Sieger, indem er auf dem Gebirgslande zwischen Italien und Deutschland Platz genommen, um beide in Pflicht zu halten, sah sich plötzlich gefährdet, besetzt, beinahe gefangen.

Unmittelbar wirkte dies auf die italienischen Angelegenheiten zurück. „Nie hätten wir geglaubt“, sagte der Papst, „daß uns Gott so heimsuchen würde“. Er mußte sich im April 1552 zu einem Stillstand mit seinen Feinden bequemen.

Es giebt zuweilen Unglücksfälle, die dem Menschen nicht so durchaus unangenehm sind. Sie machen einer Thätigkeit ein Ende, die schon seinen Reigungen zu widersprechen anfing. Sie geben dem Entschluß, von derselben abzulassen, einen legalen Grund, eine einleuchtende Entschuldigung.

Fast scheint es, als sei der Unfall, der den Papst betraf, ein solcher gewesen. Mit Mißbehagen hatte er seinen Staat sich mit Truppen anfüllen, seine Cassen sich leeren sehen, und er glaubte zuweilen Ursache zu haben, sich über die kaiserlichen Minister zu beklagen. Wahrhaft bedenklich war ihm auch das Concilium geworden. Seitdem die deutschen Abgeordneten, denen man eine Reformation zugesagt hatte, erschienen waren, nahm es einen kühneren Gang: schon im Januar 1552 beklagte sich der Papst, man wolle ihn seiner Autorität berauben; die Absicht der spanischen Bischöfe sei, auf der einen Seite die Capitel knechtisch zu unterwerfen, auf der anderen dem h. Stuhle die Collation aller Beneficien zu entziehen; jedoch er werde nicht ertragen, daß man unter dem Titel von Mißbräuchen ihm das entreiße, was nicht Mißbrauch, sondern ein Attribut seiner wesentlichen Gewalt sei. Es konnte ihm nicht so ganz unangenehm sein, daß der Angriff der Protestanten das Concilium

auseinanderprenge; er eilte, die Suspension desselben zu decretiren; von unzähligen Prätenfionen und Mißtheligkeiten ward er dadurch befreit.

Seitdem hat sich Julius III nicht weiter ernstlich auf politische Thätigkeiten eingelassen. Die Einwohner von Siena beschwerten sich wohl, er habe, obwohl durch seine Mutter ihr halber Landsmann, den Herzog Cosimo in der Absicht, sie zu unterwerfen, unterstützt: eine spätere gerichtliche Untersuchung hat die Falschheit dieser Behauptung dargethan. Eher hatte Cosimo Grund, sich zu beklagen. Die florentinischen Ausgewanderten, die erbittertsten Feinde dieses seines Verbündeten, hinderte der Papst nicht, sich in dem Gebiete der Kirche zu sammeln und zu rüsten.

Vor der Porta del Popolo besucht der Fremde noch immer die Villa di Papa Giulio. In Vergegenwärtigung jener Zeit steigt man die geräumigen Treppen zu der Gallerie hinauf, von der man Rom in seiner ganzen Breite von dem Monte Mario her und die Krümmung der Tiber überseht. In dem Bau dieses Palastes, in der Anlegung dieses Gartens lebte und webte Julius III. Er hat selbst den ersten Entwurf gemacht; aber niemals wurde man fertig: alle Tage hatte er neue Einfälle und Wünsche, die dann die Baumeister zur Ausführung zu bringen eilten. Hier lebte der Papst seinen Tag und vergaß die übrige Welt. Seine Verwandten hat er ziemlich befördert: Herzog Cosimo gab ihnen Monte Sansovino, von wo sie stammten, der Kaiser Novara: er theilte ihnen die Würden des Kirchenstaates und Camerino zu. Jenem seinem Liebling hatte er Wort gehalten und ihn zum Cardinal gemacht. Es war ein junger Mensch, den er in Parma liebgewonnen. Er hatte ihn einst von einem Affen umfaßt und in dieser Gefahr muthig und guter Dinge gesehen; seitdem hatte er ihn erzogen und ihm eine Zuneigung gewidmet, die leider auch sein ganzes Verdienst blieb. Julius wünschte ihn und seine übrigen Angehörigen wohlversorgt zu sehen; aber sich um ihretwillen in gefährliche Verwickelungen einzulassen, hatte er keine Neigung. Wie gesagt, das harmlose vergnügliche Leben auf seiner Villa genügte ihm. Er gab Gastmähler, die er mit seinen sprichwörtlichen Redensarten würzte, welche freilich wohl zuweilen erröthen machten. An den großen Geschäften der Kirche und des Staates nahm er nur so viel Antheil, als nun schlechterdings unvermeidlich war.

Allerdings aber konnten diese dabei nicht sehr gedeihen. Immer gefährlicher entwickelten sich die Entzweigungen zwischen den beiden großen katholischen Mächten: die deutschen Protestanten hatten sich aus ihrer Unterwerfung von dem Jahre 1547 gewaltig erhoben und standen fester als jemals; an die oft beabsichtigte katholische Reformation war nicht zu denken; die Zukunft der römischen Kirche, man konnte es sich nicht verbergen, war überaus dunkel und zweifelhaft.

Hatte sich aber, wie wir sahen, eine strengere Richtung im Schooße derselben entwickelt, die das Wesen, wie es so viele Päpste trieben, von Herzen verdamnte, mußte nicht diese endlich auch bei der Wahl eines neuen Papstes sich regen? Auf die Persönlichkeit desselben kam so viel an; eben darum war diese höchste Würde von der Wahl abhängig, damit ein Mann in dem Sinne der überwiegenden kirchlichen Richtung an die Spitze der Geschäfte trete.

Nach dem Tode Julius' III war es das erste Mal, daß die strengere Partei auf die Papstwahl Einfluß bekam. Julius hatte sich in seinem wenig würdevollen Betragen oft durch die Anwesenheit des Cardinals Marcello Cervini beschränkt gefühlt. Eben diesen traf die Wahl — 11. April 1555. Es ist Marcellus II.

Sein ganzes Leben hindurch hatte er sich wacker und tabellos betragen; die Reformation der Kirche, von der die Anderen schwächten, hatte er in seiner Person dargestellt; man saßte die größten Hoffnungen. „Ich hatte gebetet“, sagt ein Zeitgenosse; „es möchte ein Papst kommen, der die schönen Worte der Kirche: Concilium, Reform, von der Verachtung zu befreien wüßte, in die sie gefallen; durch diese Wahl hielt ich meine Hoffnung für erfüllt; mein Wunsch schien mir Thatsache geworden zu sein.“ „Die Meinung“, sagte ein anderer, „die man von der Güte und unvergleichlichen Weisheit dieses Papstes hatte, erhob die Welt zu der Hoffnung: wenn jemals, so werde es der Kirche jetzt möglich werden, die lehrerischen Meinungen auszulöschen, die Mißbräuche und das verdorbene Leben abzustellen, gesund zu werden und sich wieder zu vereinigen“. Ganz in diesem Sinne begann Marcellus. Er duldete nicht, daß seine Verwandten nach Rom kämen; in dem Hofhalt führte er eine Menge Ersparnisse ein; er soll ein Memorial über die in dem Institute der Kirche vorzunehmenden Verbesserungen verfaßt haben: zunächst den Gottesdienst suchte er zu seiner echten Feierlichkeit wieder zurückzuführen; alle seine Gedanken gingen auf Concilium und Reform. In politischer Hinsicht nahm er eine neutrale Stellung an, mit welcher der Kaiser sich begnügte. „Jedoch“, sagen jene Zeitgenossen,

„die Welt war seiner nicht werth“; sie wenden die Worte Virgils von einem anderen Marcellus: „Ihn wollte das Schicksal der Erde nur zeigen“, auf diesen an. Schon am 22sten Tage seines Pontificates starb er.

Wir können nicht von einer Wirkung reden, die eine so kurze Verwaltung hervorgebracht; aber schon dieser Anfang, diese Wahl zeigen die Richtung, welche überhandzunehmen begann. Auch in dem nächsten Conclave blieb sie die herrschende. Der strengste aller Cardinäle, Johann Peter Caraffa, ging aus demselben als Papst hervor 23. Mai 1555.

Paul IV.

Wir haben ihn schon oft erwähnt: es ist der nämliche, der die Theatiner stiftete, die Inquisition wiederherstellte, die Befestigung des alten Dogma's zu Orient so wesentlich beförderte. Wenn es eine Partei gab, welche die Restauration des Katholicismus in seiner ganzen Strenge beabsichtigte, so bestieg in ihm nicht ein Mitglied, sondern ein Gründer, ein Oberhaupt derselben den päpstlichen Stuhl. Paul IV zählte schon neunundsiebzig Jahre: aber seine tiefliegenden Augen hatten noch alles Feuer der Jugend; er war sehr groß und mager; rasch ging er einher; er schien lauter Nerv zu sein. Wie er sich schon in seinem täglichen Leben an keine Regel band, oft bei Tage schlief, bei Nacht studirte, — wehe dem Diener, der in sein Zimmer getreten wäre, ehe er die Glocke gezogen hatte! — so folgte er auch übrigens immer den Impulsen des Augenblicks. Sie wurden ihm aber von einer in einem langen Leben ausgebildeten, zur Natur gewordenen Gesinnung beherrscht. Keine andere Pflicht, keine andere Beschäftigung als die Wiederherstellung des alten Glaubens in seine frühere Herrschaft schien er zu kennen. Von Zeit zu Zeit bilden sich solche Naturen wieder aus, und wir begegnen ihnen auch heutzutage zuweilen. Leben und Welt haben sie von einem einzigen Punkt aus begriffen; ihre individuelle, persönliche Richtung ist so gewaltig, daß ihre Ansicht völlig davon beherrscht wird; sie sind die unermüdblichen Redner und haben immer eine gewisse Frische; unaufhörlich strömen sie die Gesinnung aus, welche sich in ihnen mit einer Art von Nothwendigkeit entwickelt. Wie höchst bedeutend werden sie dann, wenn sie an eine Stelle gelangen, wo ihre Thätigkeit lediglich von ihrer Meinung abhängig ist und die Macht sich zu dem Willen gesellt! Was ließ sich alles von Paul IV erwarten, der

nie eine Rücksicht gekannt, der seine Meinung immer mit der äußersten Heftigkeit durchgesetzt hatte, als er nun auf die höchste Stufe erhoben war! Er wunderte sich selbst, daß er dahin gelangt war, da er doch nie einem Cardinal das Mindeste eingeräumt und nie etwas anderes als die äußerste Strenge an sich hatte spüren lassen. Nicht von den Cardinälen, sondern von Gott selbst glaubte er erwählt und zur Durchsetzung seiner Absichten berufen zu sein.

„Wir versprechen und schwören“, sagt er dann in der Bulle, mit der er sein Amt antrat, „in Wahrheit dafür zu sorgen, daß die Reform der allgemeinen Kirche und des römischen Hofes ins Werk gesetzt werde.“ Den Tag seiner Krönung bezeichnete er mit Befehlen in Bezug auf Klöster und Orden. Er schickte unverweilt zwei Mönche von Monte Cassino nach Spanien, um die verfallene Klosterdisciplin daselbst herzustellen. Er richtete eine Congregation zu der allgemeinen Reform ein; in drei Classen: eine jede sollte aus 8 Cardinälen, 15 Prälaten und 50 Gelehrten bestehen. Die Artikel, welche zur Berathung kommen sollten — sie betrafen die Besetzung der Stellen — wurden den Universitäten mitgetheilt. Mit großem Ernste, wie man sieht, ging er ans Werk. Es schien, als hätte die kirchliche Tendenz, die sich schon geraume Zeit in den unteren Regionen geltend gemacht hatte, nun auch von dem Papstthum Besitz genommen, als würde sie gleich die Amtsführung Pauls IV allein leiten.

Da fragte sich nur, welche Stellung er in den allgemeinen Weltbewegungen einnehmen würde.

Nicht so leicht sind die großen Richtungen, die eine Gewalt genommen hat, zu ändern: sie haben sich mit ihrem Wesen allmählich verschmolzen.

Mußte es der Natur der Sache nach immer ein Wunsch der Päpste bleiben, sich der spanischen Uebermacht zu entledigen, so war jetzt ein Moment, in dem dies noch einmal möglich zu werden schien. Jener Krieg, den wir aus den farnesischen Bewegungen hervorgehen sehen, war der unglücklichste, den Carl V geführt: in den Niederlanden war er bedrängt; Deutschland war von ihm abgefallen, Italien nicht mehr getreu; auch auf die Este's und Gonzaga's konnte er nicht mehr trauen; er selbst war lebensmüde und krank. Ich weiß nicht, ob ein anderer Papst, insofern er nicht gerade der kaiserlichen Partei angehörte, den Lockungen widerstanden haben würde, die hierin lagen.

Für Paul IV waren sie besonders stark. Er hatte Italien noch in der Freiheit des funfzehnten Jahrhunderts gesehen (er war 1476

geboren): seine Seele hing an dieser Erinnerung. Einem wohlgestimmten Instrumente von vier Saiten verglich er das damalige Italien. Neapel, Mailand, Kirche und Venedig nannte er die vier Saiten; er verwünschte das Andenken Alfonso's und Ludwigs des Mohren, „armelige und verlorene Seelen“, wie er sagte, „deren Entzweiung diese Harmonie zerstörte“. Daß nun seitdem die Spanier Herren geworden, hatte er noch immer nicht extragen lernen. Das Haus Caraffa, aus dem er stammte, gehörte zu der französischen Partei: unzählige Male hatte es wider Castilianer und Catalanen die Waffen geführt; noch 1528 hatte es sich zu den Franzosen geschlagen; während der Unruhen von 1547 war es Johann Peter Caraffa, der Paul III den Rath gab, sich Neapels zu bemächtigen. Zu diesem Parteihafß aber kam noch ein anderer. Caraffa hatte immer behauptet, Carl V begünstige aus Eifersucht gegen den Papst die Protestanten: den Fortgang dieser Partei schrieb er dem Kaiser selber zu. Wohl kannte ihn dieser. Er stieß ihn einst aus dem für die Verwaltung von Neapel gebildeten Rathe: er ließ ihn ein zu ruhigem Besiz seiner neapolitanischen Kirchenämter gelangen: überdies hat er ihn zuweilen wegen seiner Declamationen in dem Consistorium ernstlich bedeutet. Um so heftiger, wie man denken kann, steigerte sich der Widerwille des Caraffa. Er haßte den Kaiser als Neapolitaner und Italiener, als Katholik und als Papst. Neben seinem reformatorischen Eifer hegte er keine andere Leidenschaft als diesen Haß.

Raum hatte er Besiz von dem Pontificat ergriffen, — nicht ohne ein gewisses Selbstgefühl, wenn er den Römern Tazen erließ, Getreide zuführte und sich dafür eine Bildsäule errichten sah, wenn er im Gepränge eines prächtigen, von neapolitanischen Edelleuten verwalteten Hofdienstes die Obedienz der von allen Seiten herbeieilenden Gesandtschaften empfing, — so war er auch schon in tausend Streitigkeiten mit dem Kaiser gerathen. Da sollte dieser sich bei den Cardinälen seiner Partei über eine solche Wahl beklagt haben; seine Anhänger hielten verdächtige Zusammenkünfte: einige derselben nahmen in dem Hafen von Civitavecchia ein paar Schiffe weg, die ihnen früher von den Franzosen entvissen worden. Bald war der Papst in Feuer und Flammen. Die kaiserlichen Lehensleute und Cardinäle nahm er gefangen, oder sie entflohen, und er zog ihre Besizungen ein. Aber das war ihm nicht genug. Auf jene Verbindung mit Frankreich, die Paul III zu vollziehen sich niemals hatte entschließen können, ging er ohne viel Bedenken ein. Der

Kaiser wolle ihn nur, sagte er, durch eine Art von geistigem Fieber zu Grunde richten: er werde sich zu offenem Spiel entschließen; mit der Hilfe des Königs von Frankreich wolle er dies arme Italien von der Tyrannei der Spanier noch befreien; er hoffe zwei französische Prinzen in Mailand und Neapel regieren zu sehen. Stundenlang saß er nach Tische bei dem schwarzen, dicken vulkanischen Wein von Neapel, den er trank, — man nannte die Sorte Mangiaguerra, — und ergoß sich in stürmischer Beredsamkeit gegen diese Schismatiker und Keger, Vermalebediete Gottes, Same von Juden und Marranen, Gese der Welt und wie er sonst noch die Spanier nannte. Aber er getrübe sich des Spruches: „Du wirst über Schlangen wandeln, Löwen und Drachen wirst du zertreten“; jezt sei die Zeit gekommen, wo Kaiser Carl und dessen Sohn für ihre Sünden die Züchtigung empfangen sollten; er, der Papst, werde es thun: er werde Italien von ihnen befreien. Wolle man ihn nicht hören, ihm nicht beistehen, so werde man doch in Zukunft einmal sagen müssen, daß ein alter Italiener, so nahe dem Tode, der eher hätte ruhen und sich zum Sterben bereiten sollen, noch so erhabene Pläne gefaßt habe. Es ist nicht nöthig, in das Einzelne der Unterhandlungen einzugehen, die er, voll von diesen Gedanken, pflog. Als die Franzosen trotz eines schon mit ihm getroffenen Verständnisses doch einen Stillstand mit Spanien geschlossen, sendete er seinen Neffen, Carl Caraffa, nach Frankreich, dem es denn auch gelang, die verschiedenen Parteien, die dort um die Gewalt kämpften, die Montmorency und die Guisen, die Gemahlin des Königs und dessen Buhle, in sein Interesse zu ziehen und einen neuen Ausbruch der Feindseligkeiten zu veranlassen. In Italien gewann er an dem Herzog von Ferrara einen rüstigen Verbündeten. Sie sahen es auf eine völlige Umwälzung von Italien ab. Florentinische und neapolitanische Ausgewanderte erfüllten die Curie: die Zeit ihrer Wiederherstellung schien gekommen. Der päpstliche Fiscal machte eine förmliche Rechtsklage wider Kaiser Carl und König Philipp anhängig, in der er auf eine Excommunication dieser Fürsten und eine Entbindung ihrer Unterthanen vom Eide der Treue antrug. In Florenz hat man immer behauptet, die Beweise in Händen zu haben, daß auch das mediceische Haus dem Untergange bestimmt gewesen sei. Es bereitete sich alles zum Kriege: die ganze bisherige Entwicklung dieses Jahrhunderts ward noch einmal in Frage gestellt.

Welch eine ganz andere Wendung nahm aber hiemit dies Papstthum, als man erwartet hatte! Die reformatorischen Bestrebungen

mußten vor den kriegerischen zurückweichen, und ganz entgegengesetzte Erfolge führten diese mit sich.

Man sah Den, der als Cardinal das Nepotentwesen auf das eifrigste, selbst mit Gefahr, verdammt hatte, sich nunmehr eben diesem Mißbrauch ergeben. Seinen Nefsen Carl Caraffa, der sich immer in einem wilden und anstößigen Soldatenleben gefallen — Paul IV sagte selbst, sein Arm sei bis an den Ellbogen in Blut getaucht — erhob er zum Cardinal. Carl hatte Mittel gefunden, den schwachen Alten zu begütigen: er hatte sich zuweilen betend und in anscheinender Zerknirschung vor dem Crucifix finden lassen. Die Hauptsache aber war, daß sie sich beide in dem nämlichen Haffe begegneten. Carl Caraffa, der dem Kaiser in Deutschland Kriegsdienste gethan, beklagte sich, daß ihm dieser dafür lauter Ungnade erweise. Daß man ihm einen Gefangenen entrissen, von dem er ein starkes Lösegeld erwartete, ihn einen Priorat der Malteser nicht hätte antreten lassen, zu dem er schon ernannt war, erfüllte ihn mit Haß und Rachbegier. Diese Leidenschaft war dem Papste statt aller Tugenden. Er fand kein Ende, ihn zu loben: er versicherte, nie habe der römische Stuhl einen fähigeren Diener gehabt: er übertrug ihm die Summe nicht allein der weltlichen, sondern fogar der geistlichen Geschäfte und sah es gern, wenn man ihn als den Urheber der Gunstbezeugungen, die man empfing, betrachtete.

Seine beiden anderen Nepoten würdigte der Papst lange keines gnädigen Blickes. Erst als auch sie sich zu der antispauischen Gesinnung des Oheims bekannten, schenkte er ihnen sein Wohlwollen. Niemals hätte man erwartet, was er that. Er erklärte, den Colonnesen, steten Rebellen gegen Gott und Kirche, habe man ihre Schlösser öfter entrissen, aber ohne sie je zu behaupten; jetzt wolle er sie Lehnsleuten auftragen, welche sie zu vertheidigen wissen würden. Er theilte sie seinen Nefsen zu: den älteren ernannte er zum Herzog von Palliano, den jüngeren zum Marchese von Montebello. Die Cardinäle schwiegen still, als er ihnen diesen seinen Willen eröffnete, und sahen zur Erde. Die Caraffa's erhoben sich zu den weitausehendsten Entwürfen. Die Töchter sollten in die Familie, wenn nicht des Königs von Frankreich, doch des Herzogs von Ferrara verheirathet werden. Die Söhne hofften wenigstens Siena an sich zu bringen. Es scherzte Einer über das mit Edelsteinen besetzte Barett eines Kindes aus diesem Hause: man dürfe jetzt wohl von Kronen reden, versetzte die Mutter der Nepoten.

In der That kam alles auf den Erfolg des Krieges an, der

nunmehr ausbrach, freilich aber gleich von Anfang keine günstige Wendung nahm.

Nach jenem Akte des Fiscals war der Herzog von Alba aus dem neapolitanischen in das römische Gebiet vorgerückt. Die päpstlichen Vasallen begleiteten ihn: ihre Verständnisse erwachten. Rettuno verjagte die kirchliche Besatzung und rief die Colonnesen zurück; Alba besetzte Frosinone, Anagni, Tivoli in dem Gebirge, Ostia an der See; er schloß Rom von beiden Seiten ein.

Der Papst verließ sich anfangs auf seine Römer. Er hatte in Person Musterung über sie gehalten. Von Campofiore kamen sie, die Engelsburg, die sie mit ihrem Geschütz begrüßte, vorüber, nach dem Petersplatz, wo er mit seinem Nefsen an einem Fenster stand. Es waren 340 Reihen mit Fadenbüchsen, 250 mit Piken bewaffnet, jede 9 Mann hoch, stattlich anzusehen, unter lauter adligen Anführern: wenn Caporionen und Fahnenträger bis vor ihn gekommen, gab er ihnen seinen Segen. Das nahm sich alles wohl gut aus; aber zur Vertheidigung der Stadt waren diese Leute nicht geeignet. Nachdem die Spanier so nahe herbeigerückt, war ein falsches Gerücht, ein kleiner Reitertrupp hinreichend, alles in solche Verwirrung zu setzen, daß sich Niemand mehr bei den Fahnen einfand. Der Papst mußte sich nach anderer Hülfe umsehen. Pietro Strozzi führte ihm endlich die Truppen zu, die vor Siena gedient: er oberste Tivoli und Ostia in der That wieder und entfernte die nächste Gefahr.

Welch ein Krieg aber war dies!

Es ist zuweilen, als träten die Ideen, welche die Dinge bewegen, die geheimen Grundlagen des Lebens einander sichtbar gegenüber.

Alba hätte im Anfang Rom ohne viel Schwierigkeit erobern können; allein sein Oheim, Cardinal Giacomo, erinnerte ihn an das schlechte Ende, das Alle genommen, die an der bourbonischen Eroberung Theil gehabt. Als ein guter Katholik führte Alba den Krieg mit äußerster Zurückhaltung: er bekämpfte den Papst, aber ohne aufzuhören, ihn zu verehren: nur das Schwert will er ihm aus den Händen winden: nach dem Ruhme, zu den Eroberern von Rom gezählt zu werden, gelüstete ihn nicht. Seine Truppen klagten, es sei ein Rauch, ein Nebel, gegen den man sie ins Feld führe: er belästigte sie und sei nicht zu fassen, noch in seinem Ursprung zu dämpfen.

Und wer waren dagegen Die, welche den Papst gegen so gute Katholiken vertheidigten? Die Tauglichsten darunter waren die

Deutschen, alles Protestanten. Sie verspotteten die Heiligenbilder an den Landstraßen, in den Kirchen, verlachten die Messe, übertraten die Fasten und begingen hundert Dinge, von denen der Papst sonst ein jedes mit dem Tode bestraft haben würde. Ich finde selbst, daß Carl Caraffa mit dem großen protestantischen Parteigänger Markgraf Albrecht von Brandenburg einmal ein Verständniß angeknüpft hatte.

Stärker konnten die Gegensätze nicht hervortreten: in den Einen die strenge katholische Richtung, von der wenigstens der Heerführer durchdrungen ist — wie weit lagen ihm die bourbonischen Zeiten rückwärts! — in den Anderen die weltlichen Tendenzen des Papstthums, die auch Paul den IV, so sehr er sie an sich verdammen mag, dennoch ergriffen haben. So geschieht, daß seine Gläubigen ihn angreifen, die von ihm Abgefallenen ihn vertheidigen; aber jene bewähren auch bei dem Angriff ihre Unterwürfigkeit, diese, indem sie ihn beschützen, beweisen seinem Wesen Feindschaft und Wegwerfung.

Zu eigentlichen Kämpfe kam es aber erst dann, als endlich die französische Hülfsmacht — 10,000 Mann zu Fuß, eine minder zahlreiche, aber sehr stattliche Reiterei — an der anderen Seite der Alpen erschien. Die Franzosen hätten ihre Kräfte lieber gleich gegen Mailand versucht, das sie minder vertheidigt glaubten; aber sie mußten dem Impuls folgen, den ihnen die Caraffa's gegen Neapel gaben. Diese zweifelten nicht, in ihrem Vaterlande unzählige Anhänger zu finden: sie rechneten auf die Macht der Ausgewanderten, auf die Erhebung ihrer Partei, wo nicht in dem ganzen Königreiche, doch zunächst in den Abruzzen, dort um Aquila und Montorio, wo ihre väterlichen und mütterlichen Anherren immer einen großen Einfluß behauptet hatten.

Auf irgend eine Weise müssen sich die Triebe der Dinge Luft machen.

Zu häufig hatte sich die Opposition der päpstlichen Gewalt gegen das Uebergewicht der Spanier geregt, als daß sie nicht noch einmal hätte offen hervorbrechen sollen.

Der Papst und seine Nepoten waren zu dem Neufsersten entschlossen. Caraffa hat nicht allein die Protestanten um Hülfе er sucht, er hat Suleiman I den Antrag gemacht, er möge von seinen ungarischen Feldzügen abstehen, um sich mit aller Macht auf beide Sicilien zu werfen. Die Hülfе der Ungläubigen rief er auf gegen den katholischen König.

Am April 1557 überschritten die päpstlichen Truppen die neapoli-

tanische Grenze. Den grünen Donnerstag bezeichneten sie mit der Eroberung und grünelvollen Plünderung von Compli, das voll von eigenen und dahin geflüchteten Reichthümern vor. Hierauf ging auch Guise über den Tronto und belagerte Civitella.

Er fand jedoch das Königreich in guter Bereitschaft. Alba mußte wohl, daß keine Bewegung wider ihn entstehen werde, solange er der Mächtigste im Lande sei. In einem Parlament der Barone hatte er ein bedeutendes Donativ erlangt; die Königin Bona von Polen, von dem alten aragonischen Geschlechte, die vor kurzem mit vielen Reichthümern in ihrem Herzogthume Bari angekommen, von ganzem Herzen eine Feindin der Franzosen, unterstützte ihn mit einer halben Million Scudi; die geistlichen Einkünfte, die nach Rom hätten gehen sollen, zog er ein; selbst das Gold und Silber der Kirchen, die Glocken von Benevent nahm er in Anspruch. Alle neapolitanischen und so viel römische Grenzplätze, als er noch behauptete, hatte er dann auf das beste zu befestigen, ein stattliches Heer auf die alte Weise aus Deutschen, Spaniern und Italienern zusammenzubringen vermocht: auch neapolitanische Centurien unter der Anführung des Adels hatte er gebildet. Civitella ward von dem Grafen Santaflore tapfer vertheidigt: er hatte die Einwohner zu thätiger Theilnahme begeistert: selbst einen Sturm schlugen sie ab.

Während dergestalt das Königreich zusammenhielt und nichts als Ergebenheit gegen Philipp II blicken ließ, brachen dagegen unter den Angreifenden, zwischen Franzosen und Italienern, Guise und Montebello, lebhafteste Zwistigkeiten aus. Guise beklagte sich, daß der Papst den mit ihnen geschlossenen Vertrag nicht halte und es an der versprochenen Hülfе ermangeln lasse. Als der Herzog von Alba mit seinem Heere in den Abruzzen erschien — in der Mitte des Mai —, hielt es Guise für das Beste, die Belagerung aufzuheben und über den Tronto zurückzugehen. Der Krieg zog sich wieder auf das römische Gebiet.

Ein Krieg, in dem man vorrückte, zurückwich, Städte besetzte und wieder verließ, in dem es aber nur einmal zu einem ernstlichen Gefecht kam.

Marc Antonio Colonna bedrohte Palliano, das ihm der Papst entrißen hatte; Giulio Orsino machte sich auf, es mit Lebensmitteln und Truppen zu erfrischen. Es waren eben 3000 Schweizer unter einem Obersten von Unterwalden in Rom angelangt. Mit Freuden hatte sie der Papst empfangen, ihre Hauptleute mit goldenen Ketten und dem Rittersittel geschmückt; er hatte sie für die Legion von

Engeln erklärt, die ihm Gott zusende. Eben diese und einige italienischen Schaaren zu Fuß und zu Pferde führte Giulio Orsino an. Marc Antonio Colonna stellte sich ihm in den Weg. Es kam noch einmal zu einer Schlacht im Geiste der italienischen Kriege von 1494—1531. Päpstliche und kaiserliche Truppen, ein Colonna und ein Orsino. Den Schweizern stellten sich, wie sonst so oft, die deutschen Landsknechte unter ihren letzten namhaften Obersten, Caspar von Felz und Hans Walther, entgegen. Noch einmal schlugen die alten Gegner für eine Sache, die beide wenig anging: nichtsdestoweniger waren sie außerordentlich tapfer. Endlich warf sich Hans Walther, groß und stark wie ein Riese, gegen die Spanier, in die Mitte eines schweizerischen Fähnleins: mit dem Pistol in der einen und dem bloßen Schlachtschwert in der anderen Hand drang er gerade auf den Fahnen-träger ein: zugleich durch einen Schuß in die Seite und einen gewaltigen Hieb über den Kopf erlegte er denselben; die ganze Schaar stürzte nun auf ihn her; aber schon waren auch seine Landsknechte hinter ihm, um ihn zu beschützen. Die Schweizer wurden völlig gebrochen und geschlagen. Ihre Fahnen, auf denen in großen Buchstaben zu lesen war: „Vertheidiger des Glaubens und des heiligen Stuhles“, sanken in Staub; ihr Oberst brachte von seinen eifß Hauptleuten nur zwei nach Rom zurück.

Indessen man hier diesen kleinen Krieg führte, lagen an den niederländischen Grenzen die großen Heere einander gegenüber. Es erfolgte die Schlacht von Sanct-Quintin. Die Spanier trugen den vollkommensten Sieg davon. In Frankreich wunderte man sich nur, daß sie nicht geradezu auf Paris losgingen, welches sie hätten erobern können.

„Ich hoffe“, schrieb hierauf Heinrich II an Guise, „der Papst wird in meiner Noth eben so viel für mich thun, wie ich in der seinen für ihn gethan“. So wenig durfte Paul IV nun länger auf französische Hülfe zählen, daß die Franzosen vielmehr Beistand von ihm erwarteten. Guise erklärte, „keine Ketten seien vermögend, ihn länger in Italien zurückzuhalten“: er eilte mit seiner Mannschaft zu seinem bedrängten Fürsten zurück.

Hierauf rückten, wie es nicht mehr zu hindern stand, Spanier und Colonnenen aufs neue gegen Rom vor. Noch einmal sahen sich die Römer mit Eroberung und Plünderung bedroht. Ihre Lage war um so verzweifelter, da sie sich vor ihren Vertheidigern nicht viel weniger fürchteten, als vor ihren Feinden. Viele Nächte lang hielten sie alle Fenster hell, alle Straßen erleuchtet, und man sagt, daß ein

Trupp spanischer Völker, der einen Streifzug bis nahe an die Thore machte, hiedurch zurückgeschreckt worden sei; hauptsächlich aber suchten sie hiemit gegen die Gewaltthaten der päpstlichen Soldaten vorbereitet zu sein. Alles murrte: man wünschte dem Papste tausend Mal den Tod; man forderte, daß das spanische Heer durch eine förmliche Uebereinkunft eingelassen werden solle.

So weit ließ es Paul IV kommen. Erst als seine Unternehmung durchaus gescheitert, seine Verbündeten geschlagen, sein Staat zum großen Theil von den Feinden besetzt und seine Hauptstadt zum zweiten Male bedroht war, bequeme er sich zum Frieden.

Die Spanier schlossen ihn in dem Sinne, wie sie den Krieg geführt. Alle Schlösser und Städte der Kirchen gaben sie zurück; selbst für Balliano, das die Carassa's verloren, ward denselben eine Entschädigung versprochen. Alba kam nach Rom; in tiefer Ehrfurcht küßte er seinem Uebervundenen, dem geschworenen Feinde seiner Nation und seines Königs, den Fuß. Er hat gesagt, nie habe er eines Menschen Angesicht wie das des Papstes gefürchtet.

So vortheilhaft aber auch für die päpstliche Gewalt dieser Friede erscheint, so war er doch wider ihre bisherigen Bestrebungen entscheidend. Mit den Versuchen, sich des spanischen Uebergewichts zu entledigen, hatte es ein Ende: in dem alten Sinne ist es nie wieder zu einem solchen gekommen. In Mailand und Neapel hatte sich die Herrschaft der Spanier unerschütterlich gezeigt. Ihre Verbündeten waren stärker als je. Herzog Cosimo, den man aus Florenz verjagen wollen, hatte Siena dazu erworben und besaß nunmehr eine bedeutende selbständige Macht: durch die Rückgabe von Piacenza waren die Farnesen für Philipp II gewonnen: Marc Antonio Colonna hatte sich einen großen Namen gemacht und die alte Stellung seines Geschlechtes erneuert. Es blieb dem Papste nichts übrig, als sich in diese Lage der Dinge zu finden. Auch Paul IV mußte daran: man kann denken, wie schwer es ihm wurde. Philipp II ward einmal sein Freund genannt: „ja mein Freund“, fuhr er auf, „der mich belagert hielt, der meine Seele suchte!“ Anderen gegenüber verglich er ihn wohl einmal mit dem verlorenen Sohne des Evangeliums; aber im Kreise seiner Vertrauten rühmte er nur solche Päpste, welche französische Könige zu Kaisern zu machen beabsichtigt hatten. Sein Sinn war der alte; aber die Umstände engten ihn ein: er konnte nichts mehr hoffen, geschweige unternehmen: selbst beklagen durfte er sich nur insgeheim.

Sich den Folgen der vollzogenen Begebenheit widersetzen zu

wollen, ist jedoch allemal vergeblich. Auch auf Paul IV übte sie nach einiger Zeit eine Rückwirkung aus, welche, wie für seine Verwaltung, so für die Umwandlung dieses päpstlichen Wesens überhaupt von der größten Wichtigkeit ist.

Sein Nepotismus beruhte nicht auf der Selbstsucht und Familienneigung früherer Päpste: er begünstigte seine Nepoten, weil sie seine Richtung gegen Spanien unterstützten; er betrachtete sie als seine natürlichen Gehülfen in diesem Kampfe. Daß es nun mit demselben zu Ende gegangen, machte ihm auch die Nepoten unnütz. Glückliche Erfolge gehören zu jeder ausgezeichneten, am meisten zu einer nicht ganz gefehmähigen Stellung. Cardinal Caraffa übernahm noch, vornehmlich im Interesse seines Hauses, um jene Entschädigung für Paliano festzusetzen, eine Gesandtschaft an König Philipp. Seit er auch von dieser zurückgekommen war, ohne eben viel ausgerichtet zu haben, sah man den Papst kälter und kälter gegen ihn werden. Bald war es dem Cardinal nicht mehr möglich, die Umgebung seines Oheims zu beherrschen und, wie er bisher gethan, nur den ergebensten Freunden den Zutritt zu gestatten. Auch ungünstige Stimmen kamen dem Papste zu Ohren und mochten die widrigen Eindrücke früherer Zeiten wieder erwecken. Der Cardinal erkrankte einmal; der Papst besuchte ihn unerwartet; er fand ein paar Leute von dem schlechtesten Kufe bei ihm. „Die Alten sind mißtrauisch“, sagte er, „ich bin da Dinge gewahr worden, die mir ein weites Feld eröffneten.“ Wir sehen, es bedurfte nur einen Anlaß, um einen Sturm in ihm zu erregen. Ein übrigens unbedeutendes Ereigniß bot einen solchen dar. In der Neujahrsnacht 1559 war ein Tumult auf der Straße vorgefallen, bei dem auch ein junger Cardinal, jener Liebling Julius' III, Cardinal Monte, den Degen gezogen hatte. Der Papst erfuhr es gleich am Morgen: er empfand es tief, als sein Neffe ihm kein Wort davon sagte; er wartete ein paar Tage: endlich sprach er seinen Verdruß aus. Der Hof, ohnehin ungeduldig, eine Veränderung zu erleben, ergriff dieses Zeichen der Ungunst mit Begierde. Der florentinische Gesandte, der tausend Kränkungen von den Caraffa's erfahren hatte, drang jetzt zu dem Papst hindurch und brachte die bittersten Beschwerden vor. Die Marchesa della Valle, eine Verwandte, der man auch nie freien Zutritt gestatten wollen, fand Mittel, einen Zettel in das Brevier des Papstes legen zu lassen, auf dem einige Mißthaten der Nepoten verzeichnet waren: „wünsche S. Heiligkeit noch nähere Aufklärung, so möge sie ihren Namen unterschreiben“; Paul unterschrieb, und die Aufklärungen werden nicht gemangelt haben. Dergestalt,

bereits mit Unwillen und Mißvergügen erfüllt, ging der Papst am 9ten Januar in die Versammlung der Inquisition. Er kam auf jenen nächtlichen Tumult zu sprechen, schalt heftig auf den Cardinal Monte, drohte, ihn zu bestrafen, und donnerte immer: Reform, Reform! Die sonst so schweigsamen Cardinäle hatten jetzt Muth bekommen. „Heiliger Vater“, unterbrach ihn Cardinal Pacheco, „die Reform müssen wir bei uns selber anfangen.“ Der Papst verstummte. Das Wort traf sein Herz: die in ihm gährenden, sich bildenden Ueberzeugungen brachte es ihm zum Bewußtsein. Er ließ die Sache des Monte unbeendet: in verzehrendem Ingrimm ging er auf sein Wohnzimmer: nur seiner Nepoten gedachte er noch. Nachdem er gleich im voraus befohlen, auf des Cardinals Caraffa Anordnung nichts mehr auszuführen, ließ er demselben seine Papiere abfordern: Cardinal Vitellozo Vitelli, der in dem Kufe stand, die Geheimnisse Caraffa's zu kennen, mußte schwören, alles entdecken zu wollen, was er davon wisse; Camillo Orfino ward zu dem nämlichen Zweck von seinem Landgut hereinbeschieden; die strenge Partei, die lange dem Treiben der Nepoten mit Unmuth zugeesehen, erhob sich jetzt; der alte Theatiner, Don Giuremia, den man für heilig hielt, war Stunden lang in den päpstlichen Gemächern: der Papst erfuhr Dinge, die er nie geahnt hatte, die ihm Entsetzen und Grauen erregten. Er gerieth in die größte Bewegung; er mochte weder essen noch schlafen; zehn Tage lang war er in Fieber und Krankheit: merkwürdig auf immer, ein Papst, der sich mit innerer Gewaltthatigkeit von der Neigung zu seinen Anverwandten losriß; endlich war er entschlossen. Am 27ten Januar berief er ein Consistorium; mit leidenschaftlicher Bewegung stellte er das schlechte Leben seiner Neffen vor: er rief Gott und Welt und Menschen zu Zeugen an, daß er nie darum gewußt, daß er immer betrogen worden. Er sprach ihnen ihre Aemter ab und verwies sie sammt ihren Familien nach verschiedenen entfernten Ortschaften. Die Mutter der Nepoten, 70 Jahre alt, von Krankheiten gebeugt, persönlich ohne Schuld, warf sich ihm zu Füßen, als er in den Palaß ging: mit scharfen Worten schritt er vorüber. Eben kam die junge Marchesa Montebello aus Neapel; sie fand ihren Palaß verschlossen; in keinem Wirthshause wollte man sie aufnehmen; in der regnerischen Nacht fuhr sie von einem zu dem anderen, bis ihr endlich ein entfernt wohnender Gastwirth, dem man keine Befehle zukommen lassen, noch einmal Herberge gab. Vergebens erbot sich Cardinal Caraffa, sich ins Gefängniß zu stellen und Rechenenschaft abzulegen. Die Schweizergarde bekam Befehl, nicht allein ihn, sondern alle, die irgend

in seinem Dienst gewesen, zurückzuweisen. Nur eine einzige Ausnahme machte der Papst. Den Sohn Montorio's, den er liebte, den er schon in seinem achtzehnten Jahre zum Cardinal ernannt, behielt er bei sich und betete mit ihm seine Horen. Aber niemals durfte der junge Mensch der Verwiesenen erwähnen, wie viel weniger eine Fürbitte für sie wagen! Er durfte selbst mit seinem Vater keine Gemeinschaft haben; das Unglück, das sein Haus erlitten, ergriff ihn darum nur um so tiefer: was ihm nicht in Worten auszudrücken erlaubt wurde, stellte sich in seinem Gesicht, in seiner Gestalt dar.

Und sollte man nicht glauben, daß diese Ereignisse auch auf die Stimmung des Papstes zurückwirken würden?

Es war, als wäre ihm nichts geschehen. Gleich damals, als er in dem Consistorium mit gewaltiger Beredsamkeit die Sentenz gesprochen, als die meisten Cardinäle von Erstaunen und Schrecken gefesselt worden, schien er seinerseits nichts zu empfinden; er ging ohne weiteres zu anderen Geschäften über. Die fremden Gesandten waren verwundert, wenn sie seine Haltung beobachteten. „In so plötzlichen durchgreifenden Veränderungen“, sagt man von ihm, „in der Mitte von lauter neuen Ministern und Dienern hält er sich standhaft, hartnäckig, unangefochten: Mitleid fühlt er nicht; er scheint keine Erinnerung an die Seinen übrig behalten zu haben.“ Einer ganz anderen Leidenschaft überließ er sich nunmehr.

Gewiß, auf immer bedeutend ist diese Umwandlung. Der Haß gegen die Spanier, die Idee, der Befreier Italiens werden zu können, hatten auch Paul den IV zu weltlichen Bestrebungen fortgerissen, Begabung der Nepoten mit kirchlichen Landschaften, Erhebung eines Soldaten zur Verwaltung selbst der geistlichen Geschäfte, Feindseligkeiten, Blutvergießen. Die Ereignisse zwangen ihn, diese Idee aufzugeben, jenen Haß zu unterdrücken; damit öffneten sich ihm allmählich auch die Augen für das tadelnswerthe Verhalten seiner Angehörigen: mit heftiger Gerechtigkeit, in innerem Kampf entledigte er sich ihrer; von Stunde an lehrte er dann zu seinen alten reformatorischen Absichten zurück: er fing an, zu regieren, wie man gleich anfangs von ihm vermuthet hatte: mit gleicher Leidenschaft, wie bisher Feindseligkeiten und Krieg, trieb er nun die Reform des Staates und hauptsächlich der Kirche.

Die weltlichen Geschäfte wurden von oben bis unten anderen Händen anvertraut. Die bisherigen Podesta's und Governatoren verloren ihre Stellen: wie dies geschah, war doch zuweilen auch sehr eigenthümlich. In Perugia erschien der neuernannte Governator bei

Nacht: ohne den Tag abzuwarten, ließ er die Anzianen zusammenrufen: in ihrer Mitte zog er seine Beglaubigung hervor und befahl ihnen, den bisherigen Governator, der mit zugegen war, unverzüglich gefangenzunehmen. Seit undenklichen Zeiten war nun Paul IV der erste Papst, der ohne Nepoten regierte. An ihre Stelle traten Cardinal Carpi und Camillo Orsino, die schon unter Paul III so viel vermocht. Mit den Personen ward dann auch Sinn und Weise der Regierung verändert. Nicht unbedeutende Summen wurden erspart und an den Steuern erlassen; es wurde ein Kasten aufgestellt, in den Jedermann seine Beschwerden werfen konnte, zu dem der Papst allein den Schlüssel hatte; täglichen Bericht erstattete der Governator; mit größerer Sorgfalt und Rücksicht und ohne die alten Mißbräuche ging man zu Werke.

Hatte der Papst auch unter den bisherigen Bewegungen die Reform der Kirche niemals aus den Augen verloren, so widmete er sich ihr doch nun mit vollerm Eifer und freierem Herzen. In den Kirchen führte er eine strengere Disciplin ein: er verbot alles Betteln, selbst das Almosen sammeln der Geistlichen für die Messe; er entfernte die anstößigen Bilder: man hat eine Medaille auf ihn geschlagen mit dem geißelnden Christus, der den Tempel säubert. Die ausgestreuten Mönche verjagte er aus Stadt und Staat. Den Hof nöthigte er, die Fasten ordentlich zu halten und Ostern mit dem Abendmahl zu feiern. Mußten doch die Cardinäle zuweilen predigen! Er selbst predigte. Viele Mißbräuche, welche Gewinn brachten, suchte er abzustellen. Von Ehedispensen und ihrem Ertrage wollte er nichts mehr wissen. Eine Menge Stellen, welche bisher immer verkauft worden, auch die Chiericati di Camera, wollte er ins künftige nur nach dem Verdienste der Person vertheilen. Wie viel mehr sah er auf Würdigkeit und kirchliche Gesinnung bei der Verleihung kirchlicher Aemter! Jene Reccessen, wie sie noch immer gebräuchlich waren, so daß Einer die Pflichten verwaltete und ein Anderer den besten Ertrag der Güter genoß, duldete er nicht länger. Auch hegte er die Absicht, den Bischöfen viele von den ihnen entzogenen Rechten zurückzugeben; die Stierigkeit, mit der man alles nach Rom gezogen, fand er sehr tadelnswürdig.

Nicht allein abschaffend, negativ verhielt er sich; er suchte auch den Gottesdienst mit größerem Pomp zu umgeben: das Bekleiden der sizilianischen Kapelle, die feierliche Darstellung des Grabmals schreiben sich von ihm her. Es giebt ein Ideal des modern-katholischen

Gottesdienstes, voll Würde, Devotion und Pracht, das auch ihm vorschwebte.

Keinen Tag, wie er sich rühmte, ließ er vorübergehen, ohne einen auf die Wiederherstellung der Kirche zu ihrer ursprünglichen Reinheit bezüglichen Erlass bekannt zu machen. In vielen seiner Decrete erkennt man die Grundzüge zu den Anordnungen, denen bald nachher das tridentinische Concilium seine Sanction gab.

Wie man erwarten kann, zeigte er auch in dieser Richtung die ganze Unbeugsamkeit, die ihm von Natur eigen war.

Vor allen anderen Instituten begünstigte er die Inquisition, die er ja selbst hergestellt hatte. Oft ließ er die Tage vorübergehen, die für Segnatura und Consistorium bestimmt waren, niemals aber den Donnerstag, an welchem sich die Congregation der Inquisition vor ihm versammelte. Auf das schärfste wollte er diese gehandhabt wissen. Er unterwarf ihr noch neue Verbrechen; er gab ihr das grausame Recht, auch zur Ermittlung der Mitschuldigen die Tortur anzuwenden. Bei ihm galt kein Ansehen der Person: die vornehmsten Barone zog er vor dies Gericht. Cardinäle, wie Morone und Foscherari, die früherhin selbst waren gebraucht worden, um den Inhalt bedeutender Bücher, z. B. der geistlichen Uebungen des Ignatius, zu prüfen, ließ er jetzt, weil ihm Zweifel an ihrer eigenen Rechtgläubigkeit aufgefliegen, ins Gefängniß werfen. Das Fest San Domenico richtete er zu Ehren dieses großen Inquisitors ein.

Und so bekam die geistlich-strenge, restauratorische Richtung des Papstthums das Uebergewicht.

Paul IV schien fast vergessen zu haben, daß er je eine andere gehegt; das Andenken an die verfloffenen Zeiten war in ihm erloschen. Er lebte und webte in seinen Reformen, in seiner Inquisition, gab Gesetze, nahm gefangen, excommunicirte und hielt Auto da Fe's. Endlich, wie ihn eine Krankheit, keine andere, als die auch einem Jüngeren den Tod hätte bringen können, niederwirft, beruft er die Cardinäle noch einmal, empfiehlt seine Seele ihrem Gebet, ihrer Sorgfalt den heiligen Stuhl und die Inquisition; noch einmal will er sich zusammenehmen und aufrichten. Da versagen ihm die Kräfte: er sinkt hin und stirbt (18. August 1559).

Darin wenigstens sind diese entschiedenen, leidenschaftlichen Menschen glücklicher als das schwächere Geschlecht: ihre Sinnesweise verblendet sie; aber sie stählt sie auch und macht sie in sich selber unüberwindlich.

Nicht so geschwind jedoch, wie der Papst selbst, vergaß das Volk,

was es unter ihm gelitten. Es konnte ihm den Krieg nicht vergeben, den er über Rom gebracht; daß er die Nepoten entfernt, die man allerdings haßte, war noch nicht genug für die Menge. Bei seinem Tode versammelten sich die Cinen auf dem Capitol und beschloffen, weil er sich um die Stadt und den Erdrkreis übel verdient gemacht, seine Denkmale zu vernichten. Andere plünderten das Gebäude der Inquisition, legten Feuer an und mißhandelten die Diener des Gerichts. Auch das Dominicanerkloster bei der Minerva wollte man mit Gewalt abbrennen. Die Colonna, Orsini, Cesarini, Massimi, alle von Paul IV tödtlich beleidigt, nahmen Theil an diesen Tumulten. Die Bildsäule, die man dem Papst errichtet, ward von ihrem Postament gerissen, zerschlagen und der Kopf derselben mit der dreifachen Krone durch die Straßen geschleift.

Wie glücklich aber wäre das Papstthum zu preisen gewesen, hätte es keine andere Reaction gegen die Unternehmungen Pauls IV erfahren!

Bemerkung über den Fortgang des Protestantismus während dieser Regierung.

Wir sahen, wie jene frühere Entzweiung des Papstthums mit der kaiserlichen, der spanischen Macht, vielleicht mehr als jedes andere äußere Ereigniß zur Gründung des Protestantismus in Deutschland beitrug. Dennoch hatte man eine zweite nicht vermieden, die nun noch umfassendere Wirkungen in größeren Krisen entwickelte.

Als ihren ersten Moment können wir jene Abberufung der päpstlichen Truppen von dem kaiserlichen Heere, die Translation des Conciliums betrachten. Gleich da erschien auch ihre Bedeutung. Der Unterdrückung der Protestanten hat nichts ein so wesentliches Hinderniß in den Weg gelegt als das Thun und Lassen Pauls III in jenem Zeitpunkt.

Ihre welthistorischen Erfolge hatten aber die Maßregeln dieses Papstes erst nach seinem Tode. Die Verbindung mit Frankreich, in die er seine Nepoten brachte, veranlaßte einen allgemeinen Krieg, — einen Krieg, in welchem nicht allein die deutschen Protestanten einen ewig denkwürdigen Sieg erkämpften, durch den sie vor Concilium, Kaiser und Papst auf immer gesichert wurden, sondern in welchem auch, schon unmittelbar durch die deutschen Soldaten, die zu beiden Seiten fochten, und von dem Kriegsgetümmel, das keine strenge

Aufsicht gestattete, begünstigt, die neuen Meinungen in Frankreich und den Niederlanden gewaltig vordrangen.

Paul IV bestieg den römischen Stuhl. Er hätte diesen Gang der Dinge ins Auge fassen und vor allem den Frieden herstellen sollen; aber mit blinder Leidenschaft stürzte er sich in die Bewegung. Und so mußte ihm, dem heftigsten Zeloten, begegnen, daß er selber die Ausbreitung des Protestantismus, den er haßte, verabscheute und verfolgte, mehr als vielleicht irgend einer seiner Vorgänger beförderte.

Erinnern wir uns nur seiner Einwirkung auf England.

Der erste Sieg der neuen Meinungen in diesem Lande war lange nicht vollkommen: es bedurfte nur eines Rücktrittes der Staatsgewalt, nichts weiter brauchte es noch als eine katholische Königin, um das Parlament zu einer neuen Unterwerfung der Kirche unter den Papst zu bestimmen. Aber freilich mußte dieser nun mit Mäßigung verfahren: den aus den Neuerungen hervorgegangenen Zuständen durfte er nicht geradezu den Krieg machen. Wohl sah das Julius III ein. Gleich der erste päpstliche Abgeordnete bemerkte, wie wirksam das Interesse der eingezogenen geistlichen Güter war: Julius faßte den großartigen Entschluß, nicht auf ihre Rückgabe zu dringen. In der That durfte der Legat England nicht früher betreten, als bis er hierüber genügende Versicherungen geben konnte. Sie bildeten die Grundlage seiner ganzen Wirksamkeit. Nun aber hatte er auch den größten Succes. Es war Reginald Poole, den wir kennen, unter allen damals lebenden Menschen wohl derjenige, der sich am meisten eignete, für die Herstellung des Katholicismus in England zu arbeiten: über allen Verdacht unlauterer Absichten erhaben, verständig, gemäßigt, als ein Eingeborner von hohem Rang bei Königin, Adel und Volk gleich angesehen. Ueber alles Erwarten ging das Unternehmen von statten. Pauls IV Thronbesteigung war mit der Ankunft englischer Gesandten bezeichnet, die ihn der Obedienz dieses Landes versicherten.

Paul IV hatte sie nicht zu erwerben, nur zu behaupten. Betrachteten wir, welche Maßregeln er in dieser Lage ergriff.

Er erklärte die Zurückgabe der geistlichen Güter für eine unerlässliche Pflicht, deren Hintansetzung die Strafe der ewigen Verdammniß nach sich ziehe; er vermaß sich auch, den Peterspfennig wieder einsammeln zu lassen. — Aber überdies, konnte etwas ungeeigneter sein für die Vollendung der Reduction, als daß er den Fürsten, der doch zugleich König von England war, Philipp II, so leidenschaftlich befehlete? An der Schlacht von Sanct-Quintin, die auch für Italien so wichtig wurde, nahmen englische Kriegsvölker Theil. —

Endlich, den Cardinal Poole, den er nun einmal nicht leiden konnte, verfolgte er, beraubte ihn der Legatenwürde, die nie ein Anderer zu größerem Vortheile des h. Stuhles verwaltet hatte, und setzte einen ungeschickten, von den Jahren gebeugten, aber in seinen Meinungen heftigeren Mönch an die Stelle desselben. Wäre es die Aufgabe Pauls IV gewesen, das Werk der Wiederherstellung zu hintertreiben, so hätte er sich nicht anders betragen können.

Kein Wunder, wenn nun nach dem unerwartet frühen Tode sowohl der Königin als des Legaten die entgegengesetzten Tendenzen sich aufs neue gewaltig erhoben. Die Verfolgungen, welche von Poole verdammt, aber von den starrsinnigen Gegnern desselben gebilligt worden waren, trugen unendlich dazu bei.

Jedoch auch dann ward die Frage dem Papste noch einmal vorgelegt. Sie forderte um so bedächtigere Erwägung, da sie ohne Zweifel Schottland mitbegriff. Auch hier waren die religiösen Parteien in heftigem Kampf mit einander: wie die Sache sich in England festsetzte, danach mußte sich auch die Zukunft Schottlands bestimmen.

Wie wichtig war es nun, daß Elisabeth in ihren Anfängen sich keineswegs völlig protestantisch zeigte, daß sie dem Papst ihre Thronbesteigung notificiren ließ! Ueber eine Vermählung Philipps II mit ihr ward wenigstens unterhandelt, und sie war der damaligen Welt sehr wahrscheinlich. Man sollte glauben, nichts habe einem Papst erwünschter sein können.

Aber Paul IV kannte keine Mäßigung. Dem Gesandten der Elisabeth gab er eine zurückschreckende, schüde Antwort. „Sie müsse“, sagte er, „vor allem ihre Ansprüche seinem Urtheil überlassen.“

Man glaube nicht, daß ihn die Consequenz des apostolischen Stuhles allein hiezu bewogen. Es gab noch einige anderen Motive. Die Franzosen wünschten aus Staatskeifersucht jene Vermählung zu hintertreiben. Sie wußten sich der Frommen, der Theatiner, zu bedienen, um dem alten Papste vorstellen zu lassen, Elisabeth sei doch im Herzen protestantisch, und jene Vermählung werde nie etwas Gutes stiften. Das größte Interesse hiebei hatten die Guisen. Wenn Elisabeth von dem päpstlichen Stuhle verworfen ward, so bekam die Tochter ihrer Schwester, Maria Stuart, Dauphine von Frankreich, Königin von Schottland, die nächsten Ansprüche auf England: die Guisen durften hoffen, in deren Namen über alle drei Reiche zu gebieten. In der That nahm diese Fürstin die englischen Wappen an; sie unterzeichnete ihre Edicte bereits nach den Jahren ihrer Regierung in England und Irland; man machte Kriegsanstalten in den schottischen Häfen.

Hätte Elisabeth nicht von selbst dahin geneigt, so wäre sie durch die Umstände genöthigt gewesen, sich in den Protestantismus zu werfen. Sie that es auf das entschlossenste. Es gelang ihr, ein Parlament mit einer protestantischen Majorität zu Stande zu bringen, durch welches in wenigen Monaten alle Veränderungen getroffen wurden, die den Charakter der englischen Kirche wesentlich ausmachen.

Von dieser Wendung der Dinge ward dann auch Schottland mit Nothwendigkeit betroffen. Den Fortschritten der katholisch-französischen Partei setzte sich hier eine nationale, protestantische entgegen. Elisabeth zauderte nicht, sich mit der letzten zu verbinden. Hat doch der spanische Botschafter selbst sie darin bestärkt! Der Bund von Berwick, den sie mit der schottischen Opposition schloß, gab dieser das Uebergewicht. Noch ehe Maria Stuart ihr Königreich betrat, mußte sie nicht allein auf den Titel von England verzichten, sondern auch die Beschlüsse eines im protestantischen Sinne versammelten Parlaments bestätigen, Beschlüsse, von denen einer die Messe bei Todesstrafe abschaffte.

Und so war es zum guten Theil eine Reaction gegen die von dem Papste begünstigten französischen Ansprüche, was den Sieg des Protestantismus in Großbritannien auf immer feststellte.

Nicht etwa, als ob die inneren Antriebe der Protestantisch-gesinnten von diesen politischen Bewegungen abgehangen hätten: sie hatten eine bei weitem tiefere Begründung; aber in der Regel trafen die den Ausbruch, Fortgang und die Entscheidung des Kampfes herbeiführenden Momente mit den politischen Verwickelungen genau zusammen.

Selbst auf Deutschland hatte eine Maßregel Pauls IV noch einmal vielen Einfluß. Daß er sich in alter Abneigung gegen das Haus Oestreich der Uebertragung der kaiserlichen Krone widersetzte, nöthigte Ferdinand den I, auf die Erhaltung seiner Freundschaft mit protestantischen Verbündeten noch mehr Rücksicht zu nehmen als bisher. Seitdem war es eine Vereinigung der gemäßigten Fürsten von beiden Seiten, welche Deutschland leitete, unter deren Einflusse sich zunächst der Uebergang niederdeutscher Stifter an protestantische Verwaltungen vollzog.

Es schien, als sollte das Papstthum keinen Nachtheil erfahren, ohne durch seine politischen Bestrebungen auf eine oder die andere Weise selbst dazu beigetragen zu haben.

Ueberblicken wir aber in diesem Moment einmal von der Höhe von Rom aus die Welt, wie ungeheuer waren die Verluste, welche das katholische Bekenntniß erlitten hatte! Scandinavien und Britan-

nien abgefallen: Deutschland fast durchaus protestantisch: Polen und Ungarn in starker Gährung: Genf für den Westen und die romanische Welt ein so bedeutender Mittelpunkt wie Wittenberg für den Osten und die germanischen Völker: schon erhob sich, wie in den Niederlanden, so in Frankreich eine Partei unter den Fahnen des Protestantismus.

Nur eine Hoffnung hatte der katholische Glaube noch. In Spanien und Italien waren die Regungen abweichender Lehren gedämpft und unterdrückt worden: eine restaurirende, streng kirchliche Meinung hatte sich erhoben. So nachtheilig auch die Staatsverwaltung Pauls IV übrigens war, so hatte sie doch zuletzt dieser Richtung auch am Hofe und im Palast das Uebergewicht verschafft. Die Frage war, ob sie sich hier ferner erhalten, ob sie dann die katholische Welt noch einmal zu durchdringen und zu vereinigen vermögen würde.

Pius IV.

Man erzählt, einst bei einem Gastmahl von Cardinälen habe Alessandro Farnese einem Knaben, der zur Pyra zu improvisiren verstand, einen Kranz gegeben, um ihn demjenigen von ihnen zu überreichen, der einmal Papst werden würde. Der Knabe, Silvio Antonio, später ein namhafter Mann und selber Cardinal, sei augenblicklich zu Johann Angelo Medici herangetreten, und das Lob desselben anstimmend, habe er ihm den Kranz gewidmet. Dieser Medici ward Pauls Nachfolger, Pius IV.

Er war von geringer Herkunft. Erst sein Vater Bernardin war nach Mailand gezogen und hatte sich durch Staatspachtungen ein kleines Vermögen erworben. Die Söhne mußten sich jedoch noch ziemlich ärmlich behelfen: der eine, Giangiacomo, der sich dem Soldatenstande widmete, nahm anfangs Dienste bei einem Edelmann; der andere, eben unser Johann Angelo, studirte, aber unter sehr beschränkten Verhältnissen. Ihr Glück hatte folgenden Ursprung. Giangiacomo, verwegen und unternehmend von Natur, ließ sich von den damaligen Gewalthabern in Mailand brauchen, einen ihrer Gegner, einen Biscconti, Monsignorin genannt, auf die Seite zu schaffen. Kaum war aber der Mord vollbracht, so wollten die, welche ihn veranstaltet, sich auch des Werkzeuges entledigen und schickten den jungen Mann nach dem Schloße Mus, am Comer-See, mit einem Schreiben an den Castellan, worin sie diesem auftrugen, den Ueberbringer zu tödten. Giangiacomo schöpfte Verdacht, öffnete den Brief, sah, was man ihm

vorbereitet hatte, und war sofort entschlossen. Er wählte sich einige zuverlässigen Begleiter; durch den Brief verschaffte er sich Eingang; es gelang ihm, sich des Schlosses zu bemächtigen. Seitdem betrug er sich hier als ein unabhängiger Fürst: Mailänder, Schweizer und Venezianer hielt er von diesem festen Punkt aus in unaufhörlicher Bewegung; endlich nahm er das weiße Kreuz und trat in kaiserliche Dienste. Er ward zum Marschese von Marignano erhoben; er diente als Chef der Artillerie im Kriege gegen die Lutheraner und führte das kaiserliche Heer vor Siena an. Eben so klug wie verwegen, glücklich in allen seinen Unternehmungen, ohne Erbarmen: wie manchen Bauer, der Lebensmittel nach Siena schaffen wollte, hat er selbst mit seinem eisernen Stab erschlagen; es war weit und breit kein Baum, an dem er nicht Einen hatte aufhängen lassen; man zählte 5000, die er umbringen ließ. Er eroberte Siena und gründete ein angesehenes Haus.

Mit ihm war nun auch sein Bruder Johann Angelo emporgekommen. Er wurde Doctor und erwarb sich Ruf als Jurist; dann kaufte er sich zu Rom ein Amt; er genoß bereits das Vertrauen Pauls III, als der Marschese eine Orsina heirathete, die Schwester der Gemahlin Peter Ludwig Farnese's. Hierauf wurde er Cardinal. Seitdem finden wir ihn mit der Verwaltung päpstlicher Städte, der Leitung politischer Unterhandlungen, mehr als einmal mit dem Commissariat päpstlicher Heere beauftragt. Er zeigte sich gewandt, klug und gutmüthig. Nur Paul IV konnte ihn nicht leiden und fuhr einst in dem Consistorium heftig auf ihn los. Medici hielt es für das Beste, Rom zu verlassen. Bald in den Bädern zu Pisa, bald in Mailand, wo er viel baute, hatte er sich durch literarische Beschäftigungen und eine glänzende Wohlthätigkeit, die ihm den Namen eines Vaters der Armen verschaffte, sein Exil zu erleichtern gewußt. Vielleicht daß gerade der Gegensatz, in dem er sich zu Paul IV befunden, jetzt das Meiste zu seiner Wahl beitrug.

Auffallender als sonst war dieser Gegensatz.

Paul IV ein vornehmer Neapolitaner von der anti-österreichischen Faction, zelotisch, Mönch und Inquisitor: Pius IV ein mailändischer Emporkömmling, durch seinen Bruder und einige deutschen Verwandten eng an das Haus Oestreich geknüpft, Jurist, lebenslustig und weltlich gestimmt. Paul IV hatte sich unzugänglich gehalten; in seiner geringsten Handlung wollte er Würde und Majestät zeigen: Pius war lauter Güte und Herablassung. Täglich sah man ihn zu Pferde oder zu Fuß auf der Straße, fast ohne Begleitung; er redete leutselig mit Jedermann. Wir lernen ihn aus den venezianischen Depeschen

kennen. Die Gesandten treffen ihn, indem er in einem kühlen Saale schreibt und arbeitet: er steht auf und geht mit ihnen auf und ab; oder indem er sich nach dem Belvedere begeben will: er setzt sich, ohne den Stock aus der Hand zu legen, hört ihr Vorbringen ohne weiteres an und macht dann in ihrer Begleitung seinen Weg. Geht er nun mit ihnen vertraulich um, so wünscht auch er mit Gewandtheit und Rücksicht behandelt zu sein. Die geschickteste Musikant, die ihm zuweilen die Venezianer vorschlagen, macht ihm Vergnügen: lächelnd lobt er sie; so gut östreichisch er gestimmt ist, so verdrießen ihn doch die unbeugsamen und gebieterischen Manieren des spanischen Botschafters Vargas. Ungern läßt er sich mit Einzelheiten überhäufen: sie ermüden ihn leicht; aber wenn man bei dem Allgemeinen, dem Wichtigem stehen bleibt, findet man ihn immer wohlgelaunt und leicht zu behandeln. Er ergiebt sich dann in tausend traulichen Versicherungen, wie er die Bösen von Herzen hasse, von Natur die Gerechtigkeit liebe, Niemanden in seiner Freiheit verlegen, Jedermann Güte und Freundlichkeit beweisen wolle; besonders aber denke er für die Kirche aus allen seinen Kräften zu wirken: er hoffe zu Gott, er werde etwas Gutes vollbringen. Man wird sich ihn lebhaft gegenwärtigen können: einen wohlbeleibten alten Mann, der indeß noch rührig genug ist, vor Sonnenaufgang auf seinem Landhause anzukommen, mit heiterem Gesicht und munterem Auge; Gespräch, Tafel und Scherz vergnügen ihn; von einer Krankheit wiederhergestellt, die man für gefährlich gehalten hat, setzte er sich sogleich zu Pferde, reitet nach der Behausung, die er als Cardinal bewohnte, schreitet rüstig Treppe auf Treppe ab: „nein, nein!“ ruft er, „wir wollen noch nicht sterben.“

War nun aber auch ein solcher Papst, so lebenslustig und weltlich gestimmt, dazu geeignet, die Kirche in der schwierigen Lage, in der sie sich befand, zu verwalten? Mußte man nicht fürchten, er werde von der kaum in den letzten Zeiten seines Vorgängers eingeschlagenen Richtung wieder abweichen? Seine Natur, ich will es nicht leugnen, mag dahin geneigt haben; doch geschah es nicht.

Er für seine Person hatte kein Wohlgefallen an der Inquisition: er tadelte die mönchische Härte des Verfahrens; selten oder nie besuchte er die Congregation; aber sie anzutasten, wagte er auch nicht: er erklärte, er verstehe nichts davon; er sei nicht einmal Theologe: er ließ ihr die ganze Gewalt, die sie unter Paul IV bekommen.

An den Nepoten dieses Papstes statuirte er ein furchtbares Exempel. Die Excesse, die der Herzog von Palliano auch nach seinem

Falle beging — er brachte aus Eifersucht seine eigene Frau um — machten den Feinden der Caraffen, die nach Rache dürsteten, leichtes Spiel. Es ward ein peinlicher Proceß gegen sie eingeleitet: der abscheulichsten Verbrechen, Räubereien, Mordthaten, Verfälschungen und überdies einer sehr eigenmächtigen Staatsverwaltung, fortwährenden Betruges jenes armen alten Paul IV wurden sie angeklagt. Wir haben ihre Verantwortung: sie ist gar nicht ohne Schein von Rechtfertigung abgefaßt. Aber ihre Ankläger behielten das Uebergewicht. Nachdem der Papst sich eines Tages von früh bis gegen Abend in dem Consistorium die Acten hatte vorlesen lassen, sprach er das Todesurtheil über sie, den Cardinal, den Herzog von Palliano und zwei ihrer nächsten Verwandten, den Grafen Misse und Leonardo di Cardine. Montebello und einige Anderen waren entflohen. Der Cardinal hatte vielleicht Verweisung, niemals hatte er die Todesstrafe erwartet. Als sie ihm angekündigt wurde — eines Morgens, er lag noch zu Bett —, als ihm jeder Zweifel benommen war, verhüllte er sich einige Augenblicke in die Decke; dann, indem er sich erhob, schlug er die Hände zusammen und rief jenes schmerzliche Wort aus, das man in Italien in bezweifelten Fällen hört: „Wohlan, Geduld!“ Man gestattete ihm seinen gewohnten Beichtvater nicht; dem, welchen man schickte, hatte er, wie sich leicht begreift, viel zu sagen, und es dauerte etwas lange. „Monsignore, macht ein Ende“, rief der Polizeibeamte, „wir haben noch andere Geschäfte!“

So kamen diese Nepoten um. Es sind die letzten, die nach unabhängigen Fürstenthümern getrachtet und um politischer Zwecke willen große Weltbewegungen hervorgerufen haben. — Seit Sixtus IV begegnen wir ihnen: Hieronimo Riario, Cesar Borgia, Lorenzo Medici, Pierluigi Farnese; die Caraffa's sind die letzten. Es haben sich später andere Nepotensfamilien gebildet, doch in einem ganz anderen Sinne. In dem bisherigen hat es keine weiter gegeben.

Wie hätte auch namentlich Pius IV nach einer so gewaltsamen Execution daran denken können, den seinigen eine Gewalt zu verstaten, wie die gewesen, die er an den Caraffen so unerbittlich heimgesucht hatte! Ohnehin, als ein von Natur lebhaft regsamer Mann, wollte er selber regieren: die wichtigsten Geschäfte entschied er nur nach eigenem Ermessen; an ihm tadelte man eher, daß er sich zu wenig nach fremdem Beistand umsehe. Dazu kam, daß von seinen Neffen derjenige, welchen zu befördern er hätte in Versuchung kommen können, Friedrich Borromeo, in frühen Jahren hinstarb. Der andere, Carl Borromeo, war kein Mann für weltliche Erhebung: er hätte

sie niemals angenommen. Carl Borromeo sah seine Stellung zu dem Papst, das Verhältniß, in das er hiedurch zu den wichtigsten Geschäften kam, nicht mehr als ein Recht an, sich etwas zu erlauben, sondern als eine Pflicht, der er sich mit aller Sorgfalt zu widmen habe. Mit eben so viel Bescheidenheit als Ausdauer that er dies: er gab seine Studien unermüdblich; sorgfältig widmete er sich der Verwaltung des Staates; er ist dadurch für dieselbe wichtig, daß er sich ein Collegium von acht Doctoren bildete, aus dem später die Consulta geworden ist; dann assistirte er dem Papst. Es ist derselbe, den man später heiliggesprochen. Gleich damals zeigte er sich edel und unbefcholten. „Man weiß nicht anders“, sagt Hieronimo Soranzo von ihm, „als daß er rein von jedem Flecken ist; er lebt so religiös und giebt ein so gutes Beispiel, daß er den Besten nichts zu wünschen übrig läßt. Zu großem Lobe gereicht es ihm, daß er in der Blüthe der Jahre, Nepote eines Papstes und im vollkommenen Besitze von dessen Gunst, an einem Hofe, wo er sich jede Art von Vergnügen verschaffen könnte, ein so exemplarisches Leben führt.“ Seine Erholung war, Abends einige Gelehrte bei sich zu sehen. Die Unterhaltung fing mit profaner Literatur an; aber von Epiktet und den Stoikern, die Borromeo, der noch jung war, nicht verschmähte, ging man doch sehr bald auch in diesen Stunden der Muße zu kirchlichen Fragen über. Tadelte man etwas an ihm, so war es nicht Mangel an gutem Willen, an Fleiß, sondern nur etwa an Talent, oder seine Diener klagten, daß sie die reichlichen Gunstbezeugungen entbehren müßten, wie sie von früheren Nepoten ausgegangen.

Und so erkleten die Eigenschaften des Neffen, was die Strenggesinnten an dem Oheim hätten vermiffen können. Auf jeden Fall blieb man ganz auf dem eingeschlagenen Wege: geistliche und weltliche Geschäfte wurden mit Eifer und nach den Rücksichten der Kirche vollzogen, die Reformen fortgesetzt. Der Papst ermahnte öffentlich die Bischöfe zur Residenz, und einige sah man unverzüglich ihm den Fuß küssen und sich beurlauben. In den einmal zur Herrschaft gekommenen allgemeinen Ideen liegt eine nöthigende Gewalt. Die ernstesten Tendenzen kirchlicher Gesinnung hatten in Rom das Uebergewicht bekommen und ließen selbst in dem Papste keine Abweichung weiter zu.

War nun aber die weltlichere Richtung dieses Papstes der Restauration eines streng geistlichen Wesens nicht nachtheilig, so dürfen wir hinzufügen, daß sie auf einer anderen Seite zur Beilegung der in der katholischen Welt aufgeregten Entzweigungen sogar unendlich viel beitragen mußte.

Paul IV hatte gemeint, es sei mit die Bestimmung eines Papstes, Kaiser und Könige zu unterwerfen; deshalb hatte er sich in so viele Kriege und Feindseligkeiten gestürzt. Pius sah den Fehler um so besser ein, weil ein Vorgänger ihn begangen, mit dem er sich ohne dies im Widerspruch fühlte. „Damit haben wir England verloren“, rief er aus, „das wir noch hätten erhalten können, wenn man Cardinal Poole besser unterstützt hätte; dadurch ist auch Schottland verloren gegangen; während des Krieges sind die deutschen Lehren in Frankreich eingedrungen.“ Er dagegen wünscht vor allem den Frieden. Selbst einen Krieg mit den Protestanten mag er nicht: den Gesandten von Savoyen, der ihn um Unterstützung zu einem Angriff auf Genf ersucht, unterbricht er oft: „was es denn für Zeiten seien, um ihm solche Vorschriften zu machen? er bedürfe nichts so sehr wie den Frieden“. Er möchte gern mit Jedermann gut stehen. Leicht gewährt er seine kirchlichen Gnaden, und wenn er etwas abzuschlagen hat, thut er es geschickt, bescheiden. Er ist überzeugt und spricht es aus, daß sich die Macht des Papstes ohne die Autorität der Fürsten nicht länger halten könne.

Die letzten Zeiten Pauls IV waren damit bezeichnet, daß die ganze katholische Welt aufs neue das Concilium forderte. Es ist gewiß, daß sich Pius IV nur mit großer Schwierigkeit dieser Forderung würde haben entziehen können. Den Krieg konnte er nicht mehr vorschlagen, wie seine Vorfahren: endlich war Friede in ganz Europa. Es war sogar für ihn selbst dringend, da die Franzosen ein Nationalconcilium zu versammeln drohten, was leicht ein Schisma nach sich ziehen konnte. Die Wahrheit zu sagen, finde ich aber, daß er überdies auch allen guten Willen dazu hatte. Man höre, wie er sich ausdrückt: „Wir wollen das Concilium“, sagt er, „wir wollen es gewiß, wir wollen es allgemein. Wollten wir es nicht, so könnten wir die Welt Jahre lang mit den Schwierigkeiten hinhalten; aber vielmehr suchen wir solche wegzuräumen. Es soll reformiren, was zu reformiren ist, auch an unserer Person, in unseren eigenen Sachen. Haben wir etwas anderes im Sinn als, Gott zu dienen, so mag Gott uns züchtigen.“ Oft scheint es ihm, als werde er von den Fürsten zu einem so großen Vorhaben nicht fattsam unterstützt. Eines Morgens trifft ihn der venezianische Gesandte im Bett, vom Podagra gelähmt: er findet ihn voll von seinen Gedanken. „Wir haben gute Absicht“, ruft er aus, „aber wir sind allein.“ „Es kam mich ein Mitleid an“, spricht der Gesandte, „ihn in dem Bett zu sehen und sagen zu hören: wir sind allein für eine so große Last.“ Indessen setzte er die Sache

doch ins Werk. Am 18ten Januar 1562 waren so viele Bischöfe und Abgeordnete in Trient beisammen, daß man das zwei Mal unterbrochene Concilium zum dritten Male beginnen konnte. Der Papst hatte daran den größten Antheil. „Gewiß“, sagt Girolamo Soranzo, der sonst seine Partei nicht nimmt, „Seine Heiligkeit hat hiebei alle den Eifer bewiesen, der sich von einem so großen Oberhirten erwarten ließ: sie hat nichts unterlassen, was zu einem so heiligen und nothwendigen Werke beitragen konnte.“

Die späteren Sitzungen des Conciliums von Trient.

Wie so ganz verändert war die Lage der Welt seit der ersten Berufung dieses Conciliums! Jetzt hatte der Papst nicht mehr zu fürchten, daß es ein mächtiger Kaiser benutzen werde, um sich zum Herrn des Papstthums zu machen. Ferdinand I hatte keinerlei Gewalt in Italien. Auch war eine ernstliche Irrung über wesentliche Punkte des Dogma's nicht mehr zu beforgen. Wie es sich in den ersten Sitzungen festgestellt hatte, war es, obwohl noch nicht völlig entwickelt, bereits über einen großen Theil der katholischen Welt herrschend geworden. An eine eigentliche Wiedervereinigung der Protestanten war nicht mehr ernstlich zu denken. In Deutschland hatten sie eine gewaltige, nicht mehr umzustürzende Stellung eingenommen; im Norden war ihre kirchliche Tendenz mit der Staatsgewalt selbst verschmolzen: das nämliche setzte sich so eben in England ins Werk. Indem der Papst erklärte, das neue Concilium sei nur eine Fortsetzung des früheren, und die Stimmen, die sich hiewider erhoben, endlich zum Schweigen brachte, gab er alle Hoffnung hiezu selber auf. Wie sollten die freien Protestanten sich an ein Concilium anschließen, durch dessen frühere Beschlüsse die wichtigsten Artikel ihres Glaubens bereits verdammt worden? Hiedurch ward von vornherein die Wirksamkeit des Conciliums auf den so unendlich verengten Umkreis der katholischen Nationen beschränkt. Seine Absicht konnte hauptsächlich nur dahin gehen, die zwischen diesen und der höchsten kirchlichen Gewalt hervorgetretenen Entzweigungen beizulegen, das Dogma in einigen noch nicht bestimmten Punkten weiterzubilden, vor allem die angefangene innere Reform zu vollenden und allgemein gültige disciplinarische Vorschriften zu geben.

Allein auch dies zeigte sich überaus schwer: unter den versammelten Vätern traten gar bald die lebhaftesten Streitigkeiten ein. Die Spanier brachten die Frage in Anregung, ob die Residenz

der Bischöfe in ihren Diocesen göttlichen Rechtes sei, oder auf menschlicher Anordnung beruhe. Es könnte dies ein müßiger Streit zu sein scheinen, da man von allen Seiten die Residenz für nothwendig hielt. Allein die Spanier behaupteten im Allgemeinen, die bischöfliche Gewalt sei kein Ausfluß der päpstlichen, wofür man sie in Rom erklären wollte, sondern ihr Ursprung beruhe unmittelbar auf einer göttlichen Veranstaltung. Hiemit trafen sie den Nerv des gesammten Kirchentwesens. Die Unabhängigkeit der unteren Kirchengewalten, die von den Päpsten so sorgfältig niedergehalten worden, hätte durch die Entwicklung dieses Grundsatzes wiederhergestellt werden müssen.

Während man hierüber bereits in lebhaften Streitigkeiten war, kamen die kaiserlichen Gesandten an. Ueberaus merkwürdig sind die Artikel, welche sie eingaben. „Es möge“, lautet einer, „auch der Papst sich nach Christi Beispiel erniedrigen und sich eine Reform in Hinsicht seiner Person, seines Standes und seiner Curie gefallen lassen. Das Concilium müsse sowohl die Ernennung der Cardinäle als das Conclave reformiren.“ Ferdinand pflegte zu sagen: „da die Cardinäle nicht gut sind, wie wollen sie einen guten Papst wählen?“ Für die Reform, die er beabsichtigte, wünschte er den Entwurf des Conciliums zu Costniz, der dort nicht zur Ausführung gekommen, zu Grunde gelegt zu sehen. Die Beschlüsse sollten durch Deputationen aus den verschiedenen Nationen vorbereitet werden. Aber überdies forderte er die Erlaubniß des Kelches und der Priesterehe, für einige seiner Untertanen Nachlaß der Fasten, die Errichtung von Schulen für die Armen, die Reinigung der Breviere, Legenden und Postillen, verständlichere Catechismen, deutsche Kirchengesänge, eine Reform der Klöster, auch darum, „damit ihre großen Reichthümer nicht so ruhmlos angewendet werden möchten“. Höchst wichtige, auf eine durchgreifende Umgestaltung des Kirchentwesens zielende Anträge! In wiederholten Briefen drang der Kaiser auf ihre Erörterung.

Endlich erschien auch der Cardinal von Lothringen mit den französischen Prälaten. Er schloß sich im Ganzen den deutschen Vorschlägen an. Hauptsächlich forderte er die Gewährung des Laienkelches, die Administration der Sacramente in der Muttersprache, Unterricht und Predigt bei der Messe, die Erlaubniß, in voller Kirche die Psalmen in französischer Sprache zu singen, — alles Dinge, von denen man sich dort den größten Erfolg versprach. „Wir haben die Gewißheit“, sagt der König, „daß die Gewährung des Laienkelches viele beunruhigten Gewissen stillen, ganze Provinzen, die sich von der katholischen Kirche abge sondert, mit derselben vereinigen und eins der

besten Mittel sein werde, die Unruhen in unserem Reiche beizulegen“. Allein überdies suchten die Franzosen die Baseler Beschlüsse wieder hervor: sie behaupteten offen, das Concilium sei über dem Papst.

Nun waren zwar die Spanier mit den Forderungen der Deutschen und der Franzosen nicht einverstanden — Laienkelch und Priesterehe verdamnten sie auf das Lebhafteste, und wenigstens auf dem Concilium konnte es zu keinem Zugeständniß in dieser Hinsicht gebracht werden: nur die Heimstellung der Erlaubniß an den Papst wurde durchgesetzt —; aber es gab Punkte, in denen sich die drei Nationen zusammen den Ansprüchen der Curie entgegenstellten. Sie fanden es unerträglich, daß die Legaten allein das Recht haben sollten, Vorschläge zu machen. Daß diese Legaten aber außerdem über jeden Beschluß, der zu fassen war, erst das Gutachten des Papstes einholten, schien ihnen eine Beschimpfung der Würde eines Conciliums. Auf diese Weise, meinte der Kaiser, gebe es zwei Concilien: das eine in Trient, das andere, wahrere, zu Rom.

Hätte man bei diesem Zustande der Meinungen nach Nationen gestimmt, zu wie sonderbaren, auffallenden Beschlüssen müßte es gekommen sein!

Da dies nicht geschah, blieben die drei Nationen, auch zusammen genommen, immer in der Minorität. Bei weitem zahlreicher waren die Italiener, die denn nach ihrer Gewohnheit die Meinung der Curie, von der sie größtentheils abhängen, ohne viel Bedenken verfolgten. Es entstand eine große gegenseitige Erbitterung. Die Franzosen brachten den Scherz auf, der heilige Geist komme im Felleisen nach Trient. Die Italiener redeten von spanischem Ausfluß, von französischen Krankheiten, mit denen die Rechtgläubigen nach einander heimge sucht würden. Wie der Bischof von Cadix sich vernehmen ließ, es habe berühmte Bischöfe, es habe Kirchenväter gegeben, die kein Papst gekostet, schrien die Italiener laut auf; sie forderten seine Entfernung, sie sprachen von Anathema und Ketzerei. Die Spanier gaben ihnen die Ketzerei zurück. Zuweilen sammelten sich verschiedene Haufen unter dem Geschrei: „Spanien, Italien,“ auf den Straßen, und an der Stätte des Friedens sah man Blut fließen.

War es da zu verwundern, wenn man es einmal zehn Monate lang zu keiner Session brachte, wenn der erste Legat dem Papste widerrieth, nach Bologna zu kommen: „denn was werde man sagen, wofern auch dann das Concilium nicht zu einem regelmäßigen Schluß gelange, sondern aufgelöst werden müsse?“ Jedoch auch eine Auflösung, eine Suspension, ja nur eine Translation, an die man öfters

wohl dachte, wäre höchst gefährlich gewesen. In Rom erwartete man nichts als Unheil. Man fand, daß ein Concilium für den geschwächten Leib der Kirche eine allzu starke Medicin sei, daß es diese und Italien vollends ruiniren werde. „Wenige Tage vor meiner Abreise, im Anfang des Jahres 1563“, erzählt Girolamo Soranzo, „sagte mir Cardinal Carpi, Decan des Collegiums und ein wahrhaft einsichtsvoller Mann, daß er in seiner letzten Krankheit Gott gebeten habe, ihm die Gnade des Todes angedeihen, ihn nicht den Untergang und die Beerdigung von Rom erleben zu lassen. Auch alle anderen angesehenen Cardinäle beklagen unaufhörlich ihr Mißgeschick: sie sehen deutlich ein, daß es keine Rettung für sie giebt, wosfern nicht die heilige Hand Gottes sich ihrer besonders annimmt“. Alle Uebel, von denen sich jemals andere Päpste durch ein Concilium bedroht geglaubt, fürchtete Pius IV über sich hereinbrechen zu sehen.

Es ist eine erhabene Idee, daß es in schwierigen Zeiten und lebhaften Irrungen der Kirche vor allem eine Versammlung ihrer Oberhirten sei, die denselben abhelfen könne. „Ohne Anmaßung und Neid, in heiliger Niedrigkeit, im katholischen Frieden“, sagt Augustinus, „berathschlage eine solche: nach weiter entwickelter Erfahrung eröffne sie, was verschlossen, und bringe an den Tag, was verborgen war.“ Allein schon in den frühesten Zeiten war man weit entfernt, dies Ideal zu erreichen. Es hätte eine Reinheit der Gesinnung, eine Unabhängigkeit von fremdartigen Einwirkungen dazu gehört, die dem Menschen nicht verliehen zu sein scheint. Wie viel minder aber war es jetzt zu erreichen, da die Kirche in so unzählige, wider einander laufende Verhältnisse mit dem Staat verflochten war! Wenn die Concilien besserungsgeachtet immer in großem Ansehen blieben und so oft, so dringend gefordert wurden, so kam das am meisten von der Nothwendigkeit her, der Gewalt der Päpste einen Zügel anzulegen. Jetzt aber schien sich zu bewähren, was diese immer gesagt, daß eine Kirchenversammlung in Zeiten großer Verwirrung viel eher geeignet sei, diese zu vermehren als sie zu heben. Alle Italiener nahmen an den Befürchtungen der Curie Antheil. „Entweder“, sagten sie, „wird das Concilium fortgesetzt, oder es wird aufgelöst werden. In jenem Falle, zumal wenn der Papst indeß mit Tode abgehen sollte, werden die Ultramontanen das Conclave nach ihrer Absicht, zum Nachtheil von Italien einrichten; sie werden den Papst dahin beschränken wollen, daß er nicht viel mehr bleibt als einfacher Bischof von Rom; unter dem Titel einer Reform werden sie die Aemter und die ganze Curie ruiniren. Sollte es dagegen aufgelöst werden, ohne guten Erfolg,

so würden auch die Gläubigen ein großes Vergerniß daran nehmen und die Zweifelhafte in außerordentliche Gefahr gerathen, ganz verloren zu gehen.“

Betrachtete man die Lage der Dinge, so mußte es unmöglich scheinen, in dem Concilium selbst eine Aenderung der herrschenden Stimmung hervorzurufen. Den Legaten, die der Papst leitete, den Italienern, die von ihm abhingen, standen die Prälaten der anderen Nationen gegenüber, die sich ihrerseits wieder an die Gesandten ihrer Fürsten hielten. Da war an keine Ausöhnung, an keine vermittelnde Auskunft zu denken. Noch im Februar 1563 schienen die Sachen verzweifelt zu stehen: alles war in Eader; jede Partei hielt hartnäckig ihre Meinung fest.

Sowie man aber einmal die Lage der Dinge rein, wie sie war, ins Auge faßte, so zeigte sich auch eine Möglichkeit, aus diesem Labyrinth zu entkommen.

In Trient trafen und bekämpften sich nur die Meinungen: ihren Ursprung hatten sie zu Rom und bei den verschiedenen Fürsten. Wollte man die Mißlichkeiten heben, so mußte man sie an ihren Quellen auffuchen. Wenn Pius IV schon sonst gesagt, das Papstthum könne sich ohne eine Vereinigung mit den Fürsten nicht mehr halten, so war jetzt der Moment, diese Maxime in Ausführung zu bringen. Er hatte einmal den Gedanken, sich die Forderungen der Häufe einreichen zu lassen und sie ohne das Concilium zu erledigen. Aber es wäre eine halbe Maßregel gewesen. Die Aufgabe war, im Einverständniß mit den größeren Mächten das Concilium zu Ende zu bringen: ein anderes Mittel gab es nicht.

Pius IV entschloß sich, es zu versuchen. Sein geschicktester, staatskundigster Cardinal, Morone, stand ihm darin zur Seite.

Zunächst kam es auf Kaiser Ferdinand an, an welchen sich die Franzosen, wie gesagt, angeschlossen, auf den auch Philipp II, als auf seinen Oheim, nicht wenig Rücksicht nahm.

Morone, vor kurzem zum Präsidenten des Conciliums ernannt, aber sofort überzeugt, daß sich in Trient nichts ausrichten lasse, begab sich im April 1563, ohne die Begleitung eines einzigen anderen Prälaten, zu ihm hinüber nach Innsbruck. Er fand ihn unmutig, mißvergnügt, gekränkt: überzeugt, daß man zu Rom keine ernstlichen Verbesserungen wolle, entschlossen, dem Concilium zuerst seine Freiheit zu verschaffen.

Es ward eine außerordentliche, in unseren Zeiten würde man v. Ranke, Päpste. T. II. I.

sagen, diplomatische Geschicklichkeit des Legaten erfordert, um nur zuerst den aufgebrachten Fürsten zu begütigen.

Ferdinand war verstimmt, weil man seine Reformationsartikel hintangesetzt und niemals zu wirklichem Vortrage gebracht habe: der Legat mußte ihn zu überzeugen, daß man es aus nicht ganz verwerflichen Gründen bedenklich gefunden, sie in aller Form zu berathen, aber nichtsdestominder den wichtigsten Theil ihres Inhalts vorgenommen und sogar bereits beschlossen hatte. Der Kaiser beklagte sich ferner, daß man das Concilium von Rom aus leite und die Legaten durch Instruktionen regiere; Morone bemerkte dagegen, was nicht zu leugnen war, daß auch die fürstlichen Gesandten von Hause instruirte und stets mit neuen Anweisungen versehen würden.

In der That kam Morone — der ohnehin schon lange das Vertrauen des Hauses Oestreich genoß — über diese empfindlichsten Stellen glücklich hinweg: er beschwichtigte die ungünstigen persönlichen Eindrücke, die der Kaiser empfingen, und machte sich nun daran, über diejenigen Streitpunkte, welche die großen Zerwürfnisse in Trient veranlaßt hatten, eine wechselseitige Uebereinkunft zu versuchen. In den wesentlichen Dingen nachzugeben, die Autorität des Papstes schwächen zu lassen, war nicht seine Meinung: „es kam darauf an“, sagte er selbst, „solche Bestimmungen zu verabreden, daß der Kaiser glauben konnte, Genugthuung empfangen zu haben, ohne daß man doch der Autorität des Papstes oder der Legaten zu nahe getreten wäre“.

Der erste von diesen Punkten war die ausschließende Initiative der Legaten, von der man immer behauptet, sie laufe den Freiheiten eines Conciliums entgegen. Morone bemerkte, daß es nicht im Interesse der Fürsten sei, allen Prälaten die Initiative zu gewähren. Es konnte ihm nicht sehr schwer werden, den Kaiser davon zu überzeugen. Es war leicht zu sehen, daß die Bischöfe im Besitze dieses Rechtes gar bald auch Vorschläge in einem den bisherigen Ansprüchen und Rechten des Staates entgegenlaufenden Sinne machen würden. Augenscheinlich war, welche Verwirrung aus einem solchen Zugeständniß entstehen mußte. Dennoch wollte man auch den Wünschen der Fürsten einigermaßen entgegenkommen, und es ist merkwürdig, welche Auskunft man traf. Morone versprach, alles in Vorschlag zu bringen, was die Gesandten ihm zu diesem Zwecke vorlegen würden: — thäte er es nicht, alsdann solle ihnen selber das Recht zustehen, den Antrag zu machen. Eine Vermittelung, die den Geist bezeichnet, der allmählich in dem Concilium zu herrschen anfang. Die Legaten geben

einen Fall zu, in welchem sie sich der ausschließenden Initiative entäußern wollen, aber nicht sowohl zu Gunsten der Väter des Conciliums als zu Gunsten der Gesandten. Es erfolgt daraus, daß nur die Fürsten in einen Theil der Rechte treten, die der Papst sich übrigens vorbehält.

Ein zweiter Punkt war die Forderung, die Deputationen, welche die Beschlüsse vorbereiten, nach den verschiedenen Nationen zusammenzutreten zu lassen. Morone bemerkte, daß es schon immer geschehen, daß aber, weil es der Kaiser wünsche, nun noch genauer darüber gehalten werden solle.

Man kam auf den dritten Streitpunkt, die Reform. Ferdinand gab endlich zu, daß der Ausdruck einer Reformation des Hauptes, auch die alte sorbonische Frage, ob das Concilium über dem Papste stehe oder nicht, vermieden werden solle; aber dafür versprach Morone eine wahrhaft durchgreifende Reform in allen anderen Stücken. Der Entwurf, den man hiezu machte, betraf selbst das Conclave.

Wie man erst die Hauptsache erledigt, so vereinigte man sich leicht über die Nebendinge. Der Kaiser ließ von vielen seiner Forderungen ab und gab seinen Gesandten den Auftrag, vor allen mit den päpstlichen Legaten ein gutes Vernehmen aufrechtzuerhalten. Nach wohlausgerichteten Dingen kehrte Morone über die Alpen zurück. „Als man in Trient“, sagte er selbst, „den guten Entschluß des Kaisers vernahm und die Vereinigung seiner Gesandten mit den päpstlichen inneward, fing das Concilium an, seine Gestalt zu verändern und sich um vieles leichter behandeln zu lassen.“

Hiezu trugen noch einige anderen Umstände bei.

Die Spanier und Franzosen hatten sich über das Recht des Vortritts der Repräsentanten ihrer Könige entzweit und hielten seitdem viel weniger zusammen.

Auch waren mit beiden besondere Unterhandlungen angeknüpft worden.

Für Philipp II lag in der Natur der Sache die dringende Nothwendigkeit eines Einverständnisses. Seine Macht in Spanien war zum großen Theil auf geistliche Interessen gegründet, und er mußte vor allem dafür sorgen, diese in seiner Hand zu behalten. Wohl wußte das der römische Hof, und der Runtius von Madrid sagte oft, eine ruhige Beendigung des Conciliums sei für den König so wünschenswerth wie für den Papst. Schon hatten sich zu Trient die spanischen Prälaten wider die Belastungen der geistlichen Güter geregt, die dort einen bedeutenden Theil der Staatseinkünfte bildeten;

der König hatte es mit Besorgniß vernommen: er bat den Papst, so anstößige Reden zu verbieten. Wie hätte er noch daran denken können, seinen Prälaten die Initiative des Vorschlags zu verschaffen? Vielmehr suchte auch er sie in Schranken zu halten. Pius beschwerte sich über die heftige Opposition, die ihm von den Spaniern fortwährend bewiesen werde; der König versprach, Mittel zu ergreifen, um ihren Ungehorsam abzustellen. Genug, der Papst und der König wurden inne, daß ihre Interessen die nämlichen seien. Es müssen noch andere Verhandlungen stattgefunden haben. Der Papst warf sich ganz in die Arme des Königs; der König versprach feierlich, dem Papst in jeder Bedrängniß mit aller Kraft seines Reiches zu Hülfe zu kommen.

Auf der anderen Seite näherten sich indeß die Franzosen. Die Guisen, die einen so großen Einfluß zu Hause auf die Regierung und hier auf das Concilium ausübten, gaben ihrer Politik hier wie dort eine immer entschiedener katholische Richtung. Nur der Nachgiebigkeit des Cardinals Guise verdankte man, daß es nach zehnmonatlicher Pögerung, achtmaligem Aufschub endlich wieder zu einer Session kommen konnte. Aber es war überdies von der engsten Vereinigung die Rede. Guise brachte eine Zusammenkunft der mächtigsten katholischen Fürsten, des Papstes, des Kaisers, der Könige von Frankreich und Spanien, in Vorschlag. Zu näherer Besprechung ging er selbst nach Rom, und der Papst kann nicht Worte genug finden, um „den christlichen Eifer desselben für den Dienst Gottes und die öffentliche Ruhe, nicht allein in Sachen des Conciliums, sondern auch in anderen, welche die allgemeine Wohlfahrt anbetreffen“, zu rühmen. Die vorgeschlagene Zusammenkunft wäre dem Papste sehr erwünscht gewesen. Er schickte Gesandte deshalb an Kaiser und König.

Nicht in Trient demnach, sondern an den Höfen und durch politische Unterhandlung wurden die wesentlichen Entzweigungen beigelegt und die großen Hindernisse einer glücklichen Beendigung des Conciliums weggeräumt. Morone, der hiezu das Meiste beigetragen, wußte indeß auch die Prälaten persönlich zu gewinnen: er widmete ihnen alle die Anerkennung, das Lob, die Begünstigung, wonach sie verlangten. Er zeigte einmal recht, was ein geistreicher, geschickter Mann, der die Sage der Dinge begreift und sich ein Ziel setzt, das derselben gemäß ist, auch unter den schwierigsten Umständen leisten kann. Wenn irgend einem Menschen überhaupt, so hat die katholische Kirche den glücklichen Ausgang des Conciliums ihm zu verdanken.

Der Weg war geebnet. „Man konnte nunmehr“, sagte er selbst, „auf die Schwierigkeiten eingehen, die in der Sache lagen.“

Noch schwebte die alte Streitfrage über die Nothwendigkeit der Residenz und das göttliche Recht der Bischöfe. Lange zeigten sich die Spanier in ihren Lehren hierüber unerschütterlich: noch im Juli 1563 erklärten sie dieselben für eben so unfehlbar als die zehn Gebote: der Erzbischof von Granada wünschte alle Bücher verboten zu sehen, in denen das Gegentheil behauptet werde; bei der Redaction des Decretes ließen sie sich hierauf dennoch gefallen, daß ihre Meinung nicht ausgesprochen wurde. Sie begnügten sich damit, daß man eine Fassung annahm, bei der es ihnen allenfalls auch noch jener möglich blieb, ihre Ansicht zu verfechten. Gerade diese Doppeldeutigkeit fand Lainez an dem Decrete lobenswürdig.

Auf ähnliche Weise ging es mit der anderen Streitigkeit, über die Initiative, das „proponentibus legatis“. Der Papst erklärte, ein Jeder solle fordern und sagen dürfen, was ihm nach den alten Concilien zu fordern und zu sagen zustehe; doch hütete er sich wohl, das Wort „vorschlagen“ hiebei zu brauchen. Es ward eine Auskunft getroffen, mit der sich die Spanier begnügten, ohne daß darum der Papst das Mindeste aufgegeben hätte.

Nachdem der Rückhalt der politischen Tendenzen weggefallen, suchte man die Fragen, die zu Bitterkeiten und Entrüstung Anlaß gegeben, nicht sowohl zu entscheiden, als durch eine geschickte Vermittelung zu beseitigen.

Bei dieser Stimmung kam man dann über die minder bedeutlichen Punkte um so leichter hinweg. Niemals schritt das Concilium rascher vorwärts. Die wichtigen Dogmen von der Priesterweihe, dem Sacrament der Ehe, dem Ablass, dem Fegefeuer, der Verehrung der Heiligen, und bei weitem die bedeutendsten reformatorischen Anordnungen, welche es überhaupt abgefaßt hat, fallen in die drei letzten Sessionen des Jahres 1563. Sowohl für die einen als für die anderen waren die Congregationen aus verschiedenen Nationen zusammengesezt. Der Entwurf der Reform ward in fünf besonderen Versammlungen, einer französischen, die bei dem Cardinal Guise, einer spanischen, die bei dem Erzbischof von Granada zusammenkam, und drei italienischen, in Berathung gezogen.

Ueber die meisten Fragen verständigte man sich leicht; eigentliche Schwierigkeiten boten nur noch zwei dar, die Fragen über die Exemption der Capitel und die Pluralität der Beneficien, in denen wieder die Interessen eine große Rolle spielten.

Die erste berührte vor allem Spanien. Von den außerordentlichen Freiheiten, welche die Capitel sonst hier besaßen, hatten sie schon einiges verloren. Während sie dies wiederzuerlangen wünschten, faßte der König die Absicht, sie noch viel weiter einzuschränken: da er die Bischöfe setzte, so lag ihm selbst an einer Ausdehnung der bischöflichen Gewalt. Der Papst dagegen war für die Capitel. Ihre unbedingte Unterwerfung unter die Bischöfe würde seinen Einfluß auf die spanische Kirche nicht wenig geschwächt haben. Noch einmal stießen hier diese beiden großen Einwirkungen zusammen. Es fragte sich in der That, welche von beiden die Majorität für sich gewinnen würde. Außerordentlich stark war doch auch der König bei dem Concilium: einen Abgeordneten, den die Capitel dahin gesendet, um ihre Vorrechte wahrzunehmen, hatte sein Gesandter zu entfernen gewußt; er hatte so viele geistlichen Gnaden auszutheilen, daß Jedermann Bedenken trug, es mit ihm zu verderben. Bei der mündlichen Abstimmung ergab sich ein ungünstiges Resultat für die Capitel. Man bemerkte, welchen Ausweg die päpstlichen Legaten trafen. Sie beschloßen, die Stimmen diesmal schriftlich geben zu lassen; nur die mündlichen Erklärungen, in der Gegenwart so vieler Anhänger des Königs abgelegt, wurden von der Rücksicht auf Spanien beherrscht, nicht die schriftlichen, die den Legaten zu Händen kamen. Wirklich erlangten sie auf diese Weise eine bedeutende Majorität für die päpstliche Ansicht und für die Capitel. Darauf gestützt, traten sie dann, unter Vermittelung Guise's, in neue Unterhandlungen mit den spanischen Prälaten, die sich endlich auch mit einer um vieles geringeren Erweiterung ihrer Befugnisse begnügten, als sie beabsichtigt hatten.

Noch wichtiger für die Curie war der zweite Artikel von der Pluralität der Beneficien. Von jeher war von einer Reform des Institutes der Cardinäle die Rede gewesen, und es gab Viele, die in dem Verfall desselben den Ursprung alles Unheils zu erkennen glaubten: gerade sie ließen sich oft eine Menge Pründen übertragen; es war die Absicht, sie hierin durch die strengsten Gesetze zu beschränken. Man begreift leicht, wie empfindlich der Curie jede Neuerung in dieser Hinsicht gefallen sein würde: schon eine ernstliche Berathung darüber fürchtete und floh sie. Sehr eigenthümlich ist auch hier der Ausweg, welchen Morone einschlug. Er warf die Reform der Cardinäle mit den Artikeln über die Bischöfe zusammen. „Wenige“, sagt er selbst, „sahen die Wichtigkeit der Sache ein, und auf diese Weise wurden alle Klippen vermieden.“

Setzte dergestalt der Papst die Erhaltung des römischen Hofes

in seiner bisherigen Gestalt glücklich durch, so zeigte er sich auch bereit, die Reformation der Fürsten, wie man sie im Sinne gehabt, fallen zu lassen; er gab hierin den Vorstellungen des Kaisers nach.

Im Grunde war alles wie ein Friedenscongreß. Während die Fragen von untergeordnetem Interesse von den Theologen zu allgemeinen Beschlüssen vorbereitet wurden, unterhandelten die Hölle über die bedeutenderen. Unablässig flogen die Gilboten hin und her. Eine Concession vergütete man mit der anderen.

Vor allem lag dem Papste nun daran, einen baldigen Schluß herbeizuführen. Eine Zeitlang weigerten sich noch die Spanier, hierauf einzugehen: die Reform that ihnen noch nicht Genüge: der spanische Botschafter machte sogar einmal Miene zu protestiren; da sich aber der Papst geneigt erklärte, dringenden Falles eine neue Synode zu berufen, da man vor allem Bedenken trug, eine Sedisvacanz bei eröffnetem Concilium abzuwarten, endlich, da Jedermann müde war und nach Hause zu kommen wünschte, so gaben zuletzt auch sie nach.

Der Geist der Opposition war wesentlich überwunden. Eben in seiner letzten Epoche zeigte das Concilium die größte Unterwürfigkeit. Es bequeme sich, den Papst um eine Bestätigung seiner Beschlüsse zu ersuchen; es erklärte ausdrücklich, alle Reformationsdecrete, wie auch immer ihre Worte lauten möchten, seien in der Voraussetzung abgefaßt, daß das Ansehen des päpstlichen Stuhles dabei unverletzt bleibe. Wie weit war man da zu Trient entfernt, die Ansprüche von Costniz und Basel auf eine Superiorität über die päpstliche Gewalt zu erneuern! In den Acclamationen, mit denen die Sitzungen geschlossen wurden — von Cardinal Guise verfaßt —, wurde das allgemeine Bisthum des Papstes noch besonders anerkannt.

Glücklich war es demnach gelungen. Das Concilium, so heftig gefordert, so lange vermieden, zwei Mal aufgelöst, von so vielen Stürmen der Welt erschüttert, bei der dritten Versammlung aufs neue voll von Gefahr, war in allgemeiner Eintracht der katholischen Welt beendet. Man begreift es, wenn die Prälaten, als sie am 4ten December 1563 zum letzten Mal beisammen waren, von Rührung und Freude ergriffen wurden. Auch die bisherigen Gegner wünschten einander Glück; in vielen Augen dieser alten Männer sah man Thränen.

Hatten nun aber so viel Beugbarkeit und politische Gewandtheit, wie wir bemerkten, dazu gehört, um zu diesem Resultate zu gelangen, so könnte man fragen, ob nicht hiedurch das Concilium auch wieder an seiner Wirksamkeit nothwendig verloren habe.

Wenn nicht unter allen Concilien überhaupt, auf jeden Fall unter denen der neueren Jahrhunderte bleibt das tridentinische immer das wichtigste.

In zwei großen Momenten drängt sich seine Bedeutung zusammen.

In dem ersten, den wir früher berührten, während des schmalcaldischen Krieges, sonderte sich das Dogma nach mancherlei Schwankungen auf immer von den protestantischen Meinungen ab. Aus der Lehre von der Rechtfertigung, wie man sie damals aufstellte, erhob sich alsdann das ganze System der katholischen Dogmatik, wie es noch heutzutage behauptet wird.

In dem zweiten, den wir zuletzt betrachteten, nach den Conferenzen Morone's mit dem Kaiser, im Sommer und Herbst des Jahres 1563, ward die Hierarchie theoretisch durch die Decrete von der Priesterweihe, praktisch durch die Reformationsbeschlüsse aufs neue begründet.

Höchst wichtig sind und bleiben diese Reformen.

Die Gläubigen wurden wieder unnachsichtiger Kirchenzucht und im dringenden Falle dem Schwerte der Excommunication unterworfen. Man gründete Seminare und nahm Bedacht, die jungen Geistlichen darin in strenger Zucht und Gottesfurcht aufzuerziehen. Die Pfarren wurden aufs neue regulirt, Verwaltung des Sacraments und der Predigt in feste Ordnung gebracht, die Mitwirkung der Klostergeistlichen an bestimmte Gesetze gebunden. Den Bischöfen wurden die Pflichten ihres Amtes, hauptsächlich die Beaufsichtigung des Clerus, nach den verschiedenen Graden ihrer Weihen eingeschärft. Von großem Erfolg war es, daß die Bischöfe durch ein besonderes Glaubensbekenntniß, welches sie unterschrieben und beschworen, sich feierlich zur Beobachtung der tridentinischen Decrete und zur Unterwürfigkeit gegen den Papst verpflichteten.

Nur war die Absicht, die anfangs allerdings auch bei dieser Kirchenversammlung stattgehabt, die Macht des Papstes zu beschränken, damit nicht erreicht worden. Vielmehr ging dieselbe sogar erweitert und geschärft aus dem Kampfe hervor. Da sie das ausschließende Recht behielt, die tridentinischen Beschlüsse zu interpretiren, so stand es immer bei ihr, die Normen des Glaubens und Lebens vorzuschreiben. Alle Fäden der hergestellten Disciplin liefen in Rom zusammen.

Die katholische Kirche erkannte ihre Beschränkung an: auf die Griechen und den Orient nahm sie keinerlei Rücksichten mehr; den Protestantismus stieß sie mit unzähligen Anathemen von sich. In dem

früheren Katholicismus war ein Element des Protestantismus eingebegriffen; jetzt war es auf ewig ausgestoßen. Aber indem man sich beschränkte, concentrirte man seine Kraft und nahm sich in sich selber zusammen.

Nur durch Einverständnis und Uebereinkunft mit den vornehmsten katholischen Fürsten, wie wir sahen, kam es so weit. In dieser Vereinigung mit dem Fürstenthume liegt eine der wichtigsten Bedingungen für die ganze spätere Entwicklung. Sie hat eine Analogie mit der Tendenz des Protestantismus, fürstliche und bischöfliche Rechte zu vereinigen. Erst nach und nach bildete sie sich bei den Katholiken aus. Allerdings begreift man, daß hierin auch zugleich eine Möglichkeit neuer Entzweiung liegt; zunächst aber war hievon nichts zu fürchten. In einer Provinz nach der anderen recipirte man bereits die Beschlüsse der Versammlung. Eben dadurch ist Pius IV welthistorisch wichtig, daß er dies bewirkte: er war der erste Papst, der die Tendenz der Hierarchie, sich der fürstlichen Gewalt entgegenzusetzen, mit Bewußtsein aufgab.

Mit dem Erfolg glaubte er nun allerdings das Werk seines Lebens vollendet zu haben. Es ist merkwürdig, daß mit der Beendigung des Conciliums die Spannung seiner Seele nachließ. Man glaubte zu bemerken, daß er den Gottesdienst vernachlässigte, daß er doch allzugerne gut esse und trinke, daß er sich in glänzendem Hofhalt, prächtigen Festen, kostbaren Bauten allzusehr gefalle. Die Eiferer nahmen einen Unterschied zwischen ihm und seinem Vorgänger wahr, den sie laut beklagten.

Doch war hievon keine besondere Rückwirkung mehr zu erwarten. Es hatte sich eine Tendenz in dem Katholicismus entwickelt, die nicht mehr zurückzudrängen noch einzuhalten war.

Ist einmal der Geist erweckt, so wird es unmöglich sein, ihm seine Bahnen vorzuzeichnen. Jede, auch eine geringfügige Abweichung derjenigen, die ihn repräsentiren sollen, von seiner Regel wird die auffallendsten Symptome hervorrufen.

Der Geist, der sich in der streng-katholischen Richtung entwickelte, ward auf der Stelle diesem Papste selber gefährlich.

Es lebte ein gewisser Benedetto Accolti in Rom, katholisch bis zur Schwärmerei, der immer viel von einem Geheimniß redete, das ihm von Gott anvertraut worden: er werde es eröffnen und, zum Beweise, daß er die Wahrheit spreche, vor dem versammelten Volke

auf der Piazza Navona durch einen brennenden Scheiterhaufen unversehrt hindurchgehen.

Sein Geheimniß war, daß er vorauszuwissen meinte, in kurzem werde eine Vereinigung zwischen der griechischen und der römischen Kirche stattfinden; diese vereinte katholische Kirche werde sich die Türken und alle Abgefallenen wieder unterwerfen: der Papst werde ein heiliger Mensch sein, zur allgemeinen Monarchie gelangen und die einzige vollkommene Gerechtigkeit auf Erden einführen. Von diesem Gedanken war er bis zum Fanatismus erfüllt.

Nun fand er aber, daß Pius IV, dessen weltliches Thun und Treiben von seinem Ideal unendlich weit entfernt war, sich zu einem so großen Unternehmen nicht eigne. Benedetto Accolti meinte von Gott bestimmt zu sein, die Christenheit von diesem untauglichen Oberhaupte zu befreien.

Er faßte den Plan, den Papst selbst zu tödten. Er fand einen Gefährten, dem er die Belohnungen Gottes und des zukünftigen heiligen Monarchen zusicherte. Eines Tages machten sie sich auf. Schon sahen sie den Papst in der Mitte einer Procession herankommen: leicht zu erreichen, friedlich, ohne Verdacht noch Vertheidigung.

Accolti, statt auf ihn loszugehen, fing an zu zittern und wechselte die Farbe. Die Umgebung eines Papstes hat etwas, das auf einen so fanatisch katholischen Menschen schlechterdings Eindruck machen muß. Der Papst ging vorüber.

Andere hatten indessen Accolti bemerkt. Der Gefährte, den er gewonnen, des Namens Antonio Canossa, war von keiner beharrlicheren Entschlossenheit: bald ließ er sich überreden, die Sache ein andermal ausführen zu wollen; bald fühlte er sich versucht, sie selber anzuzeigen. Sie schwiegen nicht ganz. Endlich wurden sie festgenommen und zum Tode verdammt.

Man sieht, welche Geister in dem bewegten Leben sich regten. Soviel auch Pius IV für die Reconstruction der Kirche gethan, so gab es Viele, denen das bei weitem nicht genug war, und die noch ganz andere Entwürfe hegten.

P i u s V.

Es hatten aber die Anhänger der strengen Gesinnung sofort einen unerwarteten und großen Succes. Ein Papst ward gewählt, den sie durchaus zu den Ihren zählen konnten: Pius V.

Ich will nicht die mehr oder minder zweifelhaften Berichte wiederholen, welche das Buch über die Conclaven und einige Geschichtschreiber jener Zeit über diese Wahl mittheilen. Wir haben ein Schreiben von Carl Borromeo, das uns hinreichende Aufklärung giebt. „Ich beschloß“, sagt er darin, — und es ist gewiß, daß er den größten Einfluß auf die Wahl gehabt hat, — „auf nichts so sehr zu sehen, wie auf die Religion und den Glauben. Da mir die Frömmigkeit, Unbescholtenheit und heilige Gesinnung des Cardinals von Alessandria — nachher Pius V — bekannt waren, so glaubte ich, daß die christliche Republik von ihm am besten verwaltet werden könne, und widmete ihm meine ganze Bemühung“. Von einem Mann einer so vollkommen geistlichen Gesinnung, wie Carl Borromeo war, läßt sich ohnehin keine andere Rücksicht erwarten. Philipp II, von seinem Gesandten für den nämlichen Cardinal gewonnen, hat dem Borromeo ausdrücklich für seinen Antheil an dieser Wahl gedankt. Gerade eines solchen Mannes glaubte man zu bedürfen. Die Anhänger Pauls IV, die sich bisher doch immer still gehalten, priesen sich glücklich. Wir haben Briefe von ihnen übrig. „Nach Rom, nach Rom“, schrieb einer dem anderen, „kommt zuversichtlich, ohne Verzug, aber mit aller Bescheidenheit; Gott hat uns Paul IV wieder auf-erweckt.“

Michele Ghislieri — nunmehr Pius V — von geringer Herkunft, zu Bosco unfern Alessandria im Jahre 1504 geboren, ging bereits in seinem vierzehnten Jahre in ein Dominicanerkloster. Er ergab sich da mit Leib und Seele der mönchischen Armuth und Frömmigkeit, die sein Orden von ihm forderte. Von seinen Almosen behielt er nicht so viel für sich, um sich einen Mantel machen zu lassen; gegen die Hitze des Sommers, fand er, sei das beste Mittel, wenig zu genießen. Obwohl Reichtvater eines Governors von Mailand, reiste er doch immer zu Fuß und seinen Sack auf dem Rücken. Lehrete er, so that er es mit Präcision und Wohlwollen; hatte er ein Kloster als Prior zu verwalten, so war er streng und sparsam; mehr als eines hat er von Schulden freigemacht. Seine Entwidlung fiel in die Jahre, in denen auch in Italien die bisherige Lehre mit den protestantischen Regungen kämpfte. Er nahm für die Strenge der alten Lehre Partei: von 30 Streitjahren, die er 1543 in Parma verfocht, bezogen sich die meisten auf die Autorität des römischen Papstes und waren den neuen Meinungen entgegengesetzt. Gar bald übertrug man ihm das Amt eines Inquisitors. Gerade in Orten von besonderer Gefahr, in Como und Bergamo, wo der

Verkehr mit Schweizern und Deutschen nicht vermieden werden konnte, in Valtellin, das unter Graubündten stand, hatte er es zu verwalten. Er bewies darin die Hartnäckigkeit und den Muth eines Eiferers. Zuweilen ist er bei seinem Eintritt in Como mit Steinwürfen empfangen worden; oft hat er, um nur sein Leben zu retten, des Nachts sich in Bauerhütten verbergen, wie ein Flüchtling zu entkommen suchen müssen; doch ließ er sich keine Gefahr irremachen: der Graf della Trinita drohte, ihn in einen Brunnen werfen zu lassen; er entgegnete, es wird geschehen, was Gott will. So war auch er in den Kampf der geistigen und politischen Kräfte verflochten, der damals Italien bewegte. Da die Richtung, der er sich zugewandt, den Sieg davontrug, so kam er mit ihr empor. Er wurde Commissarius der Inquisition in Rom; gar bald sagte Paul IV, Fra Michele sei ein großer Diener Gottes und hoher Ehren werth; er ernannte ihn zum Bischof von Nepi — denn er wolle ihm eine Kette an den Fuß legen, damit er nicht künftig einmal sich in die Ruhe eines Klosters zurückziehe — und 1557 zum Cardinal. Ghislieri hielt sich auch in dieser neuen Würde streng, arm und anspruchslos: er sagte seinen Hausgenossen, sie müßten glauben, daß sie in einem Kloster wohnten. Er lebte nur seinen Andachtsübungen und der Inquisition.

In einem Manne von dieser Gesinnung glaubten nun Borromeo, Philipp II, die gesammte strengere Partei das Heil der Kirche zu sehen. Die römischen Bürger waren vielleicht nicht so zufrieden. Pius V erfuhr es; er sagte: „desto mehr sollen sie mich beklagen, wenn ich todt bin.“

Er lebte auch als Papst in der ganzen Strenge seines Mönchthums: er hielt die Fasten in ihrem vollen Umfange, unnachlässlich; er erlaubte sich kein Kleid von feinerem Zeug; oft las er, alle Tage hörte er Messe; doch sorgte er dafür, daß die geistlichen Uebungen ihn nicht an den öffentlichen Geschäften hinderten; er hielt keine Sieste, mit dem frühesten war er auf. Wollte man zweifeln, ob sein geistlicher Ernst in ihm einen tieferen Grund gehabt, so möchte dafür ein Beweis sein, daß er fand, das Papstthum sei ihm zur Frömmigkeit nicht förderlich: zum Heile der Seele, die Glorie des Paradieses zu erlangen, trage es nicht bei; er meinte, diese Last würde ihm ohne das Gebet unerträglich sein. Das Glück einer inbrünstigen Andacht, das einzige, dessen er fähig war, einer Andacht, die ihn oft bis zu Thränen rührte, und von der er mit der Ueberzeugung aufstand, er sei erhört, blieb ihm bis an sein Ende gewährt. Das Volk war

hingerissen, wenn es ihn in den Processionen sah, barfuß und ohne Kopfbedeckung, mit dem reinen Ausdruck einer ungeheuchelten Frömmigkeit im Gesicht, mit langem schneeweißem Bart; sie meinten, einen so frommen Papst habe es noch niemals gegeben; sie erzählten sich, sein bloßer Anblick habe Protestanten bekehrt. Auch war Pius gütig und leutselig; mit seinen älteren Dienern ging er auf das vertraulichste um. Wie schön begegnete er jenem Grafen della Trinita, der einst sein Leben bedroht hatte, der nun einmal als Gesandter zu ihm geschickt wurde! „Sehet da“, sagte er ihm, als er ihn erkannte, „so hilft Gott den Unschuldigen“; sonst ließ er es ihn nicht empfinden. Mildbthätig war er von jeher: er hatte eine Liste von den Dürftigen in Rom, die er regelmäßig nach ihrem Stand unterstützen ließ.

Demüthig, hingegeben, kindlich sind Naturen dieser Art; — so wie sie aber gereizt und beleidigt werden, erheben sie sich zu heftigem Eifer, unerbittlichem Zorn. Ihre Gesinnung sehen sie als eine Pflicht, eine höchste Pflicht an, deren Nichterfüllung sie entrüstet und empört.

Pius V war sich bewußt, daß er immer die gerade Straße gewandelt. Daß ihn diese bis zum Papstthum geführt hatte, erfüllte ihn mit einem Selbstvertrauen, welches ihn vollends über jede Rücksicht erhob.

In seinen Meinungen war er äußerst hartnäckig. Man fand, daß ihn auch die besten Gründe nicht von denselben zurückbringen konnten. Leicht fuhr er bei dem Widerspruch auf: er ward roth im Gesicht und bediente sich der heftigsten Ausdrücke. Da er nun von den Geschäften der Welt und des Staates wenig verstand und sich vielmehr von den Nebenumständen auf eine oder die andere Weise afficiren ließ, so war es überaus schwer, mit ihm fertig zu werden.

In persönlichen Verhältnissen ließ er sich zwar nicht gleich von dem ersten Eindruck bestimmen; hielt er aber Jemanden einmal für gut oder böse, so konnte ihn darin nichts weiter irremachen. Allemal jedoch glaubte er eher, daß man sich verschlechtere, als daß man sich bessere: die meisten Menschen waren ihm verdächtig.

Man bemerkte, daß er die Criminalsentenzen niemals milderte: er hätte vielmehr in der Regel gewünscht, sie wären noch schärfer ausgefallen.

Es war ihm nicht genug, daß die Inquisition die neuen Verbrechen bestrafte: den alten von zehn und zwanzig Jahren ließ er nachforschen.

Gab es einen Ort, wo weniger Strafen verhängt wurden, so

hielt er ihn darum nicht für rein: er schrieb es der Nachlässigkeit der Behörden zu.

Man höre, mit welcher Schärfe er auf die Handhabung der Kirchenzucht drang. „Wir verbieten“, heißt es in einer seiner Bullen, „jedem Arzt, der zu einem bettlägerigen Kranken gerufen wird, denselben länger als drei Tage zu besuchen, wofern er nicht alsdann eine Bescheinigung erhält, daß der Kranke seine Sünden aufs neue gebeichtet habe“. Eine andere setzt Strafen für Entweihung des Sonntags und Gotteslästerungen fest. Bei den Vornehmen sind es Geldstrafen. „Ein gemeiner Mann aber, welcher nicht bezahlen kann, soll bei dem ersten Male einen Tag über vor den Kirchthüren stehen, die Hände auf den Rücken gebunden: beim zweiten soll er durch die Stadt gezeißelt werden: beim dritten Male wird man ihm die Zunge durchbohren und ihn auf die Galeeren schicken.“

So ist der Styl seiner Verordnungen überhaupt: wie oft hat man ihm sagen müssen, er habe es nicht mit Engeln, sondern mit Menschen zu thun!

Die jetzt so dringende Rücksicht auf die weltlichen Gewalten hielt ihn hierin nicht auf: die Bulle In Coena Domini, über welche sich die Fürsten von jeher beklagt, ließ er nicht allein aufs neue verkündigen, er schärfte sie noch durch neue Zusätze: ganz im Allgemeinen schien er darin den Regierungen das Recht abzuspochen, neue Ausgaben aufzulegen.

Es versteht sich, daß auf so gewaltige Eingriffe auch Rückwirkungen erfolgten. Nicht allein, daß die Forderungen niemals befriedigt werden können, die ein Mensch von dieser Strenge an die Welt machen zu dürfen glaubt, es zeigte sich auch ein absichtlicher Widerstand: unzählige Mißthätigkeiten entstanden. So devot Philipp II auch war, so hat er doch den Papst einmal erinnern lassen, er möge nicht erproben, was ein aufs Aeußerste gebrachter Fürst zu thun vermöge.

Auf das tiefste empfand das der Papst seinerseits wieder. Oft fühlte er sich unglücklich in seiner Würde. Er sagte, er sei müde, zu leben: da er ohne Rücksicht verfare, habe er sich Feinde gemacht; seit er Papst sei, erlebe er lauter Unannehmlichkeiten und Verfolgungen.

Allein wie dem auch sei und obwohl es Pius V so wenig wie ein anderer Mensch zu voller Befriedigung und Genugthuung brachte, so ist doch gewiß, daß seine Haltung und Sinnesweise einen unermesslichen Einfluß auf seine Zeitgenossen und die ganze Entwicklung seiner Kirche ausgeübt haben. Nachdem so viel geschehen, um eine geist-

sichere Tendenz hervorzurufen, zu befördern, nachdem so viele Beschlüsse gefaßt worden, um dieselbe zu allgemeiner Herrschaft zu erheben, gehörte ein Papst wie dieser dazu, damit sie allenthalben nicht allein verkündigt, sondern auch ins Leben geführt würde: sein Eifer sowie sein Beispiel waren dazu unendlich wirksam.

Man sah die so oft besprochene Reformation des Hofes, wenn auch nicht in den Formen, welche man vorgeeschlagen, aber in der That eintreten. Die Ausgaben der päpstlichen Haushaltung wurden ungemein beschränkt: Pius V bedurfte wenig für sich, und oft hat er gesagt, „wer regieren wolle, müsse mit sich selber anfangen.“ Seine Diener, welche ihm, wie er glaubte, ohne Hoffnung auf Belohnung, bloß aus Liebe, sein ganzes Leben treu geblieben, versorgte er wohl ohne Freigebigkeit; doch seine Angehörigen hielt er mehr in Schranken als irgend ein Papst vor ihm. Den Nissen, Bonelli, den er nur darum zum Cardinal gemacht, weil man ihm sagte, es gehöre dies zu einem vertraulicheren Verhältniß mit den Fürsten, stattete er mäßig aus: als derselbe einst seinen Vater nach Rom kommen ließ, nöthigte er diesen, in derselben Nacht, in derselben Stunde die Stadt wieder zu verlassen: seine übrigen Verwandten wollte er nie über den Mittelstand hinaus erheben, und wehe dem, der sich auf irgend einem Vorgehen, selbst nur auf einer Sünde betreten ließ: er hätte ihm nie verziehen, er jagte ihn ohne Gnade von sich. Wie weit war man da von einer Begünstigung der Nepoten entfernt, wie sie seit Jahrhunderten einen so bedeutenden Theil der päpstlichen Geschichte ausgemacht hatte! Durch eine seiner ernstlichsten Bullen verbot Pius für die Zukunft jede Belehnung mit irgend einer Besizung der römischen Kirche, unter welchem Titel und Vorwand es auch sei: er erklärte diejenigen im voraus in Bann, die dazu auch nur rathen würden; von allen Cardinälen ließ er diese seine Satzung unterschreiben. In der Abstellung der Mißbräuche fuhr er eifrig fort: von ihm sah man wenig Dispensationen, noch weniger Compositionen; den Ablaß, den die Vorfahren gegeben, hat er oft beschränkt. Seinem Generalauditor trug er auf, wider alle Erzbischöfe und Bischöfe, die in ihren Diöcesen nicht residiren würden, ohne weiteres zu procediren und ihm Vortrag zu machen, damit er zur Entsezung der Ungehorsamen schreite. Allen Pfarrern gebietet er, bei schwerer Strafe, bei ihren Pfarrkirchen auszuhalten und den Dienst Gottes zu versehen: er widerruft die Dispensationen, die sie darüber erhalten haben möchten. Die Ordnung der Klöster suchte er nicht minder eifrig herzustellen. Er bestätigte ihnen auf der einen Seite ihre Exemptionen von Auf-

lagen und anderen Lasten, z. B. von Einquartierung: er wollte sie in ihrer Ruhe nicht stören lassen; aber er verbot den Mönchen zugleich, ohne die Erlaubniß und die Prüfung des Bischofs Beichte zu hören: jeder neue Bischof solle die Prüfung wiederholen können. Er verordnete die strengste Clausur, auch der Nonnen. Nicht immer hat man das gelobt. Man bellagte sich, daß er zu strengeren Regeln nöthige, als zu denen man sich selber verpflichtet habe: einige geriethen in eine Art von Verzweiflung, andere entflohen.

Alle diese Dinge setzte er nun zuerst in Rom und dem Kirchenstaate durch. Die weltlichen Behörden verpflichtete er so gut wie die geistlichen zur Handhabung seiner geistlichen Anordnungen. Er selbst sorgte indeß für eine starke und parteilose Handhabung der Gerechtigkeit. Er ermahnte nicht allein die Magistratspersonen noch besonders dazu; jeden letzten Mittwoch des Monats hielt er eine öffentliche Sitzung mit den Cardinälen, wo ein Jeder seine Beschwerden über die Gerichte vortragen konnte. Auch sonst war er unermülich, Audienz zu geben. Von früh an saß er auf seinem Stuhle: Jedermann ward vorgelassen. In der That hatte dieser Eifer eine totale Reform des römischen Wesens zur Folge. „Zu Rom“, sagt Paul Tiepolo, „geht es jetzt auf eine andere als die bisher übliche Weise her. Die Menschen sind um vieles besser geworden, oder wenigstens haben sie diesen Anschein.“

Mehr oder minder geschah etwas Aehnliches in ganz Italien. Allenthalben wird mit der Verkündigung der Decrete des Conciliums auch die Kirchenzucht geschärft: dem Papst ward ein Gehorsam geleistet, wie ihn lange keiner von seinen Vorgängern genossen hatte.

Herzog Cosimo von Florenz trug kein Bedenken, ihm die Angeschuldigten der Inquisition anzuliefern. Carnesecchi, noch einer von jenen Literaten, die an den ersten Regungen des Protestantismus in Italien Theil genommen, war bisher immer glücklich durchgekommen; jetzt vermochten ihn weder sein persönliches Ansehen noch die Reputation seiner Familie, noch die Verbindung, in der er mit dem regierenden Hause selber stand, länger zu schützen: in Banden ward er der römischen Inquisition überliefert und mußte den Tod im Feuer erleiden. Cosimo war dem Papste vollkommen ergeben. Er unterstützte ihn in allen seinen Unternehmungen und gestand ihm seine geistlichen Forderungen ohne weiteres zu. Der Papst fühlte sich bewogen, ihn dagegen zum Großherzog von Toscana zu ernennen und zu krönen. Das Recht des heiligen Stuhles zu einer solchen Maßregel war höchst zweifelhaft: die Sitten des Fürsten gaben gerechten Anstoß;

aber die Ergebenheit, die er dem heiligen Stuhle bewies, die strengen kirchlichen Einrichtungen, die er in seinem Lande einführte, erschienen dem Papst als ein Verdienst über alle Verdienste.

Die alten Gegner der Medici, die Farnesen, wetteiferten mit ihnen in dieser Richtung: auch Ottavio Farnese machte sich eine Ehre daraus, die Befehle des Papstes auf den ersten Wink in Ausführung zu bringen.

Nicht ganz so gut stand Pius mit den Venezianern. Sie waren weder so feindselig gegen die Türken, noch so nachsichtig gegen die Klöster, oder der Inquisition so zugethan, wie er es gewünscht hätte. Doch hütete er sich wohl, sich mit ihnen zu entzweien. Er fand, „die Republik sei auf den Glauben gegründet, sie habe sich immer katholisch gehalten: von der Ueberschwemmung der Barbaren sei sie allein frei geblieben: die Ehre von Italien beruhe auf ihr“; er erklärte, er liebe sie. Auch gaben ihm die Venezianer mehr nach als irgend einem anderen Papste. Was sie sonst nie gethan hätten, — den armen Guido Zanetti von Fano, der seiner religiösen Meinungen wegen in Untersuchung gerathen und nach Padua geflüchtet war, lieferten sie ihm aus. In ihrem städtischen Clerus, der sich schon seit geraumer Zeit um die kirchlichen Verordnungen wenig gekümmert, machten sie ziemlich gute Ordnung. Aber überdies war ihnen auf dem festen Lande die Kirche von Verona durch F. Matteo Giberti auf das trefflichste eingerichtet worden. In seinem Beispiel hat man zu zeigen versucht, wie ein wahrer Bischof leben müsse: seine Einrichtungen haben in der ganzen katholischen Welt zum Muster gedient; das tridentinische Concilium hat eine und die andere aufgenommen. Carl Borromeo ließ sich sein Bildniß malen, um sich fortwährend an seinen Vorgang zu erinnern.

Einen noch größeren Einfluß aber hatte Carl Borromeo selbst. Bei den mancherlei Würden und Aemtern, die er befaß — er war unter anderem Großpenitziere —, als das Oberhaupt der Cardinäle, die sein Oheim gewählt, hätte er in Rom eine glänzende Stellung einnehmen können; aber er gab alles auf, er schlug alles aus, um sich in seinem Erzbisthum Mailand den kirchlichen Pflichten zu widmen. Er that dies mit ungemeiner Anstrengung, ja mit Leidenschaft. In allen Richtungen bereifte er fortwährend seine Diöces: es gab in derselben keinen Ort, den er nicht zwei, drei Mal besucht hätte; in das höchste Gebirge, in die entlegensten Thäler verfügte er sich. In der Regel war ihm schon ein Visitator vorausgegangen, und er hatte dessen Bericht bei sich: er untersuchte nun alles mit

eigenen Augen; er verhängte die Strafen, setzte die Verbesserungen fest. Zu ähnlichem Verfahren leitete er seine Geistlichkeit an: sechs Provinzialconcilien sind unter seinem Vorsteh gehalten worden. Aber überdies war er in eigenen kirchlichen Funktionen unermüdet. Er predigte und las Messe; ganze Tage lang theilte er das Abendmahl aus, ordinarie Priester, kleidete Klosterfrauen ein, weihte Altäre. Einen Altar zu weihen, forderte eine Ceremonie von acht Stunden: man rechnet 300, die er nach und nach geweiht hat. Viele seiner Einrichtungen sind freilich wohl sehr äußerlich: sie gehen besonders auf Herstellung der Gebäude, Uebereinstimmung des Ritus, Aufstellung und Verehrung der Hostie. Die Hauptsache ist die strenge Disciplin, in der er die Geistlichkeit zusammennimmt, in der dieser hinwiederum die Gemeinden unterworfen werden. Sehr wohl kannte er die Mittel, seinen Anforderungen Eingang zu verschaffen. In den schweizerischen Gebieten besuchte er die Stätten der ältesten Verehrung, theilte Geschenke in dem Volke aus, zog die Vornehmen zur Tafel. Dagegen wußte er auch den Widerspenstigen wirksam zu begegnen. Das Landvolk in Valcamonica wartete auf ihn, um von ihm gesegnet zu werden. Da es aber seit einiger Zeit die Zehnten nicht zahlte, fuhr er vorüber, ohne die Hand zu bewegen, ohne Jemanden anzusehen. Die Leute waren entsetzt und bequemten sich, die alte Pflicht zu leisten. Zuweilen fand er jedoch hartnäckigeren und erbitterten Widerstand. Daß er den Orden der Humiliaten reformiren wollte, machte die Mitglieder, die nur hineingetreten waren, um die Reichthümer desselben in ungebundenem Leben zu genießen, in einem Grade mißvergnügt, daß sie ihrem Erzbischof nach dem Leben standen. Während er in seiner Capelle betete, ward auf ihn geschossen. Niemals aber war ihm etwas nütlicher, als dies Attentat. Das Volk hielt seine Rettung für ein Wunder und fing von diesem Augenblick erst recht an, ihn zu verehren. Da sein Eifer eben so rein und von irdischen Zwecken ungetrübt war wie beharrlich, da er auch in der Stunde der Gefahr, zur Zeit der Pest, eine unermüdete Fürsorge für das Heil des Lebens und der Seelen seiner Pflegebefohlenen bewies, da er nichts als Hingebung und Frömmigkeit an sich wahrnehmen ließ, so wuchs sein Einfluß von Tag zu Tage, und Mailand nahm eine ganz andere Gestalt an. „Wie soll ich dich preisen, schönste Stadt“, ruft Gabriel Paleotto gegen das Ende der Verwaltung Borromeo's aus; „ich bewundere deine Heiligkeit und Religion; ein zweites Jerusalem sehe ich in dir.“ So begeisterte Ausrufungen können bei aller Weltlichkeit des mailändischen Adels doch

unmöglich ohne Grund gewesen sein. Der Herzog von Savoyen wünschte dem Erzbischof feierlich Glück zu dem Erfolge seiner Bemühungen. Auch für die Zukunft suchte dieser nun seine Anordnungen festzustellen. Eine Congregation sollte die Gleichförmigkeit des Ritus behaupten; ein besonderer Orden der Gewidmeten, genannt Oblati, von regularen Clerikern, verpflichtete sich zu dem Dienste des Erzbischofs und seiner Kirche; die Barnabiten empfangen neue Regeln, und seitdem haben sie sich zuerst hier, dann allenthalben, wo sie eingeführt wurden, die Bischöfe in ihrer Seelsorge zu unterstützen angelegen sein lassen. Einrichtungen, welche die römischen im Kleinen wiederholen. Auch ein Collegium Helveticum zur Herstellung des Katholicismus in der Schweiz ward zu Mailand errichtet, wie zu Rom ein Germanicum für Deutschland. Das Ansehen des römischen Papstes konnte dadurch nur um so fester werden. Borromeo, der ein päpstliches Breve nie anders als mit unbedecktem Haupt in Empfang nahm, pflanzte die nämliche Ergebenheit seiner Kirche ein.

Indeß war Pius V auch in Neapel zu ungewohntem Einfluß gelangt. Gleich am ersten Tage seines Pontificates hatte er Tomaso Orsino da Folsigno zu sich gerufen und ihm eine reformirende Visitation der römischen Kirchen aufgetragen. Nachdem sie vollendet war, ernannte er denselben zum Bischof von Strongoli und schickte ihn in gleicher Absicht nach Neapel. Unter vielem Zulauf dieses devoten Volkes vollzog Orsino seine Visitation in der Hauptstadt und in einem großen Theile des Königreiches.

Zwar hatte der Papst in Neapel wie in Mailand nicht selten Streitigkeiten mit den königlichen Behörden. Der König beschwerte sich über die Bulle In Coena Domini: der Papst wollte von dem Exequatur regium nichts wissen; jenem thaten die geistlichen Behörden zu viel, diesem die königlichen zu wenig; zwischen den Vicekönigen und den Erzbischöfen gab es unaufhörlich Reibungen. Am Hofe von Madrid war man, wie gesagt, oft von Herzen mißvergnügt, und der Reichthümer des Königs beklagte sich laut. Indessen kam es doch zu keinem Ausbruch eines Mißverständnisses. Beide Fürsten maßen immer den Behörden, den Räten des Andern die vornehmste Schuld bei. Sie selber blieben persönlich in vertraulichem Verhältniß. Als Philipp II einmal krank war, erhob Pius V seine Hände und bat Gott, denselben von seiner Krankheit zu befreien: der alte Mann betete, Gott möge ihn einige Jahre abnehmen und sie dem Könige auflegen, an dessen Leben mehr gelegen sei als an dem seinigen.

Auch wurde Spanien sonst völlig in dem Sinne der kirchlichen

Restauration regiert. Der König war einen Augenblick zweifelhaft gewesen, ob er die tridentinischen Beschlüsse ohne weiteres anerkennen solle oder nicht, und wenigstens hätte er die päpstliche Macht in dem Rechte, Zugeständnisse im Widerspruch mit denselben zu machen, gern beschränken mögen; — allein der geistliche Charakter seiner Monarchie stand jedem Versuche dieser Art entgegen: er sah, daß er auch den Anschein einer ernstlicheren Differenz mit dem römischen Stuhle vermeiden müsse, wofür er des Gehorsams gewiß bleiben wollte, den man ihm selber leistete. Die Decrete des Conciliums wurden allenthalben abgekündigt und ihre Anordnungen eingeführt. Die streng-dogmatische Richtung nahm auch hier überhand. Carranza, Erzbischof von Toledo, der erste Geistliche des Landes, früher Mitglied des Conciliums von Trient, der neben Poole das Meiste zur Wiederherstellung des Katholicismus in England unter Königin Maria beigetragen, durch so viele Titel erhaben, konnte dennoch der Inquisition nicht entgehen. „Ich habe“, sagte er, „nie etwas anderes beabsichtigt, als die Ketzerei zu bekämpfen; Gott hat mir in dieser Hinsicht beigefunden. Ich selber habe mehrere Irrgläubigen bekehrt; die Körper einiger Häupter der Ketzer habe ich ausgraben und verbrennen lassen; Katholiken und Protestanten haben mich den ersten Vertheidiger des Glaubens genannt.“ Allein dies so unzweifelhaft katholische Bezeigen half ihm alles nicht gegen die Inquisition. Man fand in seinen Werken 16 Artikel, in denen er sich den Meinungen der Protestanten, hauptsächlich in Hinsicht der Justification, zu nähern schien. Nachdem er in Spanien lange gefangengehalten und mit dem Proceß gequält worden war, brachte man ihn nach Rom; — es schien eine große Gunst, ihn seinen persönlichen Feinden zu entreißen; doch konnte er auch hier zuletzt dem Verdammungsurtheile nicht entfliehen.

Geschah dies aber an einem so hochgestellten Manne, in einem so zweifelhaften Falle, so läßt sich erachten, wie wenig die Inquisition geneigt sein konnte, unleugbare Abweichungen an untergeordneten Personen zu dulden, wie sie hie und da auch in Spanien vorkamen. Die ganze Strenge, mit der man bisher die Reste jüdischer und mohammedanischer Meinungen verfolgt hatte, kehrte man nun wider die protestantischen — es folgte Auto da Fe auf Auto da Fe —, bis endlich jeder Keim derselben erstickt war. Seit dem Jahre 1570 finden wir fast nur noch Ausländer um des Protestantismus willen vor die Inquisition gezogen.

In Spanien begünstigte die Regierung die Jesuiten nicht. Man fand, es seien meistens Juden-Christen, nicht von dem rein spanischen

Gebürt: man traute ihnen den Gedanken zu, sich für alle die Mißhandlungen, die sie erduldet, wohl auch einmal rächen zu wollen. In Portugal dagegen gelangten die Mitglieder dieses Ordens nur allzubald zu unumschränkter Gewalt: sie regierten das Reich im Namen des Königs Sebastian. Da sie auch in Rom, auch unter Pius V den größten Credit hatten, so brauchten sie ihre Autorität in jenem Lande nach den Gesichtspunkten der Curie.

Und so beherrschte Pius V die beiden Halbinseln vollkommener als lange einer seiner Vorfahren: allenthalben traten die tridentiner Anordnungen ins Leben; alle Bischöfe schworen auf die Professio fidei, welche einen Inbegriff der dogmatischen Satzungen des Conciliums enthält. Papst Pius V machte den römischen Katechismus bekannt, in welchem dieselben hie und da noch weiter ausgebildet erscheinen: er abolirte alle Brevariarien, die nicht vom römischen Stuhle ausdrücklich gegeben oder über zweihundert Jahre lang eingeführt seien, und machte ein neues bekannt, nach den ältesten der Hauptkirchen von Rom entworfen, von dem er wünschte, daß es allenthalben eingeführt werde; er verfehlte nicht, auch ein neues Missale „nach der Norm und dem Ritua der heiligen Väter“ zu allgemeinem Gebrauch zu publiciren; die geistlichen Seminare füllten sich; die Klöster wurden wirklich reformirt; die Inquisition machte mit erbarmungsloser Strenge über die Einheit und Unantastbarkeit des Glaubens.

Oben hiedurch ward nun aber zwischen allen diesen Ländern und Staaten eine enge Vereinigung gebildet. Es trug dazu unendlich bei, daß Frankreich, in innere Kriege gerathen, seine alte Feindseligkeit gegen Spanien entweder aufgab, oder doch nicht mehr so lebendig geltend machte. Die französischen Unruhen hatten auch noch eine andere Rückwirkung. Aus den Ereignissen einer Zeit tauchen immer einige allgemeinen politischen Ueberzeugungen auf, welche dann die Welt praktisch beherrschen. Die katholischen Fürsten glaubten innezuwerden, daß es einen Staat ins Verderben stürze, wenn er Veränderungen in der Religion gestatte. Hatte Pius IV gesagt, die Kirche könne nicht fertig werden ohne die Fürsten, so waren jetzt die Fürsten überzeugt, auch für sie sei eine Vereinigung mit der Kirche unumgänglich nothwendig. Fortwährend predigte es ihnen Pius V. In der That erlebte er, diese südlich-christliche Welt sogar zu einer gemeinschaftlichen Unternehmung um sich vereinigt zu sehen.

Noch immer war die osmanische Macht in gewaltigem Fortschritt: sie beherrschte das Mittelmeer; ihre Unternehmungen, erst auf Malta,

dann auf Cypern, zeigten, wie ernstlich sie eine Eroberung der bisher nicht bezwungenen Inseln beabsichtigte; von Ungarn und Griechenland aus bedrohte sie Italien. Es gelang Pius V, den katholischen Fürsten diese Gefahr endlich einmal recht einleuchtend zumachen; bei dem Angriff auf Cypern entsprang in ihm der Gedanke eines Bundes derselben: den Venezianern auf der einen, den Spaniern auf der anderen Seite schlug er einen solchen vor. „Als ich die Erlaubniß erhalten, darüber zu unterhandeln, und sie ihm mittheilte“, sagt der venezianische Gesandte, „erhob er seine Hände gegen den Himmel und dankte Gott; er versprach, diesem Geschäfte seinen ganzen Geist und alle seine Gedanken zu widmen“. Es kostete ihm unendliche Mühe, die Schwierigkeiten wegzuräumen, die einer Vereinigung der beiden Seemächte entgegenstanden; die übrigen Kräfte Italiens gestellte er ihnen zu; er selbst, obwohl er anfangs weder Geld noch Schiffe noch Waffen hatte, fand doch Mittel, auch päpstliche Galeeren zu der Flotte stoßen zu lassen; an der Wahl des Anführers Don Johann von Oestreich hatte er Antheil: dessen Ehrgeiz und Devotion wußte er zugleich zu entflammen. Und so kam es zu dem glücklichsten Schlachttage — bei Lepanto —, den die Christen je gehalten. So sehr lebte der Papst in diesem Unternehmen, daß er an dem Tage der Schlacht in einer Art von Entzücken den Sieg zu sehen meinte. Daß dieser erfochten ward, erfüllte ihn mit hohem Selbstvertrauen und den kühnsten Entwürfen. In ein paar Jahren hoffte er die Osmanen ganz erniedrigt zu haben.

Nicht allein aber zu so unbedenklich ruhmwürdigen Unternehmungen benutzte er seine Vermittlung. Seine Religiosität war von einer so ausschließenden und gebieterischen Art, daß er den andersgläubigen Christen den bittersten Haß widmete. Daß die Religion der Unschuld und der Demuth, daß wahre Frömmigkeit verfolge, welch ein Widerspruch! Pius V, hergekommen bei der Inquisition, in ihren Ideen alt geworden, fand darin keinen. Suchte er die Reste abweichender Regungen, die es in den katholischen Ländern gab, mit unermüdlichem Eifer zu vertilgen, so verfolgte er die eigentlichen, frei gewordenen oder noch im Kampf begriffenen Protestanten mit noch wilderem Ingrimm. Den französischen Katholiken kam er nicht allein selbst mit einer kleinen Kriegsmacht zu Hülfe; dem Anführer derselben, dem Grafen Santafiore, gab er die unerhörte Weisung, „keinen Hugenotten gefangenzunehmen, jeden, der ihm in die Hände falle, sofort zu tödten“. Bei den niederländischen Unruhen schwankte Philipp II anfangs, wie er die Provinzen zu behandeln habe; der

Papst rieth ihm zu bewaffneter Dazwischenkunft. Sein Grund war: wenn man ohne den Nachdruck der Waffen unterhandle, so empfangen man Gesetze; habe man dagegen die Waffen in den Händen, so schreibe man deren vor. Er billigte die blutigen Maßregeln des Alba: er schickte ihm dafür den geweihten Hut und Degen. Es kann nicht bewiesen werden, daß er um die Vorbereitungen zu der Bartholomäusnacht gewußt habe; aber er hat Dinge begangen, die keinen Zweifel übrig lassen, daß er sie so gut wie sein Nachfolger gebilligt haben würde.

Welch eine Mischung von Einfachheit, Edelmut, persönlicher Strenge, hingeebener Religiosität und herber Ausschließung, bitterem Haß, blutiger Verfolgung.

In dieser Gesinnung lebte und starb Pius V. Als er seinen Tod kommen sah, besuchte er noch einmal die sieben Kirchen, „um“, wie er sagte, „von diesen heiligen Orten Abschied zu nehmen“: dreimal küßte er die letzten Stufen der Scala santa. Er hatte einst versprochen, zu einer Unternehmung gegen England nicht allein die Güter der Kirche, Kelche und Kreuze nicht ausgenommen, aufzuwenden, sondern auch in Person zu erscheinen, um sie zu leiten. Auf dem Wege stellten sich ihm einige aus England verjagten Katholiken dar; er sagte: er wüßte sein Blut für sie zu vergießen. Hauptsächlich sprach er von der Liga, zu deren glücklicher Fortsetzung er alles vorbereitet hinterlasse: das letzte Geld, das er ausgab, war dafür bestimmt. Die Geister seiner Unternehmungen umgaben ihn bis auf seinen letzten Augenblick. An ihrem glücklichen Fortgange zweifelte er nicht. Er meinte, Gott werde nöthigenfalls aus den Steinen den Mann erwecken, dessen man bedürfe.

Ward nun gleich sein Verlust mehr empfunden, als er selbst geglaubt hatte, so war doch eine Einheit gebildet, es war eine Macht vorhanden, deren innere Triebe die eingeschlagene Richtung behaupten mußten.

Viertes Buch.

Staat und Hof. Die Zeiten Gregors XIII und Sixtus' V.

Mit verjüngter, neu zusammengenommener Kraft trat nunmehr der Katholicismus der protestantischen Welt entgegen.

Wollte man sie im Ganzen mit einander vergleichen, so war der Katholicismus schon dadurch in ungemeinem Vortheil, daß er einen Mittelpunkt hatte, ein Oberhaupt, das seine Bewegung nach allen Seiten hin leitete.

Nicht allein vermochte der Papst die Kräfte der übrigen katholischen Mächte zu gemeinschaftlichen Anstrengungen zu vereinigen; er hatte auch einen eigenen Staat, der stark genug war, um etwas Wesentliches dazu beizutragen.

In einer neuen Bedeutung erscheint uns nunmehr der Kirchenstaat.

Er war gegründet worden, indem die Päpste ihre Geschlechter zu fürstlicher Gewalt zu erheben, oder sich selbst ein überwiegendes Ansehen unter den Mächten der Welt, vornehmlich den italienischen Staaten, zu verschaffen suchten. Weder das eine noch das andere hatten sie in dem Maße erreicht, wie sie es gewünscht hätten: jezt war es auf immer unmöglich geworden, diese Bestrebungen zu erneuern. Ein eigenes Gesetz verbot die Veräußerung kirchlicher Besitzthümer: allzu mächtig waren die Spanier in Italien, als daß man noch mit ihnen hätte wetteifern dürfen. Dagegen ward der Staat nunmehr zu einer Stütze für die geistliche Gewalt. Mit den finanziellen Mitteln, die er darbot, wurde er für die allgemeine Entwicklung wichtig. Ehe wir weiter gehen, ist es nothwendig, seine Verwaltung, wie sie sich in dem Laufe des sechszehnten Jahrhunderts allmählich ausbildete, näher ins Auge zu fassen.

Verwaltung des Kirchenstaates.

Ein wohlgelegenes, reiches, herrliches Gebiet war den Päpsten zu Theil geworden.

Die Relationen des sechszehnten Jahrhunderts können nicht Worte genug finden, um die Fruchtbarkeit desselben zu rühmen. Wie schöne Ebenen biete es um Bologna, durch die ganze Romagna dar! Die Apenninen hinan verknüpfe es Anmuth und Fruchtbarkeit. „Wir reisten“, sagen die venezianischen Gesandten von 1522, „von Macerata nach Tolentino durch das schönste Gefilde: Hügel und Ebenen voller Ge-

treide: 30 Miglien weit wuchs nichts anderes; keinen Fußbreit Landes hätte man unbebaut finden können; es schien unmöglich, so viel Getreide einzusammeln, geschweige zu verbrauchen.“ Die Romagna brachte jährlich 40000 Stara Getreide mehr hervor, als sie selbst bedurfte; es war große Nachfrage danach; nachdem die gebirgigen Landstriche von Urbino, Toscana und Bologna versorgt worden, führte man zuweilen noch 35000 Stara jewärts aus. Während Venedig von der Romagna und der Mark aus, wurden an dem anderen Meere, aus dem Gebiete von Viterbo und dem Patrimonium, in der Regel Genua, zuweilen sogar Neapel mit ihrem Bedürfniß versehen. In einer seiner Bullen vom Jahre 1566 preist Pius V die göttliche Gnade, durch die es geschehen sei, daß Rom, welches in früheren Zeiten nicht ohne fremdes Getreide bestehen können, jezt nicht allein daran Ueberfluß habe, sondern auch Nachbarn und Auswärtigen, zu Land und See, dessen oftmals aus seiner Campagna zuzuführen vermöge. Im Jahre 1589 berechnet man die Getreideausfuhr des Kirchenstaates auf einen Werth von jährlich 500000 Sc. Einzelne Landschaften waren noch durch besondere Producte berühmt: Perugia durch Hanf, Faenza durch Lein, Viterbo durch beides, Cesena durch einen Wein, den man verschiffte, Rimini durch Del, Bologna durch Weid, S. Lorenzo durch fein Manna; das Weingewächs von Montefiascone hatte Ruf in der ganzen Welt. In der Campagna fand man damals eine Gattung Pferde, die den neapolitanischen nicht viel nachgab; nach Nettuno und Terracina hin hatte man die schönste Jagd, zumal von Ebern. Es fehlte nicht an sibirischen Seen; man besaß Salzwerke, Alaunwerke, Marmorbrüche: man schien alles in Fülle zu haben, was man sich nur zum Leben wünschen konnte.

Von dem Verkehr der Welt war man denn auch mit nichten ausgeschlossen. Ancona hatte einen sehr blühenden Handel. „Es ist ein schöner Ort“, sagen jene Gesandten von 1522, „voll von Kaufleuten, hauptsächlich Griechen und Türken: — es ward uns versichert, daß einige von ihnen im vorigen Jahre ein Geschäft von 500000 Duc. gemacht haben.“ Im Jahre 1549 finden wir daselbst 200 griechische Familien angesiedelt, die ihre eigene Kirche haben, alles Handelsleute. Der Hafen ist voll von levantinischen Caravellen. Armenier, Türken, Florentiner, Lucchesen, Venetianer, Juden vom Orient und Occident sind zugegen. Die Waaren, die man hier eintauschte, bestanden in Seide, Wolle, Leder, Blei von Flandern, Tuchen. Der Luxus nahm zu; die Miethen der Häuser waren im Steigen;

man nahm Aerzte und Schullehrer zahlreicher und zu höherer Befoldung an als bisher.

Noch viel mehr aber als Regsamkeit und Handelsthätigkeit rühmt man uns die Tapferkeit der Einwohner des Kirchenstaates: zuweilen wird sie uns sogar nach ihrer mannichfaltigen Abstufung vorgestellt. Man findet die Peruginer wacker im Dienst: die Romagnolen tapfer, aber unvorsichtig: die Spoletiner voll von Kriegskliffen: die Bolognesen muthig und nur schwer in Mannszucht zu halten: die Marchianen zur Plünderung geneigt: die Faentiner vor allem geeignet, einen Angriff auszuhalten und den Feind auf seinem Rückzuge zu verfolgen: in der Ausführung schwieriger Manöver schienen die Forlivesen, im Gebrauch der Lanze die Einwohner von Fermo den Vorzug zu verdienen. „Das ganze Volk“, sagt einer unserer Venezianer, „ist zum Kriege geschickt und wild von Natur. Sobald diese Menschen nur einmal ihre Heimath verlassen haben, sind sie zu jeder Kriegsthat, zu Belagerungen wie zu offener Schlacht zu brauchen: leicht ertragen sie die Mühseligkeiten des Feldzuges“. Noch immer bekam Venedig seine besten Truppen aus der Mark und aus der Romagna; darum war die Freundschaft eines Herzogs von Urbino für die Republik so wichtig: immer finden wir Hauptleute aus diesen Gegenden in ihren Diensten. Man sagte aber, es gebe hier Capitäne für alle Fürsten der Welt; man erinnerte daran, daß von hier die Compagnie des heiligen Georg ausgegangen sei, mit der Alberich von Barbiano die ausländischen Söldnerhaufen ausgerottet und den Ruhm der italienischen Waffen erneuert hatte: es sei noch der Stamm und Same der Menschen, welche einst zur Gründung des römischen Reiches so viel beigetragen. In neueren Zeiten hat sich ein so stark ausgesprochenes Lob weniger bewährt; doch soll der letzte Kriegsfürst, der sich dieser Mannschaft außerhalb ihrer Heimath bedient hat, ihnen vor den übrigen italienischen und einem guten Theil seiner französischen Truppen unbedenklich den Vorzug zugestanden haben.

Alle diese reichen Landschaften und tapferen Bevölkerungen waren jetzt der friedlichen, geistlichen Gewalt des Papstes unterworfen. Die Natur des Staates, die sich unter ihr entwickelte, haben wir uns nun in ihren Grundzügen zu vergegenwärtigen.

Er beruhete, wie der italienische Staat überhaupt, auf einer mehr oder minder durchgreifenden Beschränkung der municipalen Unabhängigkeit, welche sich im Laufe der Jahrhunderte ziemlich allenthalben ausgebildet hatte.

Noch während des funfzehnten Jahrhunderts empfangen die

Prioren von Viterbo auf ihren steinernen Sitzen vor der Thür des Stadthauses den Eid des Podesta, welcher ihnen von dem Papst oder seinem Stellvertreter zugesendet wurde.

Als sich im Jahre 1463 die Stadt Fano dem päpstlichen Stuhle unmittelbar unterwarf, machte sie zuvor ihre Bedingungen: nicht allein Unmittelbarkeit auf alle Zukunft, sondern auch das Recht, ihren Podesta selbst zu wählen ohne weitere Bestätigung, auf 20 Jahre Befreiung von allen neuen Lasten, den Vortheil von dem Salzverkauf und mehrere anderen Berechtigungen bedang sie sich aus.

Selbst ein so gewaltfamer Herrscher wie Cesar Borgia konnte es nicht umgehen, den Städten, aus welchen er seine Herrschaft zusammengesetzt, Privilegien zu gewähren. Der Stadt Sinigaglia trat er sogar Einkünfte ab, die bisher dem Fürsten gehört hatten.

Wie viel mehr mußte Julius II dies thun, dessen Ehrgeiz es war, als ein Befreier von der Tyrannei zu erscheinen! Die Peruginer erinnerte er selbst daran, daß er die blühenden Jahre seiner Jugend in ihren Mauern zugebracht habe. Als er den Baglione aus Perugia verdrängte, begnügte er sich, die Ausgewanderten zurückzuführen, dem friedlichen Magistrat der Priori seine Macht zurückzugeben, die Professoren der Universität mit besseren Befoldungen zu erfreuen; die alten Freiheiten tastete er nicht an. Noch lange nachher leistete diese Stadt nichts weiter als eine Recognition von ein paar tausend Ducaten: noch unter Clemens VII finde ich eine Berechnung; wie viel Truppen sie ins Feld stellen könne, gleich als wäre es eine völlig freie Commune.

Eben so wenig ward Bologna unterjocht. Es hat allezeit mit den Formen auch viele wesentlichen Attribute municipaler Unabhängigkeit behauptet. Frei verwaltete es seine Einkünfte; es hielt seine eigenen Truppen; der Legat des Papstes nahm eine Befoldung von der Stadt.

In dem venezianischen Kriege eroberte Julius II die Städte der Romagna. Er hat keine einzige an sich gebracht, ohne beschränkende Bedingungen einzugehen oder ohne bestimmte neue Vorrechte zu gewähren; auf die Capitulationen, die sie damals schlossen, sind sie später immer zurückgekommen. Das staatsrechtliche Verhältniß, in das sie traten, bezeichneten sie mit dem Titel der kirchlichen Freiheit.

Fassen wir den Staat, der auf diese Weise zusammenkam, im Ganzen, so hat er eine große Aehnlichkeit mit dem venezianischen. In dem einen wie in dem anderen war die Staatsgewalt bisher in den Händen der Communen gewesen, die in der Regel andere kleine

Gemeinheiten unterworfen hatten und beherrschten. Im Venezianischen begaben sich diese regierenden Municipalitäten, ohne darum ihre Unabhängigkeit in allen Stücken einzubüßen, auf sehr genau bestimmte Bedingungen unter die Herrschaft der Nobili von Venedig. Im Kirchenstaate geriethen sie unter das Gemeinwesen der Curie; denn ein Gemeinwesen, wie dort der Adel, bildete hier der Hof. Zwar war die Würde der Prälatur während der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts noch selbst nicht für die bedeutendsten Stellen unentbehrliches Erforderniß: es finden sich weltliche Vicelegaten in Perugia; in der Romagna scheint es fast die Regel zu sein, daß ein weltlicher Präsesident die Verwaltung leitet; Raien erwarben zuweilen die größte Macht und ein unbedingtes Ansehen, wie unter Clemens VII Jacopo Salviati; aber einmal gehörten auch diese zu der Curie: sie waren Angehörige eines Papstes und hiedurch Mitglieder jener Corporation; sodann liebten die Städte weltliche Governatoren nicht; sie forderten selbst Prälaten: es schien ihnen ehrenvoller, hohen Geistlichen zu gehorchen. Mit einem deutschen Fürstenthum und dessen ausgebildetem ständischen Wesen verglichen, sieht ein italienisches auf den ersten Blick fast rechtlos aus. Aber in der That gab es auch hier eine bemerkenswerthe Gliederung mannichfaltiger Gerechtigkeiten: der Nobili einer Stadt der Staatsgewalt gegenüber, der Cittadini in Bezug auf die Nobili, der unterworfenen Communen gegen die vornehmste, der Bauern gegen die Stadt. Auffallend ist, daß es in Italien fast nirgends zu Provinzialberechtigungen kam. Auch in dem Kirchenstaat wurden wohl Provinzialzusammenkünfte gehalten: man bezeichnet sie mit dem viel bedeutenden Namen von Parlamenten; allein auf irgend eine Weise muß es den Sitten des Landes und dem italienischen Charakter widersprochen haben, ein solches Institut auszubilden: zu einer nachhaltigen Wirksamkeit sind sie niemals gelangt.

Hätte sich aber auch nur die municipale Verfassung vollkommen entwickelt, wie sie dazu die Möglichkeit hatte und auf dem Wege zu sein schien, so würde sie, bei der Beschränkung der Staatsgewalt auf der einen, den positiven Rechten und der großen Macht der Communen auf der anderen Seite und der Menge einzelner Privilegien, das Princip der Stabilität — ein durch besondere Berechtigungen und gegenseitige Beschränkung fixirtes Staatswesen — auf das stärkste dargestellt haben.

In dem Venezianischen ist man sehr weit darin gekommen, um vieles weniger in dem Kirchenstaat.

Es liegt das schon in dem ursprünglichen Unterschied der Re-

gierungsformen. In Venedig war es eine erbliche, sich selbst regierende Corporation, welche die Regierungsrechte als ihr Eigenthum ansah. Die römische Curie war dagegen höchst beweglich: nach jedem neuen Conclave stießen neue Elemente dazu; die Landsleute der verschiedenen Päpste bekamen allemal einen großen Antheil an den Geschäften. Dort ging jede Wahl zu einer Stelle in der Verwaltung von den Corporationen selber aus; hier hing sie von der Gunst des Oberhauptes ab. Dort wurden die Regierenden durch strenge Gesetze, scharfe Aufsicht und Syndication im Zaum gehalten; hier wurde die Persönlichkeit weniger durch Furcht vor der Strafe als durch Hoffnung auf Beförderung, die indeß doch sehr von Gunst und Wohlwollen abhing, eingeschränkt und behauptete einen weiteren Spielraum.

Auch hatte sich die päpstliche Regierung von allem Anfang eine freiere Stellung ausbedungen.

In dieser Hinsicht giebt es ein merkwürdiges Resultat, wenn man irgendwo römische Zugeständnisse mit venezianischen vergleicht. Unter anderen ist das bei Faenza leicht, welches sich erst wenige Jahre, ehe es an den Papst fiel, den Venezianern ergeben hatte und mit beiden Capitulationen abschloß. Beide Male hatte es z. B. gefordert, daß nie eine neue Auflage eingeführt werden dürfe ohne die Billigung der Mehrheit des großen Rathes von Faenza; die Venezianer hatten das ohne Bedenken zugegeben; der Papst fügte die Clausel hinzu: „wofern es nicht ihm aus bedeutenden und vernünftigen Gründen anders gefalle.“ Ich will diese Capitel nicht durchgehen; allenthalben zeigt sich ein ähnliches Verhältniß; es ist genug, wenn ich noch einer Abweichung gedenke. Die Venezianer hatten ohne weiteres zugestanden, daß alle Criminalurtheile von dem Podesta und dessen Curie gefällt werden sollten; der Papst gestattete das im Allgemeinen nicht minder; nur Eine Ausnahme setzte er fest: „in Fällen der beleidigten Majestät oder ähnlicher Verbrechen, die ein öffentliches Vergerniß veranlassen könnten, soll die Autorität des Governators eintreten.“ Man sieht, daß sich die päpstliche Regierung gleich von vornherein eine viel stärkere Einwirkung der souveränen Gewalt vorbehielt.

Es ist nicht zu leugnen, daß man es ihr von der anderen Seite her sehr erleichterte.

In den unterworfenen Städten hielten sich zwar in jener Zeit die mittleren Stände, die Bürger, auch wenn sie Einkünfte besaßen, um davon zu leben, die Kaufleute und Handwerker, ruhig und gehorsam; in ewiger Bewegung aber sah man die Patrizier, die Nobili,

die es doch waren, welche die municipale Gewalt in ihren Händen hatten. Sie trieben keine Gewerbe; sie bekümmerten sich wenig um den Ackerbau; weder höhere Bildung noch Gewandtheit in der Führung der Waffen lag ihnen sehr am Herzen: nur ihre Entzweigungen und Feindseligkeiten beschäftigten sie. Noch immer bestanden die alten Parteien der guelfischen und gibellinischen Geschlechter; durch die letzten Kriege, die eine Eroberung bald von der einen, bald von der anderen Seite herbeigeführt, waren sie genährt worden; man kannte alle Familien, die zu der einen oder zu der anderen gehörten. In Faenza, Ravenna, Forlì waren die Gibellinen, in Rimini die Guelfen am stärksten; doch hielten sich in jeder dieser Städte auch die entgegengesetzten Factionen: in Cesena und Imola waren sie einander gleich. Auch bei äußerlicher Ruhe ging doch ein geheimer Krieg fort: ein Jeder ließ es sich vor allem angelegen sein, seine Gegner von der anderen Partei niederzuhalten, in Schatten zu stellen. Die Oberhäupter hatten Anhänger in der geringsten Classe an der Hand: starke entschlossene Leute, herumschweifende Bravi, welche diejenigen selber auffuchen, von denen sie wissen, daß sie vor ihren Feinden Furcht hegen, oder daß sie wohl eine Beleidigung zu rächen hätten: einen Mord für Geld auszuführen, sind sie immer bereit.

Diese durchgehenden Feindseligkeiten bewirkten nun, daß, indem keine Partei der anderen die Gewalt gönnte, noch ihr traute, die Städte selbst ihre Privilegien weniger streng behaupteten. Wenn der Präsident, der Legat in die Provinz kam, so fragte man nicht, ob er die municipalen Rechte zu beobachten gesonnen sei; man suchte nur zu erforschen, mit welcher Partei er es halte. Man kann nicht ausdrücken, wie sehr sich die Begünstigten freuten, die Anderen sich betrübten. Der Legat mußte sich sehr in Acht nehmen. Die angesehensten Männer schlossen sich leicht an ihn an, suchten ihm gefällig zu sein, gaben einen großen Eifer für das Interesse des Staates zu erkennen und billigten alle Maßregeln, welche zur Beförderung desselben ergrißen wurden; aber alles dies thaten sie oft nur, um bei ihm Fuß zu fassen, sich einzuschmeicheln und alsdann die Partei, welche sie haßten, desto empfindlicher benachtheiligen, verfolgen zu können.

In etwas anderer Lage waren die Barone auf dem Lande. In der Regel waren sie arm, aber freigebig und ehrgeizig, so daß sie selbst offenes Haus hielten und ohne Ausnahme einen Aufwand machten, der ihre Kräfte überstieg. In den Städten hatten sie noch immer Anhänger, deren sie sich manchmal zu Ungelegenheiten bedienten. Ihre vornehmste Sorge aber ließen sie es sein, mit ihren

Bauern, die immer bei weitem den meisten Grund und Boden besaßen, obwohl eben auch keine Reichthümer, ein gutes Verhältniß zu behaupten. In den südlichen Ländern hält man wohl auf das Ansehen der Geburt, die Prærogative des Blutes; aber der Unterschied der Stände ist doch lange nicht so stark wie in den nördlichen: er schließt die engste persönliche Vertraulichkeit nicht aus. Auch diese Barone lebten mit ihren Bauern mehr in dem Verhältniß einer brüderlichen Unterordnung: man konnte nicht sagen, ob die Unterthanen zu Gehorsam und Dienst, oder die Barone zu Hülfeleistungen williger waren: es lag noch etwas Patriarchales in ihrer Verbindung. Dies kam unter anderem daher, weil der Baron vor allem den Recurs seiner Hinterlassen an die Staatsgewalt zu vermeiden suchte. Von der Lehnsheerlichkeit des päpstlichen Stuhles wollte er nicht viel wissen. Daß der Legat die zweite und zuweilen sogar die erste Instanz in Anspruch nahm, hielten die Lehnsleute nicht sowohl für ein Recht als für die Folge einer unglücklichen politischen Conjunction, welche bald vorübergehen werde.

Noch gab es auch hie und da, besonders in der Romagna, ganz freie Bauerschaften. Es waren große Geschlechter, die sich von Einem Stamm herleiteten: Herren in ihren Dörfern: alle bewaffnet, besonders geübt im Gebrauche der Fadenbüchse: in der Regel halb verwildert. Man kann sie mit den freien griechischen oder slawischen Gemeinden vergleichen, die unter den Venezianern ihre Unabhängigkeit behaupteten oder die verlorene unter den Türken wiederer kämpften, wie wir ihnen in Candia, Morea und Dalmatien begegnen. In dem Kirchenstaat hielten auch sie sich zu den verschiedenen Factionen. Die Cabina, Scardocci, Solaroli waren Gibellinen, die Manbelli, Cerroni und Serra Guelfen. Die Serra hatten in ihrem Gebiet eine Anhöhe, die zu einer Art Asyl für diejenigen diente, die etwas verborgen hatten. Die stärksten von allen waren die Cerroni, die auch noch in das florentinische Gebiet hinüber wohnten. Sie hatten sich in zwei Nester getheilt, Rinaldi und Ravagli, die trotz ihrer Verwandtschaft in ewiger Fehde lagen. Sie standen in einer Art von erblicher Verbindung, nicht allein mit den vornehmen Geschlechtern der Städte, sondern auch mit Rechtsgelehrten, welche die eine oder die andere Faction in ihren Streithändeln unterstützten. In der ganzen Romagna gab es keine so mächtige Familie, daß sie nicht von diesen Bauern leicht hätte verletzt werden können. Immer hatten die Venezianer einen oder den anderen Obersten unter ihnen, um ihrer Hülfe in Kriegsfällen gewiß zu sein.

Wären, wie gesagt, alle diese Einwohner einmüthig gewesen, so

hätte es den römischen Prälaten schwer fallen sollen, die Staatsgewalt geltend zu machen. Ihre Entzweiung aber gab der Regierung Kraft. In der Relation eines Präsidenten der Romagna an Papst Gregor XIII finde ich die Worte: „es regiert sich schwer, wenn das Volk allzugut zusammenhält; ist es dagegen entzweit, so läßt es sich leicht beherrschen“. Aber überdies bildete sich in diesen Ländern noch eine Partei zu Gunsten der Regierung. Es waren die friedlichen Leute, welche die Ruhe wünschten, jener Mittelstand, der von den Factionen nicht ergriffen war. In Fano trat er in eine Verbindung zusammen, die man die heilige Union nannte, dazu genöthigt, wie es in der Stiftungsurkunde heißt, „weil sich die ganze Stadt mit Raub und Mord erfüllt habe und nicht allein diejenigen unsicher seien, die sich in die Feindseligkeiten verwickelt, sondern auch die, welche lieber im Schweiß ihres Angesichts ihr Brod äßen“: sie vereinigen sich durch einen Eidschwur in der Kirche als Brüder auf Leben und Tod, die Ruhe in der Stadt aufrechtzuerhalten und die Störer derselben zu vernichten. Die Regierung begünstigte sie und gab ihnen das Recht, Waffen zu tragen. In der ganzen Romagna finden wir sie unter dem Namen der Pacifici: sie bilden allmählich eine Art von plebejischem Magistrat. Auch unter den Bauern hatte die Regierung ihre Anhänger. Die Manbelli hielten sich zu dem Hofe des Legaten. Sie schafften Banditen herbei und bewachten die Grenzen: es gab ihnen dies wieder unter ihren Nachbarn ein nicht geringes Ansehen. Nachbarliche Eifersucht, der Gegensatz der Landgemeinden gegen die Städte und manche anderen inneren Uebelstände kamen der Regierung überdies zu Hülfe.

Und so finden wir statt jener Geseklichkeit, Ruhe und Stabilität, zu welcher der Idee nach diese Verfassung hätte entwickelt werden können, eine lebhafte Bewegung der Factionen, Einwirkung der Regierung, solange diese entzweit sind: Gegenruck der Municipalitäten, sowie sie sich einmal vereinigen: Gewalt für das Gesek, Gewalt wider das Gesek. Ein jeder sieht, wie weit er es bringen kann.

Gleich unter Leo X machten die Florentiner, welche die Regierung größtentheils in Händen hatten, die Rechte der Curie auf eine sehr drückende Weise geltend. Man sah die Gesandtschaften der Städte eine nach der anderen nach Rom gelangen und um eine Abhülfe ihrer Beschwerden nachsuchen. Ravenna erklärte, es werde sich eher den Türken ergeben, als die Fortsetzung eines solchen Regiments dulden. Noch oft kamen während der Sedisvacanzen die alten Herren zurück; nur mit Mühe wurden sie dann von den Päpsten

wieder verjagt. Auf der anderen Seite fürchteten auch die Städte, wieder alienirt zu werden. Bald ist es ein Cardinal, bald ein Angehöriger des Papstes, bald ein benachbarter Fürst, der für eine Summe, die er der Kammer zahlt, die Regierungsrechte in einer oder der anderen Stadt an sich zu bringen sucht. Die Städte halten auch darum Agenten und Gesandten zu Rom, um jeden Plan dieser Art, sowie er gefaßt ist, kennen zu lernen, sowie er zur Ausführung gelangen soll, zu hintertreiben. In der Regel gelingt es ihnen. Aber zuweilen kommen sie auch in den Fall, gegen päpstliche Autoritäten, selbst gegen päpstliche Truppen Gewalt zu brauchen. Veinache in jeder Geschichte dieser Ortschaften findet sich ein oder das andere Beispiel einer groben Widersetzlichkeit. In Faenza kam es einmal, in dem Sommer des Jahres 1521, zwischen den Schweizern des Papstes Leo und den Bürgern zu einem förmlichen Kampfe, zu einer Art von Schlacht auf der Straße. Den Schweizern gelang es noch, sich auf der Piazza zu vereinigen; aber alle Ausgänge der Straße, die in dieselbe münden, waren von den Bürgern verrammelt, und die Schweizer mußten zufrieden sein, daß man einen eröffnete und sie ohne Beschädigung abziehen ließ. In Faenza hat man diesen Tag seitdem lange Jahre hindurch mit religiösen Festlichkeiten begangen. Jesi, nicht gerade eine bedeutende Stadt, hatte doch den Muth, den Vicegovernator, der gewisse Ehrenbezeugungen verlangte, die man ihm nicht erweisen mochte, am 25ten November 1528 in seinem Palast anzugreifen. Bürger und Bauern waren vereinigt, 100 Abanefer, die in der Nähe standen, in Sold genommen. Der Vicegovernator ergriff mit allen seinen Beamten die Flucht. „Mein Vaterland“, sagt der übrigens sehr katholisch-fromme Chronist dieser Stadt, „das sich dergestalt zu seiner ursprünglichen Freiheit hergestellt sah, beschloß, diesen Tag jährlich auf öffentliche Kosten feierlich zu begehen.“

Hieraus konnte, wie sich versteht, nichts anderes folgen als neue Uebermannung, Strafe und größere Beschränkung. Gegen Städte, welche noch bedeutende Ueberreste der alten Freiheit besaßen, ergriff die Regierung solche Gelegenheiten, um ihnen dieselben zu entreißen, um sie vollends zu unterwerfen.

Wie dies geschah, davon bieten besonders Ancona und Perugia merkwürdige Beispiele dar.

Auch Ancona bezahlte dem Papste nur eine jährliche Recognition. Sie erschien um so unzureichender, je mehr die Stadt in Aufnahme kam. Am Hofe berechnete man die Einkünfte von Ancona auf

50000 Scudi und fand es unerträglich, daß der dortige Adel dies Geld unter sich theile. Da nun die Stadt sich zugleich neuen Auflagen entzog und ein Castell, auf das sie Anspruch hatte, mit Gewalt einnahm, so kam es zu offenen Mißthelligkeiten. Man bemerkte, wie damals noch Regierungen zuweilen ihr Recht geltend machten. Die päpstlichen Beamten ließen das Vieh aus der anconitanischen Feldmark wegtreiben, um zu dem Betrage ihrer Auflage zu gelangen; man nannte das Repressalien.

Indessen war Clemens VII hiemit nicht zufrieden. Er erwartete nur einen günstigen Augenblick, um sich zum wirklichen Herrn von Ancona zu machen. Nicht ohne Hinterlist suchte er ihn herbeizuführen.

Indem er eine Festung in Ancona anzulegen befohl, gab er vor, er thue das allein deshalb, weil die türkische Macht, nach ihren Erfolgen in Aegypten und Rhodus in so großer Aufnahme auf dem ganzen Mittelmeer, sich in kurzem ohne Zweifel auch auf Italien werfe. Welch eine Gefahr sei es dann, wenn Ancona, wo ohnedies stets eine Anzahl türkischer Fahrzeuge liege, durch keinerlei Werke geschützt werde. Er schickte Antonio Sangallo, die Festung anzulegen. Die Arbeiten gingen auf das rascheste vorwärts; bald nahm eine kleine Mannschaft daselbst Platz. Eben dies war der Moment, den der Papst erwartete. Als man so weit war, im September 1532, erschien eines Tages der Governator der Mark, Monsignor Bernardino della Barba, zwar ein Priester, aber von kriegerischer Gesinnung, mit einem stattlichen Heere, das ihm die Eifersucht der Nachbarn zusammengebracht, in dem Gebiete von Ancona, nahm ein Thor ein, rückte sofort auf den Marktplatz und ließ seine Truppen vor dem Palast aufmarschiren. Unbesorgt wohnten hier, mit den Zeichen der höchsten Würde, die vor kurzem durch das Loos bestimmten Anzianen. Monsignor della Barba trat mit militärischem Gefolge ein und erklärte ihnen ohne viel Rückhalt, „der Papst wolle die Regierung von Ancona unumschränkt in seine Hände haben“. In der That konnte man ihm keinen Widerstand entgegensetzen. Die jüngeren Nobili ließen in aller Eile einige Mannschaften, die ihnen ergeben waren, von dem Lande hereinkommen; aber was wollte man anfangen, da die päpstlichen Truppen schon durch die neuen Befestigungen für alle Fälle überlegen waren? Der Gefahr einer Plünderung und Zerstörung der Stadt wollten die älteren sich nicht aussetzen. Sie ergaben sich in das Unvermeidliche.

Die Anzianen verließen den Palast; in kurzem erschien der neue

päpstliche Legat, Benedetto della Accolti, welcher der apostolischen Kammer für die Regierungsrechte in Ancona 20000 Sc. des Jahres zuflagt hatte.

Der ganze Zustand ward verändert. Alle Waffen mußten abgeliefert werden; 64 angesehenen Nobili wurden exilirt. Man machte neue Inbussolationen: den Unadeligen, den Einwohnern der Landschaft wurde ein Antheil an den Aemtern gewährt; das Recht ward nicht mehr nach den alten Statuten gesprochen.

Wehe dem, der sich wider diese Anordnungen regte! Einige Oberhäupter machten sich einer Verschwörung verdächtig: sie wurden sofort eingezogen, verurtheilt und enthauptet. Den anderen Tag breitete man einen Teppich auf dem Markte aus; darauf legte man die Leichen; neben jeder brannte eine Fackel: so ließ man sie den ganzen Tag.

Zwar hat nachher Paul III einige Erleichterungen zugestanden; allein die Unterwerfung ward damit nicht zurückgenommen: die alten Freiheiten herzustellen, war er weit entfernt.

Bediene er sich doch vielmehr eben jenes Bernardino della Barba, die Freiheiten einer anderen seiner Städte aufzuheben.

Der Papst hatte den Salzpreis um die Hälfte erhöht. Die Stadt Perugia glaubte sich durch ihre Privilegien berechtigt, sich dieser Auflage zu widersetzen. Der Papst sprach das Interdict aus: die Bürger, in den Kirchen vereinigt, wählten sich einen Magistrat von „fünfundzwanzig Vertheidigern“; vor einem Crucifix auf dem Markte legten sie die Schlüssel ihrer Thore nieder. Beide Theile rüsteten.

Daß eine so bedeutende Stadt sich gegen die Herrschaft des Papstes erhob, erregte eine allgemeine Bewegung. Es würde bemerkenswerthe Folgen gehabt haben, wenn es sonst einen Krieg in Italien gegeben hätte. Da aber alles ruhig war, konnte ihr kein Staat die Hülfe gewähren, auf die sie gerechnet hatte.

Denn obwohl Perugia nicht ohne Macht war, so befaß es doch auch lange nicht die Kraft, einem Heere zu widerstehen, wie es Peter Ludwig Farnese zusammenbrachte, von 10000 Italienern, 3000 Spaniern. Auch zeigte sich die Regierung der Fünfundzwanzig eher gewaltsam und heftig als besonnen und schügend. Nicht einmal Geld zum Sold für die Truppen, die ihnen ein Baglione zuführte, hielten sie bereit. Ihr einziger Verbündeter, Ascanio Colonna, der sich der nämlichen Auflage widersetzte, begnügte sich, Vieh von dem kirchlichen Gebiete wegzutreiben; zu ernstlicher Hülfe entschloß er sich nicht.

Und so mußte sich die Stadt, nach kurzer Freiheit, am 8ten Juni

1550 wieder ergeben. In langen Trauerkleidern, mit Stricken um den Hals erschienen ihre Abgeordneten in dem Porticus von S. Peter zu den Füßen des Papstes, ihn um Begnadigung anzurufen.

Wohl gewährte er ihnen solche; aber ihre Freiheiten hatte er indeß schon zerstückt. Alle ihre Privilegien hatte er aufgehoben.

Jener Bernardino della Barba kam nach Perugia, um es einzurichten wie Ancona. Die Waffen wurden ausgeliefert, die Ketten, mit denen man bisher die Straßen verschloß, weggenommen, die Häuser der Fünfundzwanzig, die bei Zeiten entwichen waren, dem Erdboden gleichgemacht: an der Stelle, wo die Baglioni gewohnt, ward eine Festung aufgerichtet. Die Bürger selbst mußten dazu steuern. Man hatte ihnen einen Magistrat gegeben, dessen Name schon den Zweck anzeigt, zu dem er bestimmt war. Conservatoren des kirchlichen Gehorsams nannte man ihn. Ein späterer Papst gab ihm den Titel Prioren zurück, doch keines von den alten Gerechtfamen.

Auch Ascenio Colonna war indeß von dem nämlichen Heere überzogen und aus seinen festen Plätzen vertrieben worden.

Durch so viele glücklichen Schläge ward die päpstliche Gewalt in dem Kirchenstaat unendlich vergrößert: weder die Städte noch die Barone wagten, sich ihr länger zu widersetzen; von den freien Communen hatte sie eine nach der anderen unterworfen; alle Hülsquellen des Landes konnte sie zu ihren Zwecken anstrengen.

Wir betrachten nun, wie sie das that.

Finanzen.

Vor allem kommt es dann darauf an, daß wir uns das System der päpstlichen Finanzen vergegenwärtigen: — ein System, welches nicht allein für diesen Staat, sondern durch das Beispiel, das es aufstellte, für ganz Europa von Bedeutung ist.

Wenn man bemerkt hat, daß die Wechselgeschäfte des Mittelalters ihre Ausbildung hauptsächlich der Natur der päpstlichen Einkünfte verdanken, die in aller Welt fällig, von allen Seiten an die Curie zu übermachen waren, so ist es nicht minder bemerkenswerth, daß das Staatsschuldentwesen, welches uns in diesem Augenblicke alle umschließt und das ganze Getriebe des Verkehrs bedingt und fesselt, in dem Kirchenstaate zuerst systematisch entwickelt wurde.

Mit wie vielem Recht man auch über die Erpressungen Klage geführt haben mag, welche sich Rom während des funfzehnten Jahr-

hunderts erlaubte, so ist doch augenscheinlich, daß von dem Ertrage derselben nur wenig in die Hände des Papstes kam. Pius II genoß die allgemeine Obedienz von Europa; dennoch hat er einmal aus Mangel an Geld sich und seine Umgebung auf Eine Mahlzeit des Tages einschränken müssen. Die 200000 Ducaten, die er zu dem Türkenkriege brauchte, den er vorhatte, mußte er erborgen. Selbst jene kleinlichen Mittel, deren sich mancher Papst bediente, um von einem Fürsten, einem Bischof, einem Großmeister, der eine Sache am Hofe hatte, ein Geschenk, etwa von einem goldenen Becher mit einer Summe Ducaten darin, oder von Pelzwerk, zu erlangen, beweisen nur, wie die Wirkthchaft, die man führte, doch eigentlich armselig war.

Das Geld gelangte, wenn nicht in so außerordentlichen Summen, wie man angenommen, doch in sehr beträchtlichen allerdings an den Hof; aber hier zerfloß es in tausend Hände. Es wurde von den Aemtern absorbiert, die man schon seit geraumer Zeit zu verkaufen pflegte. Sie waren meist auf Sporteln gegründet: der Industrie der Beamten war ein großer Spielraum gelassen. Der Papst hatte nichts davon als den Kaufpreis, sobald sie vacant wurden.

Wollte der Papst zu irgend einer kostspieligen Unternehmung schreiten, so bedurfte er dazu außerordentlicher Mittel. Jubiläen und Indulgenzen waren ihm eben darum höchst erwünscht: die Gutmüthigkeit der Gläubigen gewährte ihm dadurch ein reines Einkommen. Noch ein anderes Mittel ergab sich dann leicht. Um über eine bedeutendere Summe verfügen zu können, brauchte er nur neue Aemter zu creiren und dieselben zu verkaufen. Eine sonderbare Art von Anleihe, von der die Kirche die Zinsen in erhöhten Gefällen reichlich abtrug. Schon lange war sie in Gebrauch. Einem glaubwürdigen Register aus dem Hause Ghigi zufolge gab es in dem Jahre 1471 gegen 650 käufliche Aemter, deren Einkommen man ungefähr auf 100000 Sc. berechnete. Es sind fast alles Procuratoren, Registratoren, Abbreviatoren, Correctoren, Notare, Schreiber, selbst Käufer und Thürsteher, deren wachsende Anzahl die Unkosten einer Bulle, eines Breves immer höher brachte. Eben darauf waren sie angewiesen; ihre Geschäfte wollten wenig oder nichts sagen.

Man erachtet leicht, daß die folgenden Päpste, die sich so tief in die europäischen Handel verstrickten, ein so bequemes Mittel, ihre Cassen zu füllen, begierig ergriffen haben werden. Sixtus IV bediente sich hiebei des Rathes seines Protonotars Sinolfo. Er errichtete auf einmal ganze Collegien, in denen er die Stellen um ein paar hundert Ducaten verkaufte. Sonderbare Titel, die hier erscheinen,

3. B. ein Collegium von 100 Janitscharen, die für 100800 Duc. ernannt und auf den Ertrag der Bullen und Annaten angewiesen wurden. Notariate, Protonotariate, Stellen von Procuratoren bei der Kammer, alles verkaufte Sixtus IV: er trieb es so weit, daß man ihn für den Gründer dieses Systems gehalten hat. Wenigstens kam es erst seit ihm recht in Aufnahme. Innocenz VIII, der in seinen Verlegenheiten bis zur Verpfändung der päpstlichen Tiare schritt, stiftete ein neues Collegium von 26 Secretären für 60000 Scudi und andere Aemter die Fülle. Alexander IV ernannte 80 Schreiber von Breven, deren jeder 750 Scudi zu bezahlen hatte: Julius II fügte 100 Schreiber des Archivs um den nämlichen Preis hinzu.

Indessen waren die Quellen, aus denen alle diese Hunderte von Beamten ihre Einkünfte zogen, doch auch nicht unerschöpflich. Wir sahen, wie fast alle christlichen Staaten zugleich Versuche machten, die Einwirkungen des päpstlichen Hofes zu beschränken. Gerade damals geschahen sie, als sich die Päpste durch ihre großen Unternehmungen zu ungewohntem Aufwand veranlaßt sahen.

Da war es ein Glück für sie, daß sie den Staat und hiemit, so mild sie ihn im Anfang auch behandelten, doch viele neuen Einkünfte erwarben. Man wird sich nicht wundern, daß sie diese ganz auf nämliche Weise wie die kirchlichen verwalteten.

Wenn Julius II die erwähnten Schreiber auf die Annaten anwies, so fügte er ihnen doch noch eine Anweisung auf Dogana und Staatscasse hinzu. Er errichtete ein Collegium von 141 Präsidenten der Annona, welches ganz aus Staatscassen dotirt wurde. Den Ueberschuß der Einkünfte seines Landes wandte er demnach dazu an, Anleihen darauf zu gründen. Das schien den anderen Mächten das Ausgezeichnete an diesem Papste, daß er Geld aufbringen könne, soviel er wolle. Zum guten Theil beruhte seine Politik darauf.

Noch viel größere Bedürfnisse aber, als Julius, hatte Leo X, der nicht minder in Kriege verwickelt, um vieles verschwenderischer und von seinen Verwandten abhängiger war. „Daß der Papst jemals tausend Ducaten beisammenhalten sollte“, sagt Franz Vettori von ihm, „war eben so gut unmöglich, als daß ein Stein von selbst in die Höhe fliege.“ Man hat über ihn geklagt, er habe drei Papstthümer durchgebracht, das seines Vorgängers, von dem er einen bedeutenden Schatz erbte, sein eigenes und das seines Nachfolgers, dem er ein Uebermaß von Schulden hinterließ. Er begnügte sich nicht, die vorhandenen Aemter zu verkaufen; seine große Cardinalernennung brachte ihm eine namhafte Summe; auf dem einmal eingeschlagenen

Wege, neue Aemter zu creiren, lediglich um sie zu verkaufen, schritt er auf das Kühnste fort. Er allein hat deren über 1200 errichtet. Das Wesen aller dieser Portionarii, Scudieri, Cavalieri di S. Pietro, und wie sie sonst heißen, ist, daß sie eine Summe zahlen, von der sie dann Lebenslang unter jenem Titel Zinsen beziehen. Ihr Amt hat keine andere Bedeutung, als daß es den Genuß der Zinsen noch durch kleine Prærogativen vermehrt. Wesentlich ist dies nichts als eine Anleihe auf Leibrenten. Leo zog aus jenen Aemtern mehr als 900000 Scudi. Die Zinsen, die doch ganz bedeutend waren, da sie jährlich den achten Theil des Capitals betrugten, wurden zwar zu einem gewissen Theil auf einen kleinen Ausschlag kirchlicher Gefälle angewiesen: hauptsächlich aber flossen sie aus den Tesorerien der vor kurzem eroberten Provinzen, das ist, dem Ueberfluß der Municipalverwaltungen, welcher der Staatscasse zugute kam, dem Ertrage der Maunwerke, des Salzverkaufs und der Dogana zu Rom: Leo brachte die Anzahl der Aemter auf 2150; ihren jährlichen Ertrag berechnete man auf 320000 Scudi, welche zugleich die Kirche und den Staat belasteten.

Wie tadelnswerth nun auch diese Verschwendung an sich war, so mochte Leo darin doch auch dadurch bestärkt werden, daß sie für den Augenblick eher vortheilhafte als schädliche Wirkungen hervorbrachte. Wenn sich die Stadt Rom zu dieser Zeit so ausnehmend hob, so hatte man das zum Theil auch dieser Geldwirthschaft zu danken. Es gab keinen Platz in der Welt, wo man sein Capital so gut hätte anlegen können. Durch die Menge neuer Creationen, die Vacanzen und Wiederverleihungen entstand eine Bewegung an der Curie, welche für einen Jeden die Möglichkeit eines leichten Fortkommens darbot.

Auch bewirkte man damit, daß man den Staat übrigens nicht mit neuen Auflagen zu beschweren brauchte. Ohne Zweifel zahlte der Kirchenstaat damals von allen Ländern, Rom von allen Städten in Italien die wenigsten Abgaben. Schon früher hatte man den Römern vorgehalten, daß jede andere Stadt ihrem Herrn schwere Anleihen und harte Gabellen erlege, während ihr Herr, der Papst, sie vielmehr reich mache. Ein Secretär Clemens' VII, der das Conclave, in welchem dieser Papst gewählt ward, bald nachher beschrieb, bezeugt seine Verwunderung darüber, daß das römische Volk dem heiligen Stuhle nicht ergebener sei, da es doch von Auflagen so wenig leide. „Von Terracina bis Piacenza“, ruft er aus, „besitzt die Kirche einen großen und schönen Theil von Italien; weit und breit erstreckt sich ihre Herrschaft; jedoch so viele blühenden Länder und reichen Städte.

die unter einer anderen Regierung mit ihren Abgaben große Kriegsheere würden erhalten müssen, zahlen dem römischen Papste kaum so viel, daß die Kosten der Verwaltung davon bestritten werden können“.

Der Natur der Sache nach konnte dies aber nur so lange dauern, als es noch Ueberschüsse aus den Staatscassen gab. Schon Leo vermochte nicht alle seine Anleihen zu fundiren. Luise Gaddi hatte ihm 32000, Bernardi Bini 200000 Ducaten vorgestreckt; Salviati, Ridolfi, alle seine Diener und Angehörigen hatten das Mögliche gethan, um ihm Geld zu verschaffen; bei seiner Freigebigkeit und seinen jungen Jahren hofften sie auf Erstattung und glänzende Dankbarkeit. Durch seinen plötzlichen Tod wurden sie sämmtlich ruinirt. Ueberhaupt ließ er eine Erschöpfung zurück, die sein Nachfolger zu fühlen bekam.

Der allgemeine Haß, den der arme Adrian auf sich lud, rührte auch daher, weil er in der großen Geldnoth, in der er sich befand, zu dem Mittel griff, eine directe Auflage auszuschreiben. Sie sollte einen halben Ducaten auf die Feuerstelle betragen. Sie machte einen um so schlimmeren Eindruck, da man solche Forderungen so wenig gewohnt war.

Aber auch Clemens VII konnte wenigstens neue indirecte Auflagen nicht umgehen. Man murrte über den Cardinal Armellini, den man für den Erfinder derselben hielt; besonders über die Erhöhung des Thorzolles für die Lebensmittel war man mißvergülig; allein man mußte sich hierin finden. Die Dinge waren in einem Zustande, daß noch zu ganz anderen Hülfsmitteln gegriffen werden mußte.

Bisher hatte man die Anleihen unter der Form von käuflichen Aemtern gemacht; der reinen Anleihe näherte sich zuerst Clemens VII, in jenem entscheidenden Moment, als er sich wider Carl V rüstete, in dem Jahre 1526.

Bei den Aemtern ging das Capital mit dem Tode verloren, insofern die Familie es nicht von der päpstlichen Kammer wieder erwarb. Jetzt nahm Clemens ein Capital von 200000 Ducaten auf, das zwar nicht so hohe Zinsen trug, wie die Aemter einbrachten, aber doch immer sehr bedeutende, 10 Proc., und dabei an die Erben überging. Es ist dies ein Monte non vacabile, der Monte della Fede. Die Zinsen wurden auf die Dogana angewiesen. Auch dadurch gewährte der Monte eine größere Sicherheit, daß den Gläubigern sogleich ein Antheil an der Verwaltung der Dogana zugestanden wurde. Hierin liegt aber wieder, daß man sich von der alten Form nicht durchaus

entfernte. Die Montisten bildeten ein Collegium. Ein paar Unternehmer hatten die Summe an die Kammer ausgezahlt und sie dann einzeln an die Mitglieder dieses Collegiums untergebracht.

Darf man wohl sagen, daß die Staatsgläubiger, insofern sie ein Recht an das allgemeine Einkommen, an das Product der Arbeit Aller haben, dadurch zu einem mittelbaren Antheil an der Staatsgewalt gelangen? Wenigstens schien man es damals in Rom so zu verstehen, und nicht ohne die Form eines solchen Antheils wollten die Besitzer ihr Geld herleihen.

Es war dies aber, wie sich zeigen wird, der Anfang zu den weitausehendsten Finanzoperationen.

Paul III setzte sie nur mäßig fort. Er begnügte sich, die Zinsen des clementinischen Monte zu verringern; da es ihm gelang, deren neue anweisen zu können, so brachte er das Capital fast um die Hälfte höher. Einen neuen Monte aber errichtete er nicht. Die Creation von 600 neuen Aemtern mag ihn für diese Mäßigung entschädigt haben. Die Maßregel, durch die er sich in der Finanzgeschichte des Kirchenstaates merkwürdig gemacht hat, bestand in etwas anderem.

Wir sahen, welche Bewegung die Erhöhung des Salzpreises, zu der er schritt, hervorrief. Auch von dieser stand er ab. An ihrer Stelle aber und mit dem ausdrücklichen Versprechen, sie fallen zu lassen, führte er die directe Auflage des Sussidio ein. Es ist dieselbe Auflage, die damals in so vielen südeuropäischen Ländern eingefordert ward, die wir in Spanien als Servicio, in Neapel als Donativ, in Mailand als Mensuale, unter anderen Titeln anderswo wiederfinden. Im Kirchenstaate ward sie ursprünglich auf drei Jahre eingeführt und auf 300000 Scudi festgesetzt. Gleich zu Rom bestimmte man den Beitrag einer jeden Provinz; die Provinzialparlamente versammelten sich, um sie nach den verschiedenen Städten zu vertheilen. Die Städte legten sie dann weiter auf Stadt und Landschaft um. Jedermann ward dazu herbeigezogen. Die Bulle verordnet ausdrücklich, daß alle weltlichen Unterthanen der römischen Kirche, auch wenn sie eximirt, wenn sie privilegiert seien, Marchesen, Barone, Lehnsleute und Beamte nicht ausgeschlossen, ihre Raten an dieser Contribution abtragen sollen.

Nicht ohne lebhaftes Reclamation aber zahlte man sie, zumal als man bemerkte, daß sie von drei zu drei Jahren immer aufs neue prorogirt wurde, wie sie denn nie wieder abgeschafft worden ist. Vollständig ist sie auch niemals eingekommen. Bologna, das auf 30000 Scudi angelegt worden, war klug genug, sich mit einer Summe,

die es auf der Stelle zahlte, für immer loszukaufen. Parma und Piacenza wurden alienirt und zahlten nicht mehr; wie es in den andern Städten ging, davon giebt uns Fano ein Beispiel. Unter dem Vorwande, zu hoch angelegt zu sein, verweigerte diese Stadt eine Zeitlang die Zahlung. Hierauf fand sich Paul III einmal bewogen, ihr die abgelauenen Termine zu erlassen, doch unter der Bedingung, daß sie die nämliche Summe zur Herstellung ihrer Mauern verwende. Auch später ward ihr immer ein Drittheil ihrer Kata zu diesem Behufe erlassen. Nichtsdestominder haben sich noch die spätern Nachkommen über ihre allzu hohe Schätzung beklagt; unaufhörlich beschwerten sich auch die Landgemeinden über den ihnen von der Stadt auferlegten Antheil. Sie machten Versuche, sich dem Gehorsam des Rathes zu entziehen, und während dieser seine Unmittelbarkeit verfocht, hätten sie sich mit Vergnügen dem Herzog von Urbino unterworfen. — Es würde uns zu weit führen, diese kleinen Interessen weiter zu erörtern. Genug, wenn wir erkennen, wie es kam, daß von dem Sussidio nicht viel über die Hälfte einließ. Im Jahre 1560 wird der ganze Ertrag auf 165000 Scudi geschätzt.

Wiewohl dem nun so ist, so hatte doch dieser Papst die Einkünfte des Kirchenstaates ausnehmend erhöht. Unter Julius II werden sie auf 350000, unter Leo auf 420000, unter Clemens VII im Jahre 1526 auf 500000 Scudi berechnet. Unmittelbar nach dem Tode Pauls III werden sie in einem authentischen Verzeichniß, das sich der venezianische Gesandte Dandolo aus der Kammer verschaffte, auf 706473 Scudi angegeben.

Dennoch fanden sich die Nachfolger nicht viel gebessert. In einer seiner Instructionen klagt Julius III, sein Vorfahr habe die sämtlichen Einkünfte alienirt — ohne Zweifel mit Ausschluß des Sussidio, welches nicht veräußert werden konnte, da es wenigstens nominell immer nur auf drei Jahre ausgeschrieben ward — und überdies 500000 Scudi schwebende Schuld hinterlassen.

Indem sich Julius III dessenungeachtet in seinen Krieg mit Franzosen und Farnesen einließ, mußte er sich die größten Verlegenheiten zuziehen. Obwohl ihm die Kaiserlichen eine für jene Zeit nicht unbedeutende Geldhülfe gewährten, so sind doch alle seine Briefe voll von Klagen. „Er habe in Ancona 100000 Scudi zu bekommen gedacht: nicht 100000 Bajocchi habe er erlangt; statt 120000 Scudi von Bologna habe er nur 50000 empfangen; unmittelbar nach den Zusagen genuesischer und lucchesischer Wechselser seien Widerrufungen

derselben eingelaufen; wer einen Carlin besitze, halte ihn zurück und wolle ihn nicht aufs Spiel setzen“.

Wollte der Papst sein Heer beisammenhalten, so mußte er zu nachdrücklicheren Maßregeln greifen; er entschloß sich, einen neuen Monte zu errichten. Er that das auf eine Weise, die hernach fast immer befolgt worden ist.

Er machte eine neue Auflage: er legte zwei Carlin auf den Rubbio Mehl; nach allen Abzügen kamen ihm davon 30000 Scudi ein. Diese Summe wies er zu den Zinsen für ein Capital an, das er sofort aufnahm. So gründete er den Monte della Farina. Wir bemerken, wie nahe sich dies an die früheren Finanzoperationen anschließt: eben wie man früher kirchliche Aemter schuf und auf die zu vermehrenden Gefälle der Curie anwies, lediglich um jene Aemter verkaufen zu können und die Summe in die Hände zu bekommen, die man gerade brauchte, so erhöhte man jetzt die Einkünfte des Staates durch eine neue Auflage, deren man sich aber nur als Zins für ein großes Capital bediente, das man sonst nicht zu bekommen wußte. Alle folgenden Päpste fuhren so fort. Bald waren diese Monti wie der clementinische non vacabili, bald waren sie aber vacabili, d. i., mit dem Tode des Gläubigers hörte die Verpflichtung der Zinszahlung auf; dann waren die Zinsen noch höher, und bei dem collegialischen Verhältniß der Montisten schloß man sich noch näher an die Aemter an. Paul IV errichtete den Monte novennale de' Frati auf eine Abgabe, zu der er die regularen Mönchsorden nöthigte. Pius IV legte einen Quadrin auf das Pfund Fleisch und benutzte den Ertrag, um sofort den Monte Pio non vacabile darauf zu gründen, der ihm dann 170000 Scudi einbrachte. Pius V legte einen neuen Quadrin auf das Pfund Fleisch und errichtete davon den Monte Lega.

Fassen wir diese Entwicklung ins Auge, so tritt die allgemeine Bedeutung des Kirchenstaates zunächst hervor. Welches sind doch die Bedürfnisse, durch welche die Päpste genöthigt werden, zu dieser sonderbaren Art von Anleihe, die eine so unmittelbare Belästigung ihres Landes einschließt, vorzuschreiten? Es sind in der Regel die Bedürfnisse des Katholicismus überhaupt. Sowie es mit den rein politischen Tendenzen vorüber ist, giebt es keine anderen als die kirchlichen, die man durchzuführen beabsichtigen könnte. Die Unterstützung der katholischen Mächte in ihrem Kampfe wider die Protestanten, in ihren Unternehmungen gegen die Türken ist nunmehr fast immer der nächste Anlaß, der zu neuen Finanzoperationen führt. Der Monte Pius' des V heißt darum Monte Lega, weil das Capital, das er ein-

brachte, auf den Türkenkrieg verwendet ward, den dieser Papst im Bunde mit Spanien und Venedig unternahm. Immer mehr bildete sich dies aus. Jede europäische Bewegung berührte den Kirchenstaat in dieser Gestalt. Fast jedes Mal mußte derselbe durch irgend eine neue Last zur Verfechtung der kirchlichen Interessen beitragen. Eben darum war es für die kirchliche Stellung der Päpste so wichtig, daß sie den Staat besaßen.

Denn nicht allein mit Monti begnügten sie sich; auch die alten Mittel ließen sie nicht fallen. Fortwährend errichteten sie neue Aemter oder Cavalierate mit besonderen Privilegien, sei es, daß die Remunerationen ebenmäßig durch neue Auflagen gedeckt wurden, oder daß der damals sehr bemerklich sinkende Geldwerth namhaftere Summen in die Kammer lieferte.

Hiedurch geschah es nun, daß die Einkünfte der Päpste, nach einem kurzen Sinken unter Paul IV, das durch die Kriege desselben veranlaßt wurde, immerfort stiegen. Noch unter Paul kamen sie doch wieder auf 700000 Scudi; unter Pius berechnete man sie auf 898482 Scudi. Paul Tiepolo ist erstaunt, sie im Jahre 1576 nach einer Abwesenheit von 9 Jahren um 200000 Sc. vermehrt und bis auf 1100000 Sc. angewachsen zu finden. Nur war das Sonderbare, was aber nicht anders sein konnte, daß die Päpste damit in Grunde nicht mehr einnahmen. Mit den Auflagen stiegen die Veräußerungen. Man berechnet, daß Julius III 54000, Paul IV 45960, Pius IV aber, der alle Mittel geltend machte, sogar 182550 Scudi von dem Einkommen veräußert habe. Pius IV brachte denn auch die Zahl der verkäuflichen Aemter bis auf viertehalbtausend, wie sich versteht, mit Ausschluß der Monti, die zu den Aemtern nicht gerechnet wurden. Unter diesem Papst stieg die Summe der Alienationen auf fünfzehnhunderttausend; noch immer nahm sie zu: im Jahre 1576 war sie auf 530000 Sc. angewachsen. So sehr das Einkommen vermehrt war, so betrug dies doch beinahe die ganze Hälfte desselben.

Einen merkwürdigen Anblick bieten die Verzeichnisse der päpstlichen Einkünfte um diese Zeit dar. Nachdem bei jedem Posten die Summe genannt worden, welche der Pächter einzuliefern sich verpflichtet hat, — die Verträge mit den Pächtern wurden gewöhnlich auf 9 Jahre geschlossen, — giebt man uns an, wie viel davon veräußert war. Die Dogana von Rom z. B. warf 1576 und die folgenden Jahre die ansehnliche Summe von 133000 Scudi ab; davon waren aber 111170 assignirt; noch andere Abzüge traten ein, und

die Kammer bekam nicht mehr als 13000 Scudi. Einige Gabeln auf Getreide, Fleisch und Wein gingen rein auf: die Monti waren darauf angewiesen. Von mehreren Provinzialcassen, genannt Tesorerien, — welche sogleich auch die Bedürfnisse der Provinzen zu bestreiten hatten, — z. B. aus der Mark und aus Camerino, kam kein Bajocco in die päpstliche Kammer. Und doch war oft das Sussidio zu denselben geschlagen. Ja, auf die Maungräbereien von Tolfa, auf welche man früher vorzüglich zählte, waren so starke Assignationen gemacht, daß der Ertrag um ein paar tausend Scudi geringer ausfiel.

Für seine Person und seine Hofhaltung war der Papst vorzüglich auf die Dataria verwiesen. Die Dataria hatte zweierlei Einkünfte. Die einen waren mehr kirchlicher Natur: es waren die Compositionen, bestimmte Geldzahlungen, für welche der Datar Regresse, Reservationen und andere canonischen Unregelmäßigkeiten bei dem Uebergang von einer Pfründe zu der anderen gestattete. Paul IV hatte sie durch die Strenge, mit der er verfuhr, sehr verringert; doch nahmen sie allmählich wieder zu. Die anderen waren mehr von weltlicher Beschaffenheit. Sie liefen bei der Vacanz und neuen Uebertragung der Cavalierate, verkäuflichen Aemter und Stellen in den Monti vacabili ein; sie nahmen in dem Grade zu, in welchem diese an Zahl stiegen. Nicht höher aber beliefen sich um das Jahr 1570 beide zusammen, als um das tägliche Bedürfniß des Haushaltes gerade zu decken.

Durch diese Entwicklung der Dinge war nun aber der Kirchenstaat in eine ganz andere Lage gerathen. Hatte er sich früher gerühmt, von den italienischen Staaten der mindestbelastete zu sein, so trug er jetzt so schwer, ja schwerer als die anderen, und laut beklagten sich die Einwohner. Von der alten municipalen Unabhängigkeit war nur wenig übrig. Immer regelmäßiger ward die Verwaltung. Die Regierungsrechte waren früher häufig begünstigten Cardinälen und Prälaten überlassen, die einen nicht unbedeutenden Vortheil davon machten. Die Landleute der Päpste, wie unter den Medici die Florentiner, so unter Paul IV Neapolitaner, unter Pius IV Mailänder, hatten sich dann der besten Stellen erfreut. Pius V stellte dies ab. Jene Begünstigten hatten doch die Verwaltung niemals selber geführt, sie hatten sie immer einem Doctor juris überlassen; Pius V setzte diesen Doctor selbst und zog den Vortheil, der jenen zugeflossen, für die Kammer ein. Es ward alles ordentlicher, stiller. Man hatte früher eine Landmiliz eingerichtet, und 16000 Mann waren in die Rollen

eingetragen; Pius IV hatte sich ein Corps leichter Reiterei gehalten. Pius V schaffte eins wie das andere ab: er cassirte die Reiterei; die Landmiliz ließ er verfallen. Seine ganze bewaffnete Macht beließ sich noch nicht auf 500 Mann; die Masse derselben bildeten 350 Mann, meistens Schweizer, zu Rom. Hätte man nicht die Küste gegen die Einfälle der Türken zu schützen gehabt, so würde man sich der Waffen ganz entwöhnt haben. Diese kriegerische Bevölkerung schien vollkommen friedlich werden zu wollen. Die Päpste wünschten das Land zu verwalten wie eine große Domäne, deren Rente alsdann zum Theil wohl ihrem Hause zu statten käme, hauptsächlich aber für die Bedürfnisse der Kirche verwendet würde.

Wir werden sehen, daß sie hiebei doch noch einmal auf große Schwierigkeiten stießen.

Die Zeiten Gregors XIII. und Sixtus' V.

Gregor XIII.

Gregor XIII — Hugo Buoncompagno aus Bologna —, als Jurist und in weltlichen Diensten emporgekommen, war von Natur heiter und lebenslustig; er hatte einen Sohn, der ihm zwar, ehe er die geistliche Würde empfangen, aber doch außer der Ehe geboren worden. Wenngleich er seitdem einen regelmäßigen Wandel geführt hatte, so war er doch zu keiner Zeit scrupulös, und über eine gewisse Art von Strenge zeigte er eher seine Mißbilligung; mehr an das Beispiel Pius' IV, dessen Minister er auch sogleich wieder in die Geschäfte zog, als an seinen unmittelbaren Vorgänger schien er sich halten zu wollen. Aber an diesem Papste steht man, was eine zur Herrschaft gelangte Gesinnung vermag. Hundert Jahre früher würde er höchstens wie ein Innocenz VIII regiert haben; jetzt dagegen konnte auch ein Mann wie er sich den strengen kirchlichen Tendenzen nicht mehr entziehen.

An dem Hofe gab es eine Partei, die es sich vor allem zur Aufgabe gemacht hatte, dieselben zu behaupten und zu verfechten. Es waren Jesuiten, Theatiner und ihre Freunde. Man nennt uns die Monsignoren Frumento und Corniglia, den furchtlosen Prediger Franz Toledo, den Datarius Contarell. Sie bemächtigten sich des Papstes um so eher, da sie zusammenhielten. Sie stellten ihm vor, daß das Ansehen, welches Pius V genossen, hauptsächlich von der persönlichen Haltung desselben hergekommen; in allen Briefen, die sie ihm vorlasen, war nur von dem Andenken an das heilige Leben des Verstorbenen, von dem Ruhme seiner Reformen und seiner Tugenden die

Rede. Jede entgegengelegte Aeußerung hielten sie entfernt. Dem Ehrgeize Gregors XIII gaben sie durchaus eine geistliche Farbe.

Wie nahe lag es ihm, den Sohn zu befördern, zu fürstlichen Würden zu erheben! Allein gleich aus der ersten Begünstigung, die er demselben gewährte — er ernannte ihn zum Castellan von S. Angelo und zum Gonfalonier der Kirche — machten ihm die Freunde eine Gewissenssache. Während des Jubiläums von 1575 hätten sie Giacomo nicht in Rom geduldet; erst als dies vorüber war, ließen sie sich seine Rückkehr gefallen und auch dann nur darum, weil das Mißvergnügen des jungen emporstrebenden Mannes seiner Gesundheit nachtheilig wurde. Dann verheirathete ihn Gregor; er gestattete, daß ihn die Republik Venedig zu ihrem Robile, der König von Spanien zum General seiner *Commes d'armes* ernannte. Allein noch immer hielt er ihn sorgfältig in Schranken. Als er es sich einmal beikommen ließ, einen seiner Univerfitätsfreunde aus dem Gewahrsam zu befreien, verwies ihn der Papst aufs neue und wollte ihn aller seiner Aemter berauben. Ein Zufall der jungen Gemahlin verhinderte dies noch. Aber mit größeren Hoffnungen war es auf lange Zeit vorbei. Erst in den letzten Jahren des Papstes hatte Giacomo Einfluß auf seinen Vater und auch dann weder in den wichtigen Staatsgeschäften noch unbedingt. Wenn man ihn um seine Verwendung bat, zuckte er die Achseln.

War nun dies mit dem Sohne der Fall, wie viel weniger durften andere Verwandte auf unregelmäßige Begünstigung oder einen Antheil an der Gewalt hoffen! Zwei seiner Nefen nahm Gregor in den Cardinalat auf; auch Pius V hatte etwas ähnliches gethan: aber dem dritten, der sich nicht minder einstellte, verweigerte er die Audienz; er nöthigte ihn, sich binnen zwei Tagen wieder zu entfernen. Der Bruder des Papstes hatte sich auch aufgemacht, um den Anblick des Glückes zu genießen, das seinem Hause widerfahren. Er war schon bis Orvieto gekommen; aber hier traf ihn ein Abgesandter des Hofes, der ihm umzukehren befaßl. Dem Alten traten die Thränen in die Augen, und er konnte sich nicht enthalten, noch eine Strecke Weges nach Rom hin zu machen; dann aber, auf einen zweiten Befehl, begab er sich in der That zurück nach Bologna.

Genug, den Nepotismus befördert, seine Familie ungeseklich begünstigt zu haben, kann man diesem Papste nicht vorwerfen. Als ihm ein neu ernannter Cardinal sagte, er werde dem Hause und den Nepoten Sr. Heiligkeit dankbar sein, schlug er mit den Händen auf

den Armsessel und rief aus: „Gott müßt ihr dankbar sein und dem heiligen Stuhle.“

So sehr war er bereits von den religiösen Tendenzen durchdrungen. Er suchte Pius V in frommem Bezeigen nicht allein zu erreichen, sondern zu übertreffen. Die ersten Jahre seines Pontificates las er alle Wochen drei Mal selbst die Messe, und Sonntags hat er es niemals unterlassen. Sein Lebenswandel war nicht allein tadellos, sondern erbaulich.

Gewisse Pflichten seines Amtes hat nie ein Papst treulicher verwaltet als Gregor. Er hielt sich Listen von Männern aus allen Ländern, die zu bischöflichen Würden tauglich seien; bei jedem Vorschlag zeigte er sich wohlunterrichtet. Mit großer Sorgfalt suchte er die Besetzung dieser wichtigen Aemter zu leiten.

Vor allem bemühte er sich, einen streng kirchlichen Unterricht zu befördern. Den Fortgang der jesuitischen Collegien unterstützte er mit außerordentlicher Freigebigkeit. Dem Proseßhause zu Rom machte er ansehnliche Geschenke; er kaufte Häuser, schloß Straßen und widmete Einkünfte, um dem ganzen Collegium die Gestalt zu geben, in der wir es noch heute sehen. Es war auf 20 Hörsäle und 360 Zellen für die Studirenden berechnet: man nannte es das Seminar aller Nationen; gleich bei der ersten Gründung ließ man, um zu bezeichnen, wie die Absicht die ganze Welt umfasse, 25 Reden in verschiedenen Sprachen halten, und zwar eine jede gleich mit lateinischer Verdolmetschung. Das Collegium Germanicum, schon früher gestiftet, war aus Mangel an Einkommen in Gefahr, einzugehen. Der Papst gab ihm nicht allein den Palast S. Apollinare und die Einkünfte von S. Stefano auf dem Monte Celio, er wies ihm auch 10000 Scudi auf die apostolische Kammer an; man darf Gregor als den eigentlichen Begründer dieses Institutes ansehen, aus welchem seitdem Jahr für Jahr eine Anzahl Verfechter des Katholicismus nach Deutschland entlassen worden ist. Auch ein englisches Collegium stiftete er zu Rom und fand Mittel, es auszustatten. Er unterstützte die Collegien zu Wien und zu Grätz aus seiner Schatulle, und es war vielleicht keine Jesuitenschule in der Welt, die sich nicht auf die eine oder die andere Weise seiner Freigebigkeit hätte zu rühmen gehabt. Auf Anrathen des Bischofs von Sitia richtete er auch ein griechisches Collegium ein. Junge Leute von dreizehn bis sechszehn Jahren sollten darin aufgenommen werden, nicht allein aus Ländern, die noch unter christlicher Botmäßigkeit standen, wie Corfu und Candia, sondern auch von Constantinopel, Morea und Salonichi. Sie bekamen

griechische Lehrmeister; mit Raftanen und dem venezianischen Varetto wurden sie bekleidet; ganz griechisch wollte man sie halten: es sollte ihnen immer in Gedanken bleiben, daß sie nach ihrem Vaterlande zurückzukehren hätten. Ihr Ritus sollte ihnen so gut gelassen werden, wie ihre Sprache; nach den Lehrsätzen des Conciliums, in welchem die griechische und lateinische Kirche vereinigt worden, wollte man sie im Glauben unterrichten.

Zu dieser die gesammte katholische Welt umfassenden Sorgfalt gehört es auch, daß Gregor den Kalender reformirte. Das tridentinische Concilium hatte es gewünscht; die Berrückung der hohen Feste von ihrem durch Concilienschlüsse festgesetzten Verhältniß zu den Jahreszeiten machte es unerläßlich. Alle katholischen Nationen nahmen an dieser Reform Theil. Ein übrigens wenig bekannter Calabrese, Luigi Elilio, hat sich dadurch einen unsterblichen Nachruhm erworben, daß er die leichteste Methode anzeigte, dem Uebelstande abzuhelfen. Allen Universitäten, unter anderen auch den spanischen, Salamanca und Alcalá, wurde sein Entwurf mitgetheilt; von allen Seiten liefen Gutachten ein. Eine Commission in Rom, deren thätigstes und gelehrtestes Mitglied unser Landsmann Clavius war, unterwarf sie dann einer neuen Untersuchung und faßte den definitiven Beschluß. Auf das ganze Getriebe hatte der gelehrte Cardinal Sirleto den größten Einfluß. Man ging dabei mit einer gewissen Heimlichkeit zu Werke: der neue Kalender wurde Niemandem, selbst den Gesandten nicht gezeigt, ehe er von den verschiedenen Höfen gebilligt worden. Dann machte ihn Gregor feierlich bekannt. Er rühmt die Reform als einen Beweis der unermesslichen Gnade Gottes gegen seine Kirche.

Nicht alle Bemühungen dieses Papstes aber waren von so friedlicher Natur. Es machte ihn unglücklich, daß erst die Venezianer Frieden, dann auch sogar der König Philipp II einen Stillstand mit den Türken geschlossen. Wäre es auf ihn angekommen, so wäre die Liga, die den Sieg von Lepanto erfocht, niemals wieder getrennt worden. Einen unermesslichen Kreis der Thätigkeit eröffneten ihm die Unruhen in den Niederlanden, in Frankreich, die Reibungen der Parteien in Deutschland. Unermüdetlich war er in Entwürfen wider die Protestanten. Die Empörungen, welche Königin Elisabeth in Irland zu bekämpfen hatte, wurden fast immer von Rom aus unterhalten. Der Papst hatte kein Geht, daß er es zu einer allgemeinen Unternehmung gegen England zu bringen wünsche. Jahr für Jahr unterhandeln seine Nuncien hierüber mit Philipp II, mit den Guisen. Es wäre nicht ohne Interesse, alle diese Unterhandlungen und Ver-

suche, die oft denjenigen nicht bekannt wurden, deren Ruin sie bezweckten, und zuletzt zu der großen Unternehmung der Armada geführt haben, einmal zusammenzustellen. Mit dem lebhaftesten Eifer betrieb sie Gregor. Die Ligue von Frankreich, die Heinrich dem III und IV so gefährlich wurde, hat ihren Ursprung in dem Verhältnis dieses Papstes zu den Guisen.

Ist es nun wahr, daß Gregor XIII dem Staate mit seinen Verwandten nicht sehr zur Last fiel, so ergiebt sich doch aus so umfassenden, ihrer Natur nach kostspieligen Unternehmungen, daß er die Hülfquellen desselben darum nicht minder in Anspruch nahm. Hat er sich doch selbst jene Expedition Stukley's, die hernach in Afrika scheiterte, so geringfügig sie war, eine bedeutende Summe kosten lassen. Noch Carl dem IX schickte er einst 400000 Duc. aus einer unmittelbaren Reichthener der Städte des Kirchenstaates. Dester unterstützte er den Kaiser, den Großmeister der Malteser mit Geldsummen. Aber auch seine friedlicheren Bestrebungen forderten einen namhaften Aufwand. Man berechnete, daß die Unterstützung junger Leute zu ihren Studien ihm 2 Millionen gekostet habe. Wie hoch mußten ihm allein die 22 Collegien der Jesuiten zu stehen kommen, die ihm ihren Ursprung verdankten!

Bei der Geldwirthschaft des Staates, die trotz der steigenden Einnahme doch niemals einen freien Ueberschuß darstellte, mußte er sich hiedurch oft genug in Verlegenheit gesetzt finden.

Die Venezianer machten kurz nach seiner Thronbesteigung einen Versuch, ihn zu einer Anleihe zu bewegen. Mit steigender Aufmerksamkeit hörte Gregor dem ausführlichen Vortrage des Gesandten zu; als er endlich sah, wo er hinaus wollte, rief er aus: „Wo bin ich, Herr Botschafter? Die Congregation versammelt sich alle Tage, um Geld herbeizuschaffen, und findet nie ein taugliches Mittel“.

Die Staatsverwaltung Gregors XIII ward nun von vorzüglicher Wichtigkeit. Man war bereits dahin gekommen, die Alienationen sowie die Erhebung neuer Auflagen zu verdammen: man sah das Bedenkliche, ja Verderbliche eines solchen Systems vollkommen ein. Gregor gab der Congregation auf, ihm Geld zu schaffen, aber weder durch geistliche Concessionen, noch durch neue Auflagen, noch durch den Verkauf kirchlicher Einkünfte.

Welches Mittel aber war außerdem noch zu erdenken? Es ist sehr merkwürdig, welche Vorkehrungen man traf, und welche Wirkungen diese hernach hervorbrachten.

Gregor, der immer einem unbedingten Rechtsbegriffe folgte

meinte zu finden, daß das kirchliche Fürstenthum noch viele Gerechtigkeiten besitze, die er nur geltend zu machen brauche, um neue Hülfquellen zu gewinnen. Er war nicht gemeint, Privilegien zu schonen, die ihm im Wege standen. Ohne alle Rücksicht hob er unter anderen das Recht auf, das die Venezianer besaßen, aus der Mark und Ravenna Getreide mit gewissen Begünstigungen auszuführen. Er sagte, es sei billig, daß der Ausländer so viel Auflagen zahle wie der Eingeborene. Da sie sich nicht sogleich fügten, so ließ er ihre Magazine zu Ravenna mit Gewalt eröffnen, deren Inhalt versteigern, die Eigenthümer verhaften. Jedoch dies wollte noch wenig sagen: es bezeichnet nur den Weg, auf dem er zu gehen gedachte. Bei weitem wichtiger war, daß er in dem Adel seines Landes eine Menge Mißbräuche wahrzunehmen glaubte, die man zum Vortheil der Staatscasse abstellen könne. Sein Kammercommissar, Rudolf Bonfigliuolo, brachte eine weitgreifende Ausdehnung und Erneuerung von Lehnsheerlichen Rechten, an die man kaum noch gedacht hatte, in Antrag. Er gab an, ein großer Theil der Schlösser und Güter der Barone des Kirchenstaates sei dem Papste heimgefallen, die einen durch den Abgang der eigentlich belehnten Linie, die anderen, weil der Zins, zu dem sie verpflichtet, nicht abgetragen worden. Nichts konnte dem Papste, der schon einige ähnlichen Güter durch Heimfall oder um Geld erworben, gelegener kommen. Er schritt sogleich aus Werk. In den Gebirgen der Romagna entriß er Castelnovo den Fels von Cesena, Corcana den Saffatelli von Imola. Lonzano auf schönem Hügel, Savignano in der Ebene wurden den Rangonen von Modena confiscirt. Alberto Pio trat Bertinoro freiwillig ab, um den Proceß zu vermeiden, mit dem ihn die Kammer bedrohte; allein sie begnügte sich nicht damit: sie entriß ihm auch noch Verucchio und andere Ortschaften. Er präsentirte hierauf seinen Zins alle Peterstage; doch ward derselbe niemals wieder angenommen. Dies geschah allein in der Romagna. Ebenso verfuhr man aber auch in den übrigen Provinzen. Nicht allein Güter, von denen die Lehnspflicht nicht geleistet worden, nahm man in Anspruch: es gab andere, die ursprünglich den Baronen nur verpfändet worden. Längst aber war dieser Ursprung in Vergessenheit gerathen: als ein freies Eigenthum war das Gut von Hand in Hand gegangen und um vieles verbessert worden; jetzt gefiel es dem Papst und seinem Kammercommissar, sie wieder einzulösen. So bemächtigten sie sich des Schlosses Sitano, indem sie die Pfandsumme von 14000 Scudi niederlegten, eine Summe, die den damaligen Werth bei weitem nicht erreichte.

Der Papst that sich auf diese Unternehmungen viel zugute. Er glaubte einen Anspruch mehr auf die Gnade des Himmels zu erwerben, sobald es ihm gelang, die Einkünfte der Kirche nur um 10 Sc. zu vermehren, vorausgesetzt ohne neue Auflagen. Er berechnete mit Genugthuung, daß man den Ertrag des Kirchenstaates in kurzem auf gerichtlichem Wege um 100000 Scudi vermehrt habe; wie viel mehr werde man hiedurch zu Unternehmungen gegen Ketzer und Ungläubige fähig! An dem Hofe stimmte man ihm großentheils bei. „Dieser Papst heißt der Wachsame“ (es ist dies die Bedeutung von Gregorius), sagte der Cardinal von Como: „er will wachen und das Seine wiedererwerben“.

In dem Lande dagegen, unter der Aristokratie, machten diese Maßregeln einen anderen Eindruck.

Viele großen Familien fanden sich plötzlich aus einem Besitz vertrieben, den sie für höchst rechtmäßig gehalten. Andere sahen sich bedroht. Täglich durchsuchte man in Rom alte Papiere und fand alle Tage einen neuen Anspruch heraus. Bald glaubte sich Niemand mehr sicher, und Viele entschlossen sich, ihre Güter eher mit den Waffen zu verteidigen, als sie dem Kammercommissar auszuantworten. Einer dieser Feudatäre sagte dem Papst ins Gesicht: verlieren sei verlieren; wenn man sich wehre, empfinde man dabei wenigstens eine Art von Vergnügen.

Bei dem Einfluß des Adels auf seine Bauern und auf die Nobili in den benachbarten Städten brachte dies eine Gährung in dem ganzen Lande hervor.

Es kam hinzu, daß der Papst durch andere schlecht berechneten Maßregeln einigen Städten sehr fühlbaren Verlust zugefügt hatte. Unter anderem hatte er die Zölle von Ancona erhöht, in der Meinung, die Erhöhung falle auf die Kaufleute und nicht auf das Land. Hiemit brachte er dieser Stadt einen Schlag bei, den sie niemals hat abwenden können: der Handel zog sich plötzlich weg; es half nur wenig, daß die Auflage zurückgenommen und namentlich den Ragusanern ihre alten Freiheiten erneuert wurden.

Höchst unerwartet und eigenthümlich ist der Erfolg, den dies hervorbrachte.

Der Gehorsam in jedem, am meisten aber in einem so friedlichen Lande beruht auf einer freiwilligen Unterordnung. Hier waren die Elemente der Bewegung nicht beseitigt, nicht unterdrückt; durch die darüber ausgebreitete Herrschaft der Regierung waren sie nur verdeckt. Sowie die Unterordnung an einer Stelle nachließ, traten diese Elemente sämmtlich hervor und erschienen in freiem Kampfe

Das Land schien sich plötzlich zu erinnern, wie kriegerisch, waffenfertig, in Parteilungen unabhängig es Jahrhunderte lang gewesen: es fing an, dies Regiment von Priestern und Doctoren zu verachten: es fiel in einen Zustand zurück, der seine Natur war.

Nicht als hätte man sich der Regierung geradehin entgegen gesetzt, sich gegen sie empört: es war genug, daß allenthalben die alten Parteien erstanden.

Die ganze Romagna war aufs neue von ihnen getheilt. In Ravenna waren Rasponi und Leonardi, in Rimini Ricciardelli und Tignoli, in Cesena Venturelli und Bottini, in Forlì Numai und Sirugli, in Imola Vicini und Saffatelli wider einander: die erstgenannten waren immer Gibellinen, die anderen Guelfen: auch nachdem die Interessen sich so ganz verändert, erwachten doch die Namen wieder. Oft hatten die Parteien verschiedene Quartiere, verschiedene Kirchen inne; sie unterschieden sich durch kleine Abzeichen: der Guelfe trug die Feder am Hut immer auf der rechten, der Gibelline auf der linken Seite; bis in das kleinste Dorf ging die Spaltung; Keiner hätte seinem Bruder das Leben geschenkt, wenn dieser sich zur entgegengesetzten Faction bekannt hätte. Es haben Einige sich ihrer Weiber durch Mord entledigt, um eine Frau aus einem Geschlecht nehmen zu können, das zu ihrer Partei gehörte. Die Pacifici nützten nichts mehr, auch deshalb, weil man aus Gunst minder taugliche Leute in diese Genossenschaft hatte eintreten lassen. Die Factionen sprachen selbst Recht unter sich. Oft erklärten sie die für unschuldig, die von den päpstlichen Gerichtshöfen waren verurtheilt worden. Sie erbrachen die Gefängnisse, um ihre Freunde zu befreien; ihre Feinde dagegen suchten sie auch hier auf, und den anderen Tag sah man zuweilen die abgeschnittenen Köpfe derselben an dem Brunnen aufgesteckt.

Da nun die öffentliche Macht so schwach war, bildeten sich in der Mark, der Campagne, in allen Provinzen die Haufen von ausgetretenen Banditen zu kleinen Armeen.

An ihrer Spitze zogen Alfonso Piccolomini, Roberto Malatesta und andere jungen Männer aus den vornehmsten Geschlechtern einher. Piccolomini nahm das Stadthaus von Monte-abboddo ein; alle seine Gegner ließ er auffuchen und vor den Augen ihrer Mütter und Weiber hinrichten: von dem Namen Gabuzio allein mußten ihrer neun sterben; indessen hielt sein Gefolge Tänze auf dem Marktplatz. Als Herr des Landes durchzog er das Gefilde. Er hatte einmal das Wechselfieber; doch hielt ihn das nicht auf: an den schlimmen Tagen

ließ er sich in einer Sänfte vor seinen Truppen hertragen. Den Einwohnern von Corneto kündigte er an, sie möchten sich beeilen, mit ihrer Ernte fertig zu werden: er werde kommen und die Saaten seines Feindes Latino Orsino verbrennen. Er für seine Person hielt noch auf eine gewisse Ehre: er nahm einem Courier seine Briefe ab; das Geld, das derselbe bei sich führte, berührte er nicht. Desto gieriger, räuberischer bewiesen sich seine Gefährten. Von allen Seiten kamen die Abgeordneten der Städte nach Rom und baten um Hülfe. Der Papst vermehrte seine Streikkäfte; er gab dem Cardinal Albornoß eine umfassendere Vollmacht, als Jemand seit dem Cardinal Albornoß besessen: nicht allein ohne Rücksicht auf ein Privilegium, sondern selbst ohne an Rechtsordnungen gebunden zu sein, ja ohne allen Proceß, manu regia sollte er verfahren dürfen. — Giacomo Boncompagno ging ins Feld; auch gelang es wohl, die Haufen zu zerstreuen, das Land von denselben zu reinigen; sowie sie sich aber entfernt hatten, erhob sich das alte Unwesen hinter ihnen wie zuvor.

Zu der Unheilbarkeit desselben trug noch ein besonderer Umstand vieles bei.

Dieser Papst, der oft für allzu gutmüthig gilt, hatte doch, wie seine fürstlichen, so auch seine kirchlichen Gerechtsamen mit großer Strenge wahrgenommen. Weber den Kaiser, noch den König von Spanien schonte er; auf seine Nachbarn nahm er keine Rücksicht. Nicht allein mit Venedig lag er in tausend Zwistigkeiten, über die Sache von Aquileja, über die Visitation ihrer Kirchen und andere Punkte: — die Gesandten können nicht genug beschreiben, wie er bei jeder Berührung dieser Angelegenheiten auffährt, welche eine innere Bitterkeit er zeigt: — eben so ging es in Toscana und Neapel; Ferrara fand keine Gunst; Parma hatte vor kurzem in seinen Streithändeln bedeutende Summen verloren. Alle diese Nachbarn sahen den Papst mit Vergnügen in so unangenehmen Verwicklungen: ohne weiteres nahmen sie die Banditen in ihrem Lande auf, die dann, sobald es die Gelegenheit gab, wieder nach dem Kirchenstaat zurückkehrten. Der Papst bat sie nur vergebens, dies nicht ferne zu thun. Sie fanden es besonders, daß man sich zu Rom aus Niemandem etwas mache und hernach von Jedermann Rücksichten verlange.

Und so vermochte denn Gregor seiner Ausgetretenen niemals Herr zu werden. Es ward keine Auflage bezahlt; das Sussidio blieb aus. In dem Lande griff ein allgemeines Mißvergnügen um sich. Selbst Cardinäle warfen die Frage auf, ob es nicht besser sei, sich an einen anderen Staat anzuschließen.

An die Fortsetzung der Maßregeln des Kammercommissars war unter diesen Umständen nicht zu denken. Im Dezember 1581 berichtet der venezianische Gesandte ausdrücklich, der Papst habe alle Prozeduren in Confiſcationsſachen eingestelt.

Er mußte gestatten, daß Piccolomini nach Rom kam und ihm eine Bittschrift überreichte. Es überließ ihn ein Grauen, als er sie las, diese lange Reihe von Mordthaten, die er vergeben sollte, und er legte sie auf den Tisch. Allein man sagte ihm, von drei Dingen sei eins nothwendig: entweder müsse sein Sohn Giacomo den Tod von der Hand des Piccolomini erwarten, oder er müsse diesen selber umbringen, oder aber man müsse dem Piccolomini Vergebung angedeihen lassen. Die Beichtväter zu S. Johann Lateran erklärten, obwohl sie das Beichtgeheimniß nicht brechen dürften, so sei ihnen doch erlaubt, so viel zu sagen, wenn nicht etwas geschehe, so stehe ein großes Unglück bevor. Es kam hinzu, daß Piccolomini von dem Großherzog von Toscana offen begünstigt ward, wie er denn im Palast Medici wohnte. Endlich entschloß sich der Papst, aber mit tief gekränktem Herzen, und unterzeichnete das Breve der Absolution.

Die Ruhe stellte er aber damit immer noch nicht her. Seine eigene Hauptstadt war voll von Banditen. Es kam so weit, daß der Stadtmagistrat der Conservatoren einschreiten und der Polizei des Papstes Gehorsam verschaffen mußte. Ein gewisser Marianazzo schlug die angebotene Verzeihung aus: „es sei ihm vortheilhafter“, sagte er, „als Bandit zu leben; da habe er größere Sicherheit“.

Der alte Papst, lebensfatt und schwach, sah zum Himmel und rief: du wirst aufstehen, Herr, und dich Zions erbarmen.

Sixtus V.

Es sollte zuweilen scheinen, als gäbe es in den Verwirrungen selbst eine geheime Kraft, die den Menschen bildet und emporbringt, der ihnen zu steuern fähig ist.

Während in der ganzen Welt erbliche Fürstenthümer oder Aristokratien die Herrschaft von Geschlecht zu Geschlecht überlieferten, befiel das geistliche Fürstenthum das Ausgezeichnete, daß es von der untersten Stufe der menschlichen Gesellschaft zu dem höchsten Range in derselben führen konnte. Eben aus dem niedrigsten Stande erhob sich jetzt ein Papst, der die Kraft und ganz die Natur dazu hatte, alle dem Unwesen ein Ende zu machen.

Bei den ersten glücklichen Fortschritten der Osmanen in den illyrischen und dalmatischen Provinzen flohen viele Einwohner derselben nach Italien. Man sah sie ankommen, in Gruppen geschaart an dem Ufer sitzen und die Hände gegen den Himmel ausstrecken. Unter solchen Flüchtlingen ist wahrscheinlich auch der Ahnherr Sixtus' V, Zanetto Peretti, herübergekommen: er war von slavischer Nation. Wie es aber Flüchtlingen geht, weder er noch auch seine Nachkommen, die sich in Montalto niedergelassen, hatten sich in ihrem neuen Vaterlande eines besonderen Glückes zu rühmen: Piergentili Peretti, der Vater Sixtus' V, mußte sogar Schulden halber diese Stadt verlassen; erst durch seine Verheirathung wurde er in Stand gesetzt, einen Garten in Grotte a Mare bei Fermo zu pachten. Es war das eine merkwürdige Localität: zwischen den Gartengewächsen entdeckte man die Ruinen eines Tempels der etruskischen Juno, der Cupra; es fehlte nicht an den schönsten Südfrüchten, wie denn Fermo sich eines milderen Klima's erfreut als die übrige Mark. Hier ward dem Peretti am 13ten Dezember 1521 ein Sohn geboren. Kurz vorher war ihm im Traume vorgekommen, als werde er, indem er seine mancherlei Widerwärtigkeiten beklage, durch eine heilige Stimme mit der Versicherung getröstet, er werde einen Sohn bekommen, der sein Haus glücklich machen solle. Mit aller Lebhaftigkeit eines träumerischen, durch das Bedürfnis erhöhten, schon ohnehin den Regionen des Geheimnißvollen zugewandten Selbstgefühls ergriff er diese Hoffnung: er nannte den Knaben Felix.

In welchem Zustande die Familie war, sieht man wohl, wenn z. B. das Kind in einen Teich fällt und die Tante, die an dem Teiche wäscht, es herauszieht; der Knabe muß das Obst bewachen, ja die Schweine hüten; die Buchstaben lernt er aus den Fibern kennen, welche andere Kinder, die über Feld nach der Schule gegangen und von da zurückkommen, bei ihm liegen lassen; der Vater hat nicht die fünf Bajocchi übrig, die der nächste Schulmeister monatlich fordert. Glücklicherweise hat die Familie ein Mitglied in dem geistlichen Stande, einen Franciscaner, Fra Salvatore, der sich endlich erweichen läßt, das Schulgeld zu zahlen. Da ging auch der junge Felix mit den übrigen zum Unterricht; er bekam ein Stück Brot mit; zu Mittag pflegte er dies an dem Brunnen sitzend zu verzehren, der ihm das Wasser dazu gab. Trotz so kümmerlicher Umstände waren doch die Hoffnungen des Vaters auch bald auf den Sohn übergegangen; als dieser sehr früh, im zwölften Jahr, — denn noch verbot kein tridentinisches Concilium so frühe Gelübde, — in den Franciscanerorden trat,

behielt er den Namen Felix bei. Fra Salvatore hielt ihn streng; er brauchte die Autorität eines Oheims, der zugleich Vatersstelle vertritt; doch schickte er ihn auch auf Schulen. Ost studirte Felix, ohne zu Abend gegessen zu haben, bei dem Schein einer Laterne im Kreuzgang oder, wenn diese ausging, bei der Lampe, die vor der Hostie in der Kirche brannte; es findet sich nicht gerade etwas bemerkt, was eine ursprüngliche religiöse Anschauung oder eine tiefere wissenschaftliche Richtung in ihm andeutete, wir erfahren nur, daß er rasche Fortschritte gemacht habe, sowohl auf der Schule zu Fermo als auf den Schulen und Universitäten zu Ferrara und Bologna; mit vielem Lob erwarb er die akademischen Würden. Besonders entwickelte er ein dialectisches Talent. Die Mönchsfertigkeit, verworrene theologische Fragen zu behandeln, machte er sich in hohem Grade zu eigen. Bei dem Generalconvent der Franciscaner im Jahre 1549, der zugleich mit literarischen Wettkämpfen begangen wurde, bestritt er einen Telesianer, Antonio Perfico aus Calabrien, der sich damals zu Perugia viel Ruf erworben, mit Gewandtheit und Geistesgegenwart. Dies verschaffte ihm zuerst ein gewisses Ansehen; der Protector des Ordens, Cardinal Pio von Carpi, nahm sich seitdem seiner eifrig an.

Sein eigentliches Glück aber schreibt sich von einem anderen Vorfall her.

Im Jahre 1552 hielt er die Fastenpredigten in der Kirche S. Apostoli zu Rom mit dem größten Beifall. Man fand seinen Vortrag lebhaft, wortreich, fließend, ohne Floskeln, sehr wohl geordnet; er sprach deutlich und angenehm. Als er nun einst dort, bei vollem Auditorium, in der Mitte der Predigt innehielt, wie es in Italien Sitte ist, und, nachdem er ausgehört, die eingelassenen Eingaben ablas, welche Bitten und Fürbitten zu enthalten pflegten, stieß er auf eine, die versiegelt auf der Kanzel gefunden worden und ganz etwas anderes enthielt. Alle Hauptsätze der bisherigen Predigten Peretti's, vornehmlich in Bezug auf die Lehre von der Prädestination, waren darin verzeichnet; neben einem jeden stand mit großen Buchstaben: du lügst. Nicht ganz konnte Peretti sein Erstaunen verbergen; er eilte zum Schluß; sowie er nach Hause gekommen, schickte er den Zettel an die Inquisition. Gar bald sah er den Großinquisitor, Michel Ghislieri, in seinem Gemach anlangen. Die strengste Prüfung begann. Ost hat Peretti später erzählt, wie sehr ihn der Anblick dieses Mannes, mit seinen strengen Brauen, den tiefliegenden Augen, den scharfmartirten Gesichtszügen, in Furcht gesetzt habe. Doch faßte er sich, antwortete gut und gab keine Blöße. Als Ghis-

ieri sah, daß der Frate nicht allein unschuldig, sondern in der katholischen Lehre so bewandert und fest war, wurde er gleichsam ein anderer Mensch: er umarmte ihn mit Thränen; er ward sein zweiter Beschützer.

Auf das entschiedenste hielt sich seitdem Fra Felice Peretti zu der strengen Partei, die so eben in der Kirche emporkam. Mit Ignatio, Felino, Filippo Neri, welche alle drei den Namen von Heiligen erworben, war er in vertrautem Verhältniß. Daß er in seinem Orden, den er zu reformiren suchte, Widerstand fand und von den Ordensbrüdern einmal aus Venedig vertrieben wurde, vermehrte nur sein Ansehen bei den Vertretern der zur Macht gelangenden Gesinnung. Er ward bei Paul IV eingeführt und oft in schwierigen Fällen zu Rathe gezogen: er arbeitete als Theolog in der Congregation für das tridentinische Concilium, als Consultor bei der Inquisition: an der Verurtheilung des Erzbischofs Caranza hatte er großen Antheil; er hat sich die Mühe nicht verdrießen lassen, in den Schriften der Protestanten die Stellen aufzusuchen, welche Caranza in die seinen aufgenommen: das Vertrauen Pius' V erwarb er völlig. Dieser Papst ernannte ihn zum Generalvicar der Franciscaner — ausdrücklich in der Absicht, um ihn zur Reformation des Ordens zu autorisiren, — und in der That fuhr Peretti gewaltig durch: er setzte die Generalcommissare ab, die bisher die höchste Gewalt in demselben besaßen; er stellte die alte Verfassung her, nach welcher diese den Provinzialen zustand, und führte die strengste Visitation aus. Pius sah seine Erwartungen nicht allein erfüllt, sondern noch übertroffen; die Zuneigung, die er für Peretti hatte, hielt er für eine Art von göttlicher Eingebung: ohne auf die Aferreden zu hören, die denselben verfolgten, ernannte er ihn zum Bischof von S. Agatha, im Jahre 1570 zum Cardinal.

Auch das Bisthum Fermo ward ihm ertheilt. In dem Purpur der Kirche kam Felice Peretti in sein Vaterland zurück, wo er einst Obst bewacht und Vieh gehütet; doch waren die Vorher sagungen seines Vaters und seine eigenen Hoffnungen noch nicht völlig erfüllt.

Es ist zwar unzählige Mal wiederholt worden, welche Ränke Cardinal Montalto — so nannte man ihn jetzt — angewendet habe, um zur Tiara zu gelangen: wie demüthig er sich angestellt, wie er gebeugt, hustend und am Stocke einhergeschlichen; — der Kenner wird von vornherein erachten, daß daran nicht viel Wahres ist: nicht auf diese Weise werden die höchsten Würden erworben.

Montalto lebte still, sparsam und fleißig für sich hin. Sein

Bergnügen war, in seiner Vigua bei Santa Maria Maggiore, die man noch besucht, Bäume, Weinstöcke zu pflanzen und seiner Vaterstadt einiges Gute zu erweisen. In ersteren Stunden beschäftigten ihn die Werke des Ambrosius, die er 1580 herausgab. So vielen Fleiß er auch darauf wandte, so war seine Behandlung doch etwas willkürlich. Uebrigens erschien sein Charakter gar nicht so harmlos, wie man gesagt hat: bereits eine Relation von 1574 bezeichnet Montalto als gelehrt und klug, aber auch als arglistig und böshaft. Doch zeigte er eine ungemaine Selbstbeherrschung. Als sein Neffe, der Gemahl der Vittoria Accorambuona, ermordet worden, war er der erste, der den Papst bat, die Untersuchung fallen zu lassen. Diese Haltung, die Jedermann bewunderte, hat vielleicht am meisten dazu beigetragen, ihm den Weg zum Papstthum zu öffnen. Denn da der Mord einem der nächsten Verwandten des Hauses Medici, Paolo Giordano Orsini, Schuld gegeben wurde, so hielt man dafür, daß nun Montalto mit diesem Hause unverföhnlich zerfallen sei. Man wollte nicht glauben, daß das Haus Medici daran denken könne einen Mann zum Papstthum zu erheben, der dadurch in den Stand kommen würde, die ihm widerfahrene Beleidigung zu rächen. Dennoch war eben dies der Fall. Schon lange stand der Großherzog von Toscana mit Montalto in freundschaftlichen Beziehungen; von dessen Bruder, Cardinal Ferdinand Medici, erfahren wir durch ihn selbst, daß er von Anfang an sein Augenmerk in erster Linie eben auf Montalto gerichtet hatte. An sich hätte Cardinal Farnese, Neffe Pauls III, der älteste in dem Collegium, beliebt beim Volke, mit dem Könige von Spanien verwandt, die größte Aussicht gehabt. Aber gerade ihn wollten die Medici, die mit den Farnesen fast in offener Feindschaft lebten, um keinen Preis zu dem Papstthum gelangen lassen. Sie hatten hiebei den Cardinal Este, der dem Hause von Frankreich eben so nahe stand, wie Farnese dem Spanischen, auf ihrer Seite. Ein eigentlicher Gegensatz zwischen Spanien und Frankreich hat jedoch bei dieser Wahl nicht stattgefunden. Philipp II war nicht für Farnese, und nur gering war der Einfluß des französischen Gesandten in Rom. Die vornehmste politische Einwirkung auf die Wahl entsprang aus dem Verhältniß der großen italienischen Familien unter einander. Medici und Este waren beide gegen Farnese. Um nun aber nicht von vornherein Montalto unmöglich zu machen, mußte Ferdinand Medici seine Zuneigung zu demselben nicht allein verbergen, sondern verleugnen; denn so angesehen war Farnese, daß er Anfangs die Exclusion Montalto's wahrscheinlich hätte durchsehen können. Für diesen Plan

wurde nun nichts förderlicher, als jener Streit zwischen Montalto und dem Hause Medici, den man für unausgetragen und unverföhnlich hielt. Farnese verwarf Montalto nicht im voraus, weil er nicht daran glaubte, daß die Medici ihn unterstützen könnten. Ungeleitet durch Farnese, konnte Cardinal Ferdinand sein Ansehen und das praktische Talent, das ihm alle Zeit eigen gewesen ist, insgeheim dafür anwenden. Die Cardinäle waren, wie immer, nach den verschiedenen Päpsten, von denen sie erhoben worden, deren Creaturen sie waren, in Factionen gespalten. Cardinal Altamps nun, einer der Nepoten Pius' IV, Sohn der Schwester desselben, Chiara, um den sich die Cardinäle dieses Pontificats gruppirten, wurde zuerst von Ferdinand Medici gewonnen. Altamps fürchtete, daß in dem Widerstreit der Parteien der ihm verhaßteste seiner Collegen, Ceneda, zur Tiara aufsteigen könne. Um diesen auszuschließen, ging er nach einigen Bedenken auf den Vorschlag des Medici ein, nur mit der Bedingung, daß auch er die Ehre von der Wahl haben und der Gunst des künftigen Papstes versichert werden müsse. Dann wandte man sich an den Nepoten Papst Pius V, dem dessen Creaturen folgten, den Cardinal Alessandrino. Zu den von diesem Papst Erhobenen gehörte aber auch Montalto. Mit Vergnügen ging Alessandrino auf die Wahl desselben ein. Hierauf war nur noch übrig, auch die zahlreichen Creaturen des letzten Papstes, die Gregorianer, für Montalto zu gewinnen. Der Führer derselben, Cardinal San-Sisto, nahm Anstand, sich für ihn zu erklären. Aber er war seiner Faction nicht vollkommen Meister. Eine gute Anzahl der Gregorianer, namentlich die Nepoten des letzten Papstes, wurden von Medici gewonnen. Dann bedeutete man San-Sisto, die Wahl werde durchgehen, er möge wollen oder nicht, so daß auch er sich anschloß. Selbst Farnese wagte nicht, zu widerstehen. Montalto hatte sich auf den Rath Medici's still gehalten: er war von Allen unterrichtet; doch ward die Wahl ohne sein Zuthun durchgeführt. Als man sich am 24. April in der Capelle vereinigte, wurde er nicht durch ein Scrutinium, sondern, wie man sich ausdrückte, durch Adoration zum Oberhaupte der Kirche gewählt. Er wußte, wie viel er hiebei dem Cardinal Medici verdankte, und hat ihm wohl gesagt, er solle dafür sein bevorzugter Sohn sein. Cardinal Ferdinand hat den neuen Papst, vor allem keine Anhänger Farnese's in den wichtigen Beamtungen zu verwenden, was dieser bewilligte; bei den nächsten Einrichtungen hatte Medici allenthalben seine Hand. Auch für Cardinal Altamps ward gesorgt. Für die Sicherheit Paolo Giordano's waren schon besondere Festsetzungen getroffen worden; man nahm

sogleich noch auf andere Bedacht. Der neue Papst erklärte, seine Angehörigen seien zugleich die Angehörigen des Hauses Medici. Bei der Durchführung der Wahl hat man nicht allein auf die Bedeutenden Eigenschaften Montalto's, den großen Ruf, den er sich erworben hatte, Rücksicht genommen; es ist beachtet worden, wie es in der unverfälschten Erzählung des Vorgangs ausdrücklich heißt, daß er nach den Umständen — er zählte 64 Jahre — noch in ziemlich frischem Alter und von starker und guter Complexion war. Jedermann gestand, daß man unter den damaligen Umständen vor allem eines kräftigen Mannes bedurfte.

Und so sah sich Fra Felice an seinem Ziele. Es mußte auch ein menschenwürdiges Gefühl sein, einen so erhabenen und legalen Ehrgeiz erfüllt zu sehen. Ihm stellte sich alles vor die Seele, worin er jemals eine höhere Bestimmung zu erkennen gemeint hatte. Er wählte zu seinem Sinnpruch: „Von Mutterleib an bist du, o Gott, mein Beschützer“.

Auch in allen seinen Unternehmungen glaubte er fortan von Gott begünstigt zu werden. Sowie er den Thron bestiegen, erklärte er seinen Beschluß, die Banditen und Missethäter auszurotten. Sollte er dazu an sich nicht Kräfte genug haben, so wisse er, daß ihm Gott Legionen von Engeln zu Hülfe schicken werde.

Mit Entschlossenheit und Ueberlegung ging er sogleich an dieses schwere Werk.

Ausrottung der Banditen.

Das Andenken Gregors war ihm zuwider: die Maßregeln desselben mochte er nicht fortsetzen. Er entließ den größten Theil der Truppen, die er vorfand; die Sbirren verminderte er um die Hälfte. Dagegen entschloß er sich zu einer unnachsichtigen Bestrafung der ergriffenen Schuldigen.

Es war längst verboten, kurze Waffen, besonders eine gewisse Art von Büchsen zu tragen. Vier junge Menschen aus Cora, nahe Verwandte unter einander, ließen sich dennoch mit solchen Gewehren ergehen. Den anderen Tag war die Krönung, und ein so freudiges Ereigniß nahm man zum Anlaß, für sie zu bitten. Sixtus entgegnete: „solange er lebe, müsse jeder Verbrecher sterben“. Noch an demselben Tage sah man sie alle vier an Einem Galgen bei der Engelsbrücke aufgehängt.

Ein junger Transiberiner war zum Tode verurtheilt, weil er

sich den Sbirren widersezt hatte, die ihm einen Esel wegführen wollten. Alles war voll Mitleiden, wie der Knabe weinend wegen so geringer Verschuldung auf den Richtplatz geführt wurde; man stellte dem Papste seine Jugend vor. „Ich will ihm ein paar Jahre von den meinen zulegen“, soll er gesagt haben: er ließ das Urtheil vollstrecken.

Diese ersten Thaten Sixtus' V setzten Jedermann in Furcht: sie gaben den Verordnungen, die er nunmehr erließ, einen gewaltigen Nachdruck.

Barone und Gemeinden wurden angewiesen, ihre Schlösser und Städte von den Banditen rein zu halten; — den Schaden, den die Banditen anrichten würden, sollten der Herr oder die Gemeinde, in deren Gebiet er vorfalle, selber zu ersetzen haben.

Man hatte die Gewohnheit, auf den Kopf eines Banditen einen Preis zu setzen. Sixtus verordnete, daß diese Preise nicht mehr von der Kammer, sondern vielmehr von den Verwandten des Banditen, oder, wenn diese zu arm, von der Gemeinde, aus der er stamme, gezahlt werden sollten.

Es leuchtet ein, daß er das Interesse der Herren, der Gemeinden, der Verwandten für seine Zwecke in Anspruch zu nehmen suchte. Das Interesse der Banditen selbst bemühte er sich zu erwecken. Er versprach einem jeden, der einen Genossen todt oder lebendig einliefern würde, nicht nur die eigene Begnadigung, sondern auch die Begnadigung einiger seiner Freunde, die er nennen könne, und überdies ein Geldgeschenk.

Nachdem diese Anordnungen getroffen worden und man ihre strenge Handhabung an ein paar Beispielen erlebt hatte, bekam die Verfolgung der Banditen in kurzem eine andere Gestalt.

Es war ein Glück, daß es bald im Anfang mit ein paar Oberhäuptern gelang.

Es ließ den Papst nicht schlafen, daß der Prete Guercino, der sich König der Campagna nannte, der einmal den Unterthanen des Bischofs von Viterbo verboten hatte, ihrem Herrn zu gehorchen, noch immer sein Handwerk fortsetzte und soeben neue Plünderungen vorgenommen hatte. „Er betete“, sagt Galestinus, „Gott möge den Kirchenstaat von diesem Räuber befreien“: den anderen Morgen lief die Nachricht ein, Guercino sei gefangen. Der Kopf ward mit einer vergoldeten Krone an der Engelsburg ausgestellt; der Ueberbringer empfing seinen Preis, 2000 Scudi; das Volk lobte die gute Rechtspflege Seiner Heiligkeit.

Dennoch wagte ein Anderer, della Fara, einst des Nachts die Wächter an der Porta Salara herauszuklopfen; er nannte sich und

hat sie, dem Papst und dem Governatore seinen Gruß zu bringen. Hierauf gebot Sixtus den Verwandten desselben, ihn herbeizuschaffen; bei eigener Leibesstrafe gebot er ihnen. Es verging kein Monat, so brachte man den Kopf des Fara ein.

Zuweilen war es fast noch etwas anderes als Gerechtigkeit, was man gegen die Banditen übte.

Bei Urbino hatten sich ihrer dreißig auf einer Anhöhe verschanzt; der Herzog ließ Maulthiere, mit Lebensmitteln beladen, in ihre Nähe treiben; sie verfehlten nicht, den Zug zu plündern. Aber die Lebensmittel waren vergiftet: die Räuber starben sämmtlich. Bei der Nachricht hievon, sagt ein Geschichtschreiber Sixtus' V, empfand der Papst eine große Zufriedenheit.

In Rom führte man Vater und Sohn zum Tode, obwohl sie ihre Unschuld fortwährend behaupteten. Die Hausmutter stellte sich in den Weg; sie bat nur um einen geringen Verzug: sie könne die Unschuld der Ihrigen augenblicklich beweisen. Der Senator schlug es ihr ab. „Weil ihr denn nach Blut dürstet“, rief sie, „so will ich euch sättigen“, und stürzte sich aus dem Fenster des Capitols. In dessen kamen jene beiden auf den Richtplatz. Jeder wollte den Tod zuerst erleiden: der Vater wollte nicht den Sohn, der Sohn nicht den Vater sterben sehen; das Volk schrie auf vor Mitleid; der wilde Henker schalt auf ihren unnützen Verzug.

Da galt kein Ansehen der Person. Der Graf Johann Nepoli, aus einem der ersten Häuser von Bologna, der aber an dem Banditenwesen viel Antheil genommen, ward in dem Gefängniß strangulirt; seine Güter, sein baares Geld zog der Fiscus ein. Kein Tag war ohne Hinrichtung: aller Orten, in Wald und Feld traf man auf Pfähle, auf denen Banditenköpfe staken. Nur diejenigen von seinen Legaten und Governatoren lobte der Papst, die ihm hierin genugthaten und ihm viele Köpfe einsendeten. Es ist zugleich etwas Orientalisch-barbarisches in dieser Justiz.

Gab es noch Räuber, die von ihr nicht erreicht wurden, so fielen sie wohl durch ihre eigenen Genossen. Die Versprechungen des Papstes hatten die Banditen uneins gemacht: keiner traute dem anderen; sie mordeten sich unter einander.

Dergestalt verging kein Jahr, so waren die Bewegungen des Kirchenstaates, wenn nicht in ihren Quellen erstickt, doch in ihrem Ausbruch bezwungen. Im Jahr 1586 hatte man die Nachricht, daß auch die letzten Anführer, Montebrandano und Arara, getödtet worden.

Glücklich fühlte sich der Papst, wenn ihm nun die eintreffenden

Gesandten bemerkten, sie seien in seinem Staate allenthalben durch ein sicheres, friedliches Land gereist.

Momente der Verwaltung.

Sowie aber der Mißbrauch, den der Papst bekämpfte, noch einen andern Ursprung hatte als allein den Mangel an Aufsicht, so hing auch der Erfolg, den er dabei hatte, noch mit andern Schritten, die er that, zusammen.

Man sieht zuweilen Sixtus V als den alleinigen Gründer der Ordnung des Kirchenstaates an; man schreibt ihm Einrichtungen zu, die lange vor ihm bestanden; als einen unvergleichlichen Meister der Finanzen, einen höchst vorurtheilsfreien Staatsmann, einen Hersteller der Alterthümer rühmt man ihn. Er hatte eine Natur, die sich dem Gedächtniß der Menschen einprägte und fabelhaften, großartig lautenden Erzählungen Glauben verschaffte.

Ist nun dem auch nicht völlig so, wie man sagt, so bleibt seine Verwaltung doch immer sehr merkwürdig.

In einem besondern Verhältniß stand sie gegen die gregorianische. Gregor war in seinen allgemeinen Maßregeln streng, durchgreifend, einseitig; einzelne Fälle des Ungehorsams sah er nach. Eben dadurch, daß er auf der einen Seite die Interessen gegen sich aufregte und doch auf der andern eine Straflosigkeit ohne Gleichen einreißen ließ, veranlaßte er die unheilvolle Entwicklung, die er erlebte. Sixtus dagegen war im Einzelnen unerbittlich: über seine Gesetze hielt er mit einer Strenge, die an Grausamkeit grenzte; in allgemeinen Maßregeln dagegen finden wir ihn mild, nachgiebig und verfühnend. Unter Gregor hatte der Gehorsam nichts genützt und die Widersetzlichkeit nichts geschadet. Unter Sixtus hatte man alles zu fürchten, sobald man ihm Widerstand zeigte; dagegen durfte man Beweise seiner Gnade erwarten, wenn man in gutem Vernehmen mit ihm stand. Nichts förderte seine Absichten besser.

Gleich von Anfang ließ er alle die Mißhelligkeiten fallen, in welche der Vorgänger seiner kirchlichen Ansprüche halber mit den Nachbarn gerathen war. Er erklärte, ein Papst müsse die Privilegien, welche den Fürsten gewährt worden, erhalten und vermehren. Den Mailändern z. B. gab er die Stelle in der Rota zurück, die ihnen Gregor XIII entreißen wollte. Als die Venezianer endlich ein Breve zum Vorschein brachten, das für ihre Ansprüche in der Sache von Aquileja entscheidend lautete, zeigte er sich höchlich zufrieden. Jene anstößige Clausel in der Bulle In Coena Domini war er entschlossen

zu tilgen. Die Congregation über die kirchliche Gerichtsbarkeit, von der die meisten Streitigkeiten ausgegangen, hob er geradezu auf. Gewiß, es liegt etwas Großartiges darin, daß Jemand aus freier Bewegung bestrittene Rechte fallen läßt. Ihm brachte dieses Verfahren sofort die glücklichsten Erfolge zu Wege. Der König von Spanien meldete dem Papst in einem eigenhändigen Schreiben, er habe seinen Ministern in Mailand und Neapel befohlen, päpstlichen Anordnungen nicht minder zu gehorchen, als seinen eigenen. Sixtus war bis zu Thränen gerührt, daß der größte Monarch der Welt ihn, wie er sich ausdrückte, einen armen Mönch, dergestalt ehre. Toscana zeigte sich ergeben, Venedig befriedigt. Jetzt nahmen diese Nachbarn eine andere Politik an. Von allen Seiten schickte man dem Papste Banditen zu, die sich in die benachbarten Grenzen geflüchtet hatten. Venedig verböte ihnen die Rückkehr in den Kirchenstaat und verbot seinen Schiffen, bei Berührung der Küsten desselben Ausgetretene aufzunehmen. Der Papst war entzückt darüber. Er sagte, er werde es der Republik ein ander Mal gedenken; er werde, so drückt er sich aus, sich die Haut für sie abziehen lassen, sein Blut für sie vergießen. Eben darum ward er der Banditen Herr, weil sie nirgends mehr Aufnahme und Hülfe fanden.

So hielt er sich denn auch in seinem Lande von jenen strengen Anordnungen, die Gregor zum Vortheil der Kammer vorgeschrieben, weit entfernt. Nachdem er die schuldigen Feudatare gestraft, suchte er die übrigen Barone eher an sich zu ziehen und zu gewinnen. Die beiden großen Familien Colonna und Orsini verband er durch Heirathen zugleich mit seinem Hause und unter einander. Gregor hatte den Colonesen Schloßer weggenommen: Sixtus regulirte selbst ihren Haushalt und machte ihnen Vorschüsse. Er gab dem Contestabile M. A. Colonna die eine, dem Duca Virginio Orsini die andere von seinen Enkel-Nichten. Er gewährte ihnen eine gleiche Mitgift und sehr ähnliche Begünstigungen; ihre Präcedenztreitigkeiten glich er dadurch aus, daß er immer dem Ältesten von beiden Häusern den Vortritt zusprach. Prächtigt nahm sich dann Donna Camilla aus, die Schwester des Papstes, zwischen ihren Kindern, so edlen Schwieger-söhnen und verheiratheten Enkelinnen.

Sixtus hatte überhaupt keine Freude daran, Privilegien auszutheilen.

Vornehmlich der Mark zeigte er sich als ein wohlwollender Landsmann. Den Anconitanern gab er einige ihrer alten Gerechtigkeiten wieder; in Macerata errichtete er für die ganze Provinz einen

Höchsten Gerichtshof; das Collegium der Advocaten dieser Provinz zeichnete er durch neue Zugehörnisse aus: Fermo erhob er zum Erzbisthum, Tolentino zum Bisthum; den Flecken Montalto, in dem seine Vorfahren zuerst Wohnung genommen, erhob er durch eine eigene Bulle zur Stadt und zum Bisthum: „denn es hat“, sagt er, „unserer Herkunft ihren glücklichen Ursprung gegeben.“ Schon als Cardinal hatte er eine gelehrte Schule daselbst gestiftet; jetzt als Papst gründete er an der Universität Bologna das Collegium Montalto für fünfzig Schüler aus der Mark, von denen Montalto allein acht und auch das kleine Grotte a Mare zwei zu präsentiren hatte.

Auch Loreto beschloß er zur Stadt zu erheben. Fontana stellte ihm die Schwierigkeiten davon vor. „Mache dir keine Gedanken, Fontana,“ sagte er; „schwerer ward es mir, mich zu entschließen, als mir die Ausführung fallen wird.“ Ein Theil des Landes wurde den Recanatesen abgekauft; Thäler wurden ausgefüllt, Hügel geebnet; hierauf bezeichnete man die Straßen; die Communitäten der Mark wurden ermuntert, jede ein Haus daselbst zu bauen; Cardinal Gallo setzte neue Stadtbeamten in der heiligen Capelle ein. Zugleich seinem Patriotismus und seiner Devotion gegen die heilige Jungfrau that der Papst hiedurch Genüge.

Auch allen anderen Städten in den anderen Provinzen widmete er seine Fürsorge. Er traf Einrichtungen, um dem Anwachsen ihrer Schulden zu steuern, und beschränkte ihre Alienationen und Verbürgungen; ihr gesamtes Geldwesen ließ er genau untersuchen. Von seinen Anordnungen schreibt es sich her, daß die Gemeinden nach und nach wieder in Aufnahme kamen.

Allenthalben förderte er den Ackerbau. Er unternahm, die Chiana von Orvieto, die pontinischen Sümpfe auszutrocknen. Die letzten besuchte er selbst; der Fiume Sisto, vor Pius VI das Beste, was für dieselben geschehen, verdankt ihm seinen Ursprung.

Und so hätte er denn auch gern die Gewerbe emporgebracht. Ein gewisser Peter von Valencia, ein römischer Bürger, hatte sich erboten, Seidenfabriken in Gang zu bringen. Es bezeichnet diesen Papst, mit welcher durchfahrenden Verordnung er ihm zu Hülfe zu kommen suchte. Er befahl, in seinem ganzen Staat, in allen Gärten und Wignen, auf allen Wiesen und Waldstrecken, in allen Thälern und Hügeln, wo kein Getreide wachse, Maulbeerbäume zu pflanzen; für jeden Rubbio Landes setzte er fünf fest; im Unterlassungsfall bedrohte er die Gemeinde mit einer bedeutenden Geldstrafe. Auch die Wollarbeiten suchte er zu befördern, „damit die

Armen“, sagte er, „etwas zu verdienen bekommen;“ dem ersten Unternehmer gab er eine Unterstützung aus der Kammer: er sollte dafür eine bestimmte Anzahl Stücke Tuch einzuliefern haben.

Man würde den Vorgängern Sixtus' V Unrecht thun, wenn man Gedanken dieser Art einzig ihm zuschreiben wollte. Auch Pius V und Gregor XIII begünstigten Landbau und Gewerbe. Nicht sowohl dadurch unterschied sich Sixtus, daß er einen ganz neuen Weg einschlug, als vielmehr dadurch, daß er auf dem schon eingeschlagenen rascher und nachdrücklicher verfuhr. Eben daher rührt es, daß er den Menschen im Gedächtniß blieb.

Wenn man sagt, daß er die Congregationen der Cardinale gestiftet, so ist das nicht so eigentlich zu verstehen. Die sieben wichtigsten, für Inquisition, Index, die Sachen des Conciliums, der Bischöfe, der Mönche, für Segnatura und Consulta, fand er bereits. Auch der Staat war bei denselben nicht ganz außer Acht gelassen; die beiden letztgenannten umfaßten Justiz und Verwaltung. Sixtus beschloß nun, den bestehenden noch acht neue Congregationen hinzuzufügen, von denen sich jedoch nur noch zwei mit den Angelegenheiten der Kirche — die eine mit der Gründung neuer Bisthümer, die andere mit der Handhabung und Erneuerung kirchlicher Gebräuche — beschäftigen sollten; die übrigen sechs wurden für einzelne Zweige der Verwaltung bestimmt: für Annona, Straßenbau, Abschaffung drückender Auflagen, Bau von Kriegsfahrzeugen, die Druckerei im Vatican, die Universität zu Rom. Man sieht, wie wenig systematisch der Papst hiebei zu Werke ging, wie sehr er vorübergehende Interessen mit allgemeinen gleichstellte; nichtsdestominder hat er es damit gut getroffen, und seine Einrichtung hat sich mit leichten Abänderungen Jahrhunderte lang erhalten.

Von den Cardinälen selbst stellte er übrigens einen hohen Begriff auf. Es sollen alles ausgezeichnete Männer sein, ihre Sitten musterhaft, ihre Worte Orakel, ihre Aussprüche eine Norm des Lebens und Denkens für andere: das Salz der Erde, der Leuchter auf dem Candelaber. Man muß darum nicht glauben, daß er bei den Ernennungen jedes Mal sehr gewissenhaft verfahren sei. Für Gallo, den er zu dieser Würde erhob, wußte er nichts anzuführen, als daß derselbe sein Diener sei, dem er aus vielen Gründen wohlwolle, der ihn einmal auf einer Reise sehr gut aufgenommen habe. Auch hier aber gab er eine Regel, die man später, wenn nicht immer befolgt, doch meistentheils in Gedanken gehabt hat. Er setzte die Zahl

der Cardinäle auf siebzig fest; „gleichwie Moses“, sagte er, „siebzig Greise aus allem Volke gewählt, um sich mit ihnen zu berathen“.

Nicht selten hat man auch diesem Papste die Zerstörung des Nepotismus zugeschrieben. Näher betrachtet, verhält es sich aber auch damit anders. Schon unter Pius IV, Pius V und Gregor XIII, wie wir sahen, waren die Begünstigungen der Nepoten sehr unbedeutend geworden. Gebührt Einem von ihnen in dieser Hinsicht ein besonderes Lob, so ist es Pius V, der die Alienationen kirchlicher Ländel ausdrücklich verpönte. Wie gesagt, diese frühere Art des Nepotismus war schon vor Sixtus V abgekommen. Unter den Päpsten des folgenden Jahrhunderts bildete sich aber eine andere Form desselben aus. Es gab immer zwei bevorzugte Nepoten, von denen der eine, zum Cardinal erhoben, die oberste Verwaltung kirchlicher und politischer Geschäfte in die Hand bekam, der andere, von weltlichem Stande, reich verheirathet, mit liegenden Gründen und Luoghi di Monte ausgestattet, ein Majorat stiftete und sich ein fürstliches Haus gründete. Fragen wir nun, wann diese Form eingetreten, so finden wir, daß sie sich allmählich ausgebildet, zuerst aber unter Sixtus V angebahnt hat. Cardinal Montalto, den der Papst zärtlich liebte, so daß er sogar seine natürliche Heftigkeit gegen ihn mäßigte, bekam Eintritt in die Consulta und an den auswärtigen Geschäften wenigstens Antheil; dessen Bruder Michele ward Marchese und gründete ein wohlausgestattetes Haus.

Wollte man aber glauben, Sixtus habe hiemit ein Nepotenregiment eingeführt, so würde man sich doch völlig irren. Der Marchese hatte keinerlei Einfluß, der Cardinal wenigstens keinen wesentlichen. Es würde dies der Sinnesweise dieses Papstes widersprechen haben. Seine Begünstigungen haben etwas Naives und Vertrauliches: sie verschaffen ihm eine Grundlage von öffentlichem und privatem Wohlwollen; aber niemals giebt er das Heft aus den Händen: immer regiert er selbst. So sehr er die Congregationen zu begünstigen schien, so sehr er selbst freimüthige Aeußerungen herausforderte, so ward er doch allemal ungeduldig und heftig, sobald sich Jemand dieser Erlaubniß bediente. Seinen Willen setzte er immer eigenmächtig durch. „Bei ihm“, sagt Giov. Gritti, „hat beinahe Niemand eine beratthende, geschweige eine entscheidende Stimme“. Bei allen jenen persönlichen und provinziellen Gunstbezeigungen hatte seine Verwaltung doch schlechthin einen durchgreifenden, strengen, eigenmächtigen Charakter: nirgends wohl mehr als in ihrem finanziellen Theile.

Finanzen.

Das Haus Chigi zu Rom verwahrt ein kleines eigenhändiges Gedebuch Papst Sixtus' V, das er sich als Mönch gehalten hat. Mit großem Interesse schlägt man es auf. Was ihm in seinem Leben Wichtiges begegnet ist, wo er jedesmal in den Fasten gepredigt, welche Commissionen er empfangen und ausgeführt hat, auch die Bücher, die er besaß, welche einzeln und welche zusammengebunden, endlich seinen ganzen kleinen mönchischen Haushalt hat er darin sorgfältig aufgezeichnet. Da liest man z. B., wie sein Schwager Baptista 12 Schafe für ihn kaufte; wie er, der Frate, erst 12, dann noch einmal 2 Floren 20 Bolognin darauf bezahlte, so daß sie sein Eigenthum waren; der Schwager hatte sie bei sich, wie es in Montalto herkömmlich, um die halbe Ruzung. In dieser Weise geht es fort. Man sieht, wie er seine kleinen Ersparnisse zu Rathe hielt, wie sorgfältig er Rechnung darüber führte, wie dann die Summen allmählich bis zu ein paar hundert Floren anwuchsen: mit Vergnügen und Theilnahme verfolgt man dies; es ist die nämliche haushalterische Gesinnung, welche dieser Franciscaner kurz darauf auf die Verwaltung des päpstlichen Staates übertrug. Seine Sparsamkeit ist eine Eigenschaft, deren er sich in jeder Bulle, wo es die Gelegenheit irgend zuläßt, und in vielen Inschriften rühmt. In der That hat weder vor noch nach ihm ein Papst mit ähnlichem Erfolg verwaltet.

Bei seiner Thronbesteigung fand er eine völlige Erschöpfung vor; bitter beschwert er sich über Papst Gregor, der zugleich von den Pontificaten seines Vorgängers und seines Nachfolgers einen guten Theil aufgebraucht habe. Er bekam eine so schlechte Vorstellung von demselben, daß er einmal Messen für ihn angeordnet hat, weil er ihn im Traume jenseitige Strafen hatte leiden sehen; das Einkommen war bereits im voraus bis zum nächsten October verpfändet.

Desto angelegener ließ er es sich sein, die Cassen zu füllen. Es gelang ihm über alles Erwarten. Als Ein Jahr seines Pontificates um war, im April 1586, hatte er bereits eine Million Scudi in Gold gesammelt, im November 1587 eine zweite, im April 1588 eine dritte. Es macht dies über fünfsechzig Millionen Scudi in Silber. Sowie er eine Million beisammenhatte, legte er sie in der Engelsburg nieder, indem er sie, wie er sich ausdrückte, der heiligen Jungfrau Maria, Mutter Gottes, und den heiligen Aposteln Peter und Paul widmete. „Er überschau“, sagte er in seiner Bulle, „nicht

allein die Fluthen, auf denen das Schiffelein Petri jetzt zuweilen schwankt, sondern auch die von fernher drohenden Stürme: unerbittlich sei der Haß der Keger; der gewaltige Türke, Affur, die Ruthe des Hornes Gottes, drohe den Gläubigen; von dem Gott, auf den er sich hiebei verlasse, werde er zugleich unterwiesen, daß der Hausvater auch bei Nacht zu wachen habe. Er folge dem Beispiel der Väter des alten Testaments, von denen auch immer eine gute Summe Geldes im Tempel des Herrn aufbewahrt worden.“ Er setzte, wie man weiß, die Fälle fest, in denen es allein erlaubt sein sollte, sich dieses Schatzes zu bedienen. Es sind folgende: wenn man einen Krieg zur Eroberung des heiligen Landes oder einen allgemeinen Feldzug wider die Türken unternehme — wenn Hungersnoth oder Pestilenz eintrete — in offenbarer Gefahr, eine Provinz des katholischen Christenthums zu verlieren — bei einem feindlichen Einfall in den Kirchenstaat — oder wenn eine Stadt, die dem römischen Stuhle gehöre, wiedererworben werden könne. Beim Zorn des allmächtigen Gottes und der heiligen Apostel Peter und Paul verpflichtete er seine Nachfolger, sich an diese Fälle zu binden.

Wir lassen einen Augenblick den Werth dieser Bestimmungen auf sich beruhen; zunächst fragen wir, welche Mittel Sixtus anwandte, um einen für jene Zeiten so erstaunenswerthen Schatz zusammenzubringen.

Eine Auffammlung des reinen Einkommens war es nicht: Sixtus selbst hat oft gesagt, der päpstliche Stuhl habe dessen nicht über 200000 Scudi.

Auch ist es seinen Ersparnissen nicht geradehin zuzuschreiben. Er hat deren gemacht: er bestritt seine Tafel mit 6 Paoli den Tag; er schaffte viele unnützen Stellen am Hofe ab; er verminderte die Truppen; aber wir haben nicht allein das Zeugniß des Venezianers Delfino, daß dies alles die Ausgaben der Kammer um nicht mehr als um 150000 Scudi verringerte; Sixtus selbst hat einmal die Erleichterungen, die ihm die Kammer verdankte, nur auf 146000 Scudi berechnet.

Und so stieg ihm mit allen Ersparnissen nach seinen eigenen Erklärungen das reine Einkommen doch nur auf viertehalbunderttausend Scudi. Kaum zu den Bauten, die er ausführte, geschweige denn zu einem so colossalen Theauriven reichte ihm dies hin.

Wir betrachteten oben die sonderbare Geldwirthschaft, die sich in diesem Staate eingerichtet hatte: dieses Steigen der Auflagen und Lasten, ohne daß sich das reine Einkommen vermehrte, diese

Mannichfaltigkeit der Anleihen durch Aemterverkauf und Monti, die wachsende Belastung des Staates um der Bedürfnisse der Kirche willen. Es leuchtet ein, welche Uebelstände damit verknüpft waren, und wenn man die Lobeserhebungen vernimmt, die Sixtus dem V so reichlich gespendet worden, so sollte man dafür halten, er habe das Uebel abzustellen gewußt. Wie erstaunt man, wenn man findet, daß er gerade den nämlichen Weg auf das rücksichtsloseste verfolgte und diese Geldwirthschaft auf eine Weise fixirte, daß ihr niemals wieder Einhalt zu thun war!

Eine seiner vornehmsten Finanzquellen war der Verkauf der Aemter. Erstens erhöhte er von vielen, die bereits verkauft worden waren, die Preise. Ein Beispiel sei das Amt eines Schatzmeisters der Kammer. Es war bisher für 15000 Scudi veräußert worden; er verkaufte es zuerst an einen Justinian für 50000 Scudi; als er diesen zum Cardinal gemacht, verkaufte er es an einen Pepoli für 72000 Scudi; als er auch diesem den Purpur gegeben, zweigte er von den Einkünften des Amtes die volle Hälfte, 5000 Scudi, ab, die er einem Monte zuwies; um so vieles geschmälert, verkaufte er es noch immer für 50000 Scudi Gold. — Zweitens fing er an, Aemter zu verkaufen, die man früher immer umsonst gegeben hatte: Notariate, Fiscalate, die Stellen des Generalcommissars, des Solicitators der Kammer, des Armenadvocaten, oft zu bedeutenden Preisen: das Generalcommissariat um 20000, die Notariate um 30000 Scudi. — Endlich aber errichtete er auch eine Menge neuer Aemter, oft sehr bedeutende darunter, ein Schatzmeisteramt der Dataria, die Präfectur der Gefängnisse, 24 Referendariate, 200 Cavalierate, Notariate in den Hauptorten des Staates; er verkaufte sie sämmtlich.

Allerdings brachte er auf diese Weise sehr bedeutende Summen zusammen; der Verkauf der Aemter hat ihm 608510 Scudi Gold, 401805 Scudi Silber, mithin zusammen gegen anderthalb Millionen Silber eingetragen; allein wenn die käuflichen Stellen schon früher ein Ungemach dieses Staates waren, — es lag darin, wie verührt, eine Mittheilung der Regierungsrechte, auf den Grund einer Anleihe, die man eben deshalb gegen die Zahlungspflichtigen mit aller Strenge geltend machte, ohne die Verrichtungen des Amtes abzuwarten, — um wie vieles wurde dies Uebel hiedurch vermehrt! Eben daher kam es, daß man das Amt, wie gesagt, als einen Besitz betrachtete, welcher Recht gebe, nicht als eine Pflicht, welche Bemühungen auferlege.

Ueberdies aber vermehrte Sixtus nun auch die Monti außer-

ordentlich. Er errichtete drei Monti von vacabili und acht Monti vacabili, mehr als irgend einer seiner Vorgänger.

Wir sahen, daß die Monti immer auf neue Auflagen angewiesen werden mußten. Auch Sixtus V fand kein anderes Mittel, obwohl er sich anfangs davor scheute. Als er im Consiistorium der Cardinäle zum ersten Mal von einer Anlegung des Schazes sprach, entgegnete ihm Cardinal Farnese, auch sein Großvater Paul III habe dies beabsichtigt; doch habe er eingesehen, es werde nicht ohne Vermehrung der Auflagen möglich sein: deshalb sei er davon abgestanden. Hestig fuhr ihn Sixtus an. Die Andeutung, daß ein früherer Papst weiser gewesen, brachte ihn in Harnisch. „Das machte“, erwiderte er, „unter Papst Paul III gab es einige großen Verschleuderer, die es, Gott sei Dank, bei unseren Zeiten nicht giebt.“ Farnese erröthete und schwieg. Allein es kam, wie er gesagt hatte. Im Jahre 1587 nahm Sixtus V keine Rücksichten mehr. Den mühevollen Erwerb, z. B. derjenigen, welche die Tiberische mit Büffeln und Pferden stromaufwärts ziehen ließen, die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse, z. B. Brennholz und die Foglietta Wein im kleinen Verkehr, beschwerte er mit neuen Auflagen und gründete unverzüglich Monti darauf. Er verschlechterte die Münzen, und da sich hierauf sogleich ein kleines Wechselgeschäft an allen Straßenecken bildete, benutzte er auch dies, um die Besugniß dazu zu verkaufen. So sehr er die Mark begünstigte, so belastete er doch den Handel von Ancona mit neuen 2 Procent auf die Einfuhr. Die kaum auflebende Industrie mußte ihm wenigstens indirect Vorthail bringen. Er hatte einen portugiesischen Juden, der aus Furcht vor der Inquisition aus Portugal entwichen war, des Namens Lopez, an der Hand, der das Vertrauen des Datars, der Signora Camilla und endlich auch des Papstes selber gewann, und der ihm diese und ähnliche Operationen angab. Nach jener Abfertigung Farnese's wagte kein Cardinal mehr, zu widersprechen. Als von dem erwähnten Zupost auf den Wein die Rede war, sagte Albano von Bergamo: „ich billige alles, was Guerer Heiligkeit gefällt; doch würde ich es noch mehr billigen, wenn ihr diese Auflage mißfielen.“

Und so brachte sich Sixtus so viel neue Einkünfte zu Wege, daß er in den Monti eine Anleihe von dritthalb Millionen Scudi Gold, genau 2424725, aufnehmen und mit Zinsen ausstatten konnte.

Gestehen wir aber ein, daß diese Staatswirthschaft etwas Unbegreifliches hat.

Durch die neuen Auflagen und so viele Aemter werden dem Lande neue und ohne Zweifel sehr drückende Lasten aufgebürdet; die

Aemter sind auf Sporteln angewiesen, was den Gang der Justiz und der Administration nicht anders als hemmen kann; die Auflagen fallen auf den Handel im Großen und auf den Kleinen Verkehr und müssen der Regsamkeit schaden. Und wozu dient zuletzt der Ertrag?

Rechnen wir zusammen, was Monti und Aemter im Ganzen eingebracht haben, so beträgt das ungefähr eben die Summe, die in das Castell eingeschlossen ward: fünftehalb Millionen Scudi, wenig mehr. Alle Unternehmungen, die diesen Papst berühmt gemacht, hätte er mit dem Ertrage seiner Ersparnisse ausführen können.

Daß man Ueberschüsse sammelt und aufspart, läßt sich begreifen; daß man Anleihen macht, um einem Bedürfnisse der Gegenwart abzuhefeln, ist Regel; daß man aber Anleihen macht und Lasten aufbürdet, um einen Schatz für künftige Bedürfnisse in ein festes Schloß einzuschließen, ist höchst außerordentlich.

Dennoch ist es dies, was die Welt an Papst Sixtus V immer am meisten bewundert hat.

Es ist wahr, die Maßregeln Gregors XIII hatten etwas Gehässiges, Gewaltthames und eine sehr schlechte Rückwirkung. Dessenungeachtet sollte ich glauben, wenn er es dahin gebracht hätte, daß die päpstliche Casse sowohl neuer Auflagen als der Anleihe in Zukunft hätte entbehren können, so würde dies eine sehr wohlthätige Wirkung hervorgerufen, der Kirchenstaat vielleicht eine glücklichere Entwicklung genommen haben.

Allein es fehlte Gregor, zumal in den späteren Jahren, an der Kraft, seine Gedanken durchzuführen.

Gerade durch diese vollführende Kraft zeichnete sich Sixtus aus. Sein Thesauriren durch Anleihen, Aemterverkauf und neue Auflagen häufte Last auf Last; wir werden die Folgen davon beobachten; aber daß es gelang, blendete die Welt, und für den Augenblick gab es wirklich dem Papstthum eine neue Bedeutung.

In der Mitte von Staaten, denen es meistentheils an Geld fehlte, bekamen die Päpste durch den Besitz eines Schazes eine größere Zuversicht auf sich selbst, ein ungewohntes Ansehen bei den Uebrigen.

In der That gehörte diese Staatsverwaltung recht eigentlich mit zu dem katholischen Systeme jener Zeit.

Indem sie alle finanziellen Kräfte des Staates in die Hände des kirchlichen Oberhauptes legte, machte sie denselben erst vollkommen zu einem Organe geistlicher Gewalt.

Denn wozu anders konnte dies Geld angewendet werden als zur Vertheidigung und Ausbreitung des katholischen Glaubens?

Sixtus V lebte und webte in Entwürfen, die dahin zielten. Zuweilen betrafen sie den Orient und die Türken, öfter den Occident und die Protestanten. Zwischen den beiden Systemen, dem katholischen und dem protestantischen, brach ein Krieg aus, an dem die Päpste den lebhaftesten Antheil nahmen.

Wir betrachten ihn in dem folgenden Buche. Zunächst bleiben wir noch einen Augenblick bei Rom stehen, welches von neuem eine allgemeine Wirkung auf die Welt auszuüben wußte.

Baunternehmungen Sixtus' V.

Es war das dritte Mal, daß sich Rom auch äußerlich als die Hauptstadt einer Welt darstellte.

Man kennt die Pracht und Größe des antiken Roms; aus Trümmern und Erzählungen hat man es sich mannichfaltig zu vergegenwärtigen gesucht. Auch das Mittelalter verdiente wohl einmal einen ähnlichen Fleiß. Herrlich war auch dies mittlere Rom mit der Majestät seiner Basiliken, dem Dienste seiner Grotten und Katakomben, den Patriarchien des Papstes, in denen die Denkmäler des frühesten Christenthums aufbewahrt wurden, dem noch immer prächtigen Kaiserpalast, der den deutschen Königen gehörte, den besetzten Burgen, welche sich in der Mitte so vieler Gewalten unabhängige Geschlechter trotzig eingerichtet hatten.

Während der Abwesenheit der Päpste in Avignon war dies mittlere Rom so gut verfallen, wie das antike längst in Trümmern lag.

Als Eugenius IV im Jahre 1443 nach Rom zurückkehrte, war es eine Stadt der Kuhhirten geworden; die Einwohner unterschieden sich nicht von den Bauern und Hirten der Landschaft. Man hatte längst die Hügel verlassen; in der Ebene, an den Biegungen der Tiber wohnte man; auf den engen Straßen gab es kein Pflaster; durch Balcone und Bogen, welche Haus an Haus stützten, waren sie noch mehr verdunkelt; man sah das Vieh wie auf dem Dorfe herumlaufen. Von S. Sylvester bis an die Porta del Popolo war alles Garten und Sumpf; man jagte da wilde Enten. An das Alterthum war beinahe auch die Erinnerung verschwunden. Das Capitol war der Berg der Ziegen, das Forum Romanum das Feld der Kühe geworden; an einige Monumente, die noch übrig waren, knüpfte man

die seltsamsten Sagen. Die Peterkirche war in Gefahr, zusammenzustürzen.

Als endlich Nikolaus die Obedienz der gesammten Christenheit wiedergewonnen, faßte er, reich geworden durch die Beiträge der zum Jubiläum strömenden Pilgrime, den Gedanken, Rom dergestalt mit Gebäuden zu schmücken, daß Jedermann mit der Anschauung erfüllt werden sollte, dies sei die Hauptstadt der Welt.

Es war aber dies nicht das Werk eines einzigen Mannes. Die folgenden Päpste haben Jahrhunderte lang daran mitgearbeitet.

Ich will ihre Bemühungen, die man in ihren Lebensbeschreibungen aufgezeichnet findet, hier nicht im Einzelnen wiederholen. Am bedeutendsten waren sowohl durch ihren Erfolg als selbst durch ihren Gegensatz die Epochen Julius' II und unseres Sixtus.

Unter Julius II wurde die untere Stadt an den Ufern der Tiber, wohin sie sich gezogen, völlig erneuert. Nachdem Sixtus IV die beiden Theile jenseit und diesseit des Flusses durch jene solide einfache Brücke von Travernino, die noch heute seinen Namen führt, besser verbunden hatte, baute man zu beiden Seiten mit dem größten Eifer. Jenseit begnügte sich Julius nicht mit dem Unternehmen der Peterkirche, die unter ihm mächtig emporstieg; er erneuerte auch den vaticanischen Palast. In der Vertiefung zwischen dem alten Bau und dem Landhause Innocenz' VIII, dem Belvedere, legte er die Loggien an, eins der wohlverfundensten Werke, die es geben mag. Unfern von da wetteiferten seine Vettern, die Riari, und sein Schatzmeister Agostino Chigi, wer von beiden ein schöneres Haus aufrichten würde. Ohne Zweifel behielt Chigi den Preis; das seine ist die Farnesina, bewundernswürdig schon in der Anlage, von Raphaels Hand aber unvergleichlich ausgeschmückt. Diesseit verdanken wir Julius II die Vollendung der Cancelleria mit ihrem Cortile, das in reinen, glücklich geworfenen Verhältnissen ausgeführt ist, dem schönsten Gehöfte der Welt. Seine Cardinäle und Barone strebten ihm nach: Farnese, dessen Palast sich durch seinen großartigen Eingang den Ruf des vollkommensten unter den römischen Palästen erworben hat; Franz de Rio, der von dem seinen rühmte, er werde stehen, bis die Schildkröte die Erde durchwandle. Mit allen Schätzen der Literatur und Kunst war das Haus der Medici erfüllt; auch die Orsini schmückten ihren Palast auf Campofiore innen und außen mit Statuen und Bildwerken aus. Den Denkmalen dieser schönen Zeit, in der man es versuchte, dem Alterthum gleichzukommen, — um Campofiore und den farnesinischen Platz her — widmet der Fremde nicht

immer die Aufmerksamkeit, die sie verdienen. Es war Wettstreit, Genius, Blüthe: ein allgemeiner Wohlstand. Da das Volk zunahm, so baute man sich auf dem Campo Marzo, um das Mausoleum des Augustus her, an. Unter Leo entwickelte sich dies noch mehr; aber schon Julius hatte Gelegenheit, jenseits die Lungara, gegenüber die Strada Julia zu ziehen. Man sieht noch die Inschrift, in der ihn die Conservatoren rühmen, daß er neue Straßen abgemessen und eröffnet habe, „der Majestät der neuerworbenen Herrschaft gemäß.“

Durch die Pest, durch die Eroberung sank die Volksmenge wieder; die Bewegungen unter Paul IV fügten der Stadt aufs neue großen Schaden zu; erst nachher nahm sie sich wieder auf: mit dem erneuten Gehorsam der katholischen Welt stieg auch die Anzahl der Einwohner.

Schon Pius IV dachte darauf, die verlassenen Hügel wieder anzubauen. Auf dem Capitolin gründete er den Palast der Conservatoren; auf dem Viminal erhob ihm Michel Angelo aus den Trümmern der diocletianischen Thermen die Kirche S. Maria degli Angeli; die Porta Pia auf dem Quirinal trägt noch heute sein Abzeichen. Auch Gregor XIII baute hier.

Es waren dies aber der Natur der Sache nach vergebliche Bemühungen, solange die Hügel des Wassers entbehrten.

Oben hier tritt Sixtus V hervor. Es hat ihm vor allen übrigen Päpsten in der Stadt ein ruhmvolles Andenken gestiftet, daß er dies Bedürfnis ins Auge faßte und das mangelnde Wasser in colossalen Aquädukten herbeizuführen beschloß. Er that es, wie er sagt, „damit diese Hügel, noch zu den christlichen Zeiten durch Basiliken verherrlicht, ausgezeichnet durch gesunde Luft, anmuthige Lage, angenehme Aussicht, wieder bewohnt werden mögen.“ „Darum“, fügt er hinzu, „haben wir uns durch keine Schwierigkeiten, keine Unkosten abschrecken lassen.“ In der That sagte er den Architekten von allem Anfang, er wolle ein Werk, das sich mit der alten Pracht des kaiserlichen Roms messen könne. Zweiundzwanzig Meilen weit, von dem Agro Colonna her, führte er allen Hindernissen zum Troß die Aqua Martia zum Theil unter der Erde, zum Theil auf hohen Bogen nach Rom. Mit großer Genugthuung sah endlich der Papst den Strahl dieses Wassers sich in seine Vigna ergießen; er führte es weiter nach S. Susanna auf den Quirinal; er nannte es nach seinem Eigennamen Aqua Felice; mit nicht geringem Selbstgefühl ließ er

bei der Fontäne Moses abbilden, wie bei dem Schlage seines Stabes das Wasser aus dem Felsen strömt.

Für jene Gegend und die ganze Stadt war dies ein großer Vortheil. Die Aqua Felice giebt in 24 Stunden 20537 Cubikmeter Wasser und speist 27 Fontänen.

Wirklich fing man hierauf an, die Höhen wieder anzubauen. Durch besondere Privilegien lud Sixtus dazu ein. Er ebnete den Boden bei Trinita de' Monti und legte den Grund zu der Treppe am spanischen Platz, welche die nächste Communication von der unteren Stadt nach dieser Anhöhe bildet. Hier legte er Via Felice und Borgo Felice an: er eröffnete die Straßen, die noch heute nach S. Maria Maggiore führen, von allen Seiten: er hatte die Absicht, alle Basiliken durch breite und große Wege mit dieser zu verbinden. Die Poeten rühmen, Rom verdoppelt sich gleichsam und suche seine alten Wohnungen wieder auf.

Jedoch war es diese Anbauung der Höhen nicht allein, wodurch sich Sixtus V von den früheren Päpsten unterschied. Er faßte zugleich Absichten, die den älteren geradezu entgegenstehen.

Mit einer Art von Religion betrachtete man unter Leo X die Trümmer des alten Roms; man nahm mit Entzücken den göttlichen Funken des antiken Geistes an ihnen wahr; wie ließ sich jener Papst die Erhaltung derselben empfohlen sein, „dessen, was von der alten Mutter des Ruhmes und der Größe von Italien noch allein übrig geblieben“!

Von diesem Geiste war Sixtus V himmelweit entfernt. Für die Schönheit der Ueberreste des Alterthums hatte dieser Franciscaner keinen Sinn. Das Septizonium des Severus, ein höchst merkwürdiges Werk, das sich durch alle Stürme so vieler Jahrhunderte bis auf ihn erhalten, fand keine Gnade vor seinen Augen. Er zerstörte es von Grund aus und brachte einige Säulen davon nach St. Peter. Er war eben so heftig im Zerstören als eifrig im Bauen. Jedermann fürchtete, er werde auch darin kein Maß finden. Man höre, was der Cardinal von Santa Severina erzählt: es würde unglaublich scheinen, wenn er es nicht selbst erlebt hätte. „Da man sah“, sagt er, „daß sich der Papst ganz und gar zur Zerstörung der römischen Alterthümer hinneigte, so kam eines Tages eine Anzahl römischer Edelleute zu mir und bat mich, das Meine zu thun, um S. Heiligkeit von einem so ausschweifenden Gedanken abzubringen.“ An den Cardinal wandten sie sich, der damals ohne Zweifel selbst als der größte Zelot anzusehen war. Cardinal Colonna schloß sich an ihn

an. Der Papst antwortete ihnen, er wolle die häßlichen Antiquitäten wegschaffen, die übrigen aber, die dies bedürften, restauriren. Man denke, was ihm häßlich vorkommen mochte! Er hatte die Absicht, das Grab der Cäcilia Metella, schon damals den einzigen bedeutenden Rest der republikanischen Zeiten, ein bewundernswürdiges, erhabenes Denkmal, geradehin zu zerstören. Wie viel mag unter ihm zu Grunde gegangen sein!

Konnte er sich doch kaum entschließen, den Laofoon und den belvederischen Apoll im Vatican zu dulden. Die antiken Bildsäulen, mit denen die römischen Bürger das Capitol geschmückt hatten, litt er nicht daselbst. Er erklärte, er werde das Capitol zerstören, wenn man sie nicht entferne. Es war ein Jupiter tonans, zwischen Minerva und Apoll. Die beiden anderen mußten in der That entfernt werden; nur die Minerva ward geduldet. Aber Sixtus wollte, daß sie Rom, und zwar das christliche, bedeuten solle. Er nahm ihr den Speer, den sie trug, und gab ihr ein ungeheures Kreuz in die Hände.

In diesem Sinne restaurirte er die Säulen des Trajan und des Antonin; auch jener ließ er die Urne wegnehmen, welche, wie man sagte, die Asche des Kaisers enthielt; er widmete sie dem Apostel Petrus, die andere dem Apostel Paulus, deren Bildsäulen seitdem in dieser luftigen Höhe über den Häusern der Menschen einander gegenüberstehen. Er meinte, damit dem christlichen Glauben einen Triumph über das Heidenthum zu verschaffen.

Die Ausstellung des Obeliskens vor St. Peter lag ihm darum so sehr am Herzen, weil er „die Monumente des Unglaubens an dem nämlichen Orte dem Kreuze unterworfen zu sehen wünschte, wo einst die Christen den Kreuzestod erleiden mußten“.

In der That ein großartiges Unternehmen, das er aber ganz auf seine Weise ausführte: mit einer sonderbaren Mischung von Gewaltthatigkeit, Größe, Pomp und zelotischem Wesen.

Dem Baumeister, Domenico Fontana, der sich unter seinen Augen vom Maurerlehrling hinaufgearbeitet hatte, drohte er sogar Strafen an, wenn es ihm mißlinge und er den Obeliskens beschädige.

Es war alles schwer: ihn dort, wo er stand — bei der Sacristei der alten Peterskirche — von seiner Basis zu erheben, ihn niederzusinken, auf eine neue Stelle zu führen und hier wieder aufzurichten.

Man schritt dazu mit dem Gefühle, daß man ein Werk unternehme, welches alle Jahrhunderte hindurch berühmt sein werde. Die Arbeiter, ihrer 900 an der Zahl, begannen damit, daß sie die Messe hörten, beichteten und die Communion empfingen. Dann traten sie

in den Raum, der für die Arbeit durch einen Zaun abgefordert worden. Der Meister nahm einen höheren Sitz ein. Der Obelisk war mit Strohmaten und Bohlen bekleidet, die von festen eisernen Ringen umfaßt waren; 35 Winden sollten die ungeheure Maschine in Bewegung setzen, die ihn mit gewaltigen hansenen Tauen emporzuheben bestimmt war; an jeder arbeiteten 2 Pferde und 10 Menschen. Endlich gab eine Trompete das Zeichen. Gleich der erste Ruck griff vortrefflich; der Obelisk erhob sich von der Basis, auf der er seit 1500 Jahren ruhte; bei dem zwölften war er $2\frac{3}{4}$ Palm erhoben und festgehalten; der Baumeister sah die ungeheure Masse, mit ihrer Bekleidung über eine Million römischer Pfund schwer, in seiner Gewalt. Man hat sorgfältig angemerkt, daß es am 30sten April 1586 war, Nachmittags gegen drei Uhr, um die zwanzigste Stunde. Vom Castell S. Angelo gab man Freudensignale; alle Glocken der Stadt wurden geläutet; die Arbeiter trugen ihren Meister mit un-aufhörlichem Lobe und triumphirend um die Umzäunung.

Sieben Tage darnach senkte man den Obelisk mit nicht minderer Geschicklichkeit; hierauf führte man ihn auf Walzen an seine neue Stelle. Erst nach Ablauf der heißen Monate wagte man zu seiner Wiederaufrichtung zu schreiten.

Der Papst wählte zu diesem Unternehmen den 10ten September, einen Mittwoch, welchen Tag er immer glücklich gefunden, den nächsten vor dem Feste der Erhöhung des Kreuzes, dem der Obelisk gewidmet werden sollte. Auch diesmal begannen die Arbeiter ihr Tagewerk damit, daß sie sich Gott empfahlen: sie fielen auf die Kniee, als sie in die Umzäunung traten. Fontana hatte seine Einrichtungen nicht ohne Rücksicht auf die letzte Erhebung eines Obeliskens, die von Ammianus Marcellinus beschrieben worden, getroffen; doch hatte er die Kraft von 140 Pferden voraus. Auch hielt man es für ein besonderes Glück, daß der Himmel an diesem Tage bedeckt war. Alles ging erwünscht von statten. In drei großen Absätzen wurde der Obelisk bewegt: eine Stunde vor Sonnenuntergang senkte er sich auf sein Piedestal, auf den Rücken der vier bronzenen Löwen, die ihn zu tragen scheinen. Der Jubel des Volkes war unbeschreiblich; der Papst fühlte die vollkommenste Genugthuung; so viele von seinen Vorgängern hatten es gewollt, in so vielen Schriften hatte man es gewünscht; er hatte es nunmehr ausgeführt. In seinem Diarium ließ er anmerken, daß ihm das größte und schwierigste Werk gelungen sei, welches der menschliche Geist erdenken könne; er ließ Medaillen

darauf prägen; er empfing Gedichte in allen Sprachen darüber; den auswärtigen Mächten gab er davon Kunde.

Sonderbar lautete die Inschrift, in der er sich rühmt, er habe dies Denkmal den Kaisern Augustus und Tiberius entrissen und dem heiligsten Kreuze gewidmet. Er ließ ein Kreuz darauf errichten, in das ein Stück Holz von dem angeblich wahren Kreuze Christi eingeschlossen war. Es drückte dies seine ganze Gesinnung aus. Die Monumente des Heidenthums sollten selber zur Verherrlichung des Kreuzes dienen.

Mit ganzer Seele widmete er sich diesen feinen Bauten. Ein Hirtenknabe in Garten und Feld aufgewachsen, liebte er die Städte; von einer Villegiatura wollte er nichts wissen; er sagte, „seine Erholung sei, viele Dächer zu sehen.“ Ich verstehe, seine Bauunternehmungen machten ihm das größte Vergnügen.

Viele tausend Hände waren unaufhörlich beschäftigt; keine Schwierigkeit schreckte ihn ab.

Noch immer fehlte die Kuppel am St. Peter, und die Baumeister forderten 10 Jahre zu ihrer Vollendung. Sixtus wollte sein Geld dazu hergeben, doch an dem Werke auch selber noch seine Augen weiden. Er stellte 600 Arbeiter an; auch die Nacht ließ er nicht feiern; im 22sten Monate wurde man fertig. Nur erlebte er nicht, daß das bleierne Dach gelegt wurde.

Aber auch in Werken dieser Art setzte er seiner Gewaltthätigkeit keine Grenzen. Die Ueberbleibsel des päpstlichen Patriarchiums bei dem Lateran, die doch keineswegs geringfügig und ausnehmend merkwürdig waren, Alterthümer der Würde, die er selbst bekleidete, ließ er ohne Erbarmen niederreißen, um an der Stelle derselben seinen Lateranpalast zu errichten, den man nicht einmal brauchte, und der sich nur als eins der ersten Beispiele der einförmigen Regelmäßigkeit moderner Architektur eine sehr zweideutige Aufmerksamkeit erworben hat.

Wie so ganz hatte sich das Verhältniß geändert, in welchem man zu dem Alterthume stand! Man wetteiferte früher und auch jetzt mit demselben; aber früher suchte man es in der Schönheit und Anmuth der Form zu erreichen: jetzt bemühte man sich, in massenhaften Unternehmungen ihm gleichzukommen oder es zu überbieten. In dem geringsten Denkmal verehrte man früher eine Spur des antiken Geistes: jetzt hätte man diese Spuren lieber vertilgt. Man folgte einer Idee, die man allein gelten ließ, neben der man keine andere anerkannte. Es ist die nämliche, die sich in der Kirche die Herrschaft erworben,

die den Staat zu einem Organ der Kirche gemacht hat. Diese Idee des modernen Katholicismus durchdringt alle Aderu des Lebens in seinen verschiedensten Richtungen.

Veränderung der geistigen Richtung überhaupt.

Denn man darf nicht etwa glauben, nur der Papst sei von diesem Geiste beherrscht worden; in jedem Zweige thut sich am Ende des Jahrhunderts eine Richtung hervor, derjenigen entgegengesetzt, welche den Anfang desselben bezeichnete.

Ein Hauptmoment ist, daß das Studium der Alten, von dem damals alles ausgegangen, nunmehr unendlich zurückgetreten war. Auch jetzt erschien wieder ein Aldus Manutius zu Rom und wurde Professor der Beredtsamkeit; aber weder für sein Griechisch, noch selbst für sein Latein fanden sich Liebhaber. Zur Stunde seiner Vorlesungen sah man ihn mit einem und dem anderen seiner Zuhörer vor dem Portal der Universität auf- und abgehen; es waren die einzigen, welche ihm Theilnahme bewiesen. Wie hatte das Studium des Griechischen im Anfange des Jahrhunderts so unglaublichen Fortgang! Am Ende desselben gab es in Italien keinen namhaften Hellenisten mehr.

Nun möchte ich dies nicht durchaus als Verfall bezeichnen: in gewisser Beziehung hängt es mit dem nothwendigen Fortschritt der wissenschaftlichen Entwicklung zusammen.

Wenn nämlich früher die Wissenschaft unmittelbar aus den Alten geschöpft wurde, so war dies jetzt nicht mehr möglich. Auf der einen Seite hatte der Stoff ungeheuer zugenommen. Welch eine ganz andere Masse naturhistorischer Kenntnisse brachte z. B. Ulisse Aldrovandi durch die unablässige Bemühung eines langen Lebens, auf vielen Reisen zusammen, als irgend ein Alter besitzen können; in seinem Museum hatte er es auf eigentliche Vollständigkeit abgesehen; was ihm an Naturalien abging, ersetzte er durch Bilder; jedes Stück bekam seine ausführliche Beschreibung. Wie hatte sich die Erdkunde so über jeden Begriff der antiken Welt erweitert! Auf der anderen Seite begann auch eine tiefer eingehende Forschung. Die Mathematiker suchten anfangs nur die Lücken auszufüllen, welche die Alten gelassen. Commandin z. B. glaubte zu finden, daß Archimedes etwas über den Schwerpunkt entweder gelesen oder sogar verfaßt haben müsse, was alsdann verloren gegangen; er ließ sich dies einen Anlaß sein, den Gegenstand selbst zu untersuchen. Aber eben hiedurch

ward man um vieles weiter geführt; noch an der Hand der Alten riß man sich von ihnen los; man machte Entdeckungen, die jenseit des von ihnen beschriebenen Kreises lagen und einer weiteren Forschung neue Bahnen eröffneten.

Vornehmlich widmete man sich mit selbständigem Eifer der Erkenntniß der Natur. Man schwankte noch einen Augenblick zwischen der Anerkennung des Geheimnisses in den Dingen und der muthig ergründenden Untersuchung der Erscheinungen. Doch war die letzte, die wissenschaftlichere Richtung, schon überwiegend. Schon ward ein Versuch gemacht, das Pflanzenreich rationell abzutheilen; in Padua lebte ein Professor, den man den Columbus des menschlichen Leibes nannte. Auf allen Seiten strebte man weiter: die Werke des Alterthums schlossen die Wissenschaft nicht mehr ein.

Es folgte, wenn ich nicht irre, von selbst, daß das Studium der Antike, dem man sich in Hinsicht des Objects nicht mehr mit voller Hingebung überlassen durfte, auch in Hinsicht der Form nicht mehr die Wirkung hervorbringen konnte, die es früher gehabt.

In den gelehrten Werken fing man an, es auf die Anhäufung des Stoffes abzusehen. Im Anfang des Jahrhunderts hatte Cartesius das Wesentliche der scholastischen Philosophie, so unflüßsam es sich auch zeigen mochte, in einem wohlgeschriebenen classischen Werke, das voll von Geist und Witz ist, mitgetheilt; jetzt stellte ein Natal Conte einen antiken Stoff, der die geistreichste, großartigste Behandlung zugelassen hätte, den mythologischen, in einem ungenießbaren Quartanten zusammen. Dieser Autor hat auch eine Geschichte geschrieben; die Sentenzen, mit denen er sein Buch ausstattet, leitet er fast immer unmittelbar aus den Alten her und citirt die Stellen; doch ist er dabei von allem Sinn für eigentliche Darstellung entfernt geblieben. Es schien den Zeitgenossen schon hinreichend, das Material der Thatfachen in Massen aufzuhäufen. Man darf sagen, ein Werk wie die Annalen des Baronius, so ganz formlos — lateinisch, aber ohne Spur von Eleganz selbst nur im einzelnen Ausdruck — wäre im Anfange des Jahrhunderts nicht einmal denkbar gewesen.

Indem man dergestalt, wie in den wissenschaftlichen Bestrebungen, so noch viel mehr in der Form und Darstellung die Bahn des Alterthums verließ, traten in dem Leben der Nation Veränderungen ein, die auf alles literarische und künstlerische Bemühen unberechenbaren Einfluß ausgeübt haben.

Einmal ging das republikanische, sich selbst überlassene Italien, auf dessen eigenthümlichen Zuständen die früheren Entwicklungen,

auch des Geistes selbst, beruht hatten, nunmehr zu Grunde. Die ganze Freiheit und Raubetät des geistigen Zusammenseins verschwand. Man bemerkte, daß sich die Titulaturen einführten. Schon um das Jahr 1520 sahen Einige mit Verdruß, daß Jedermann Herr genannt sein wollte; man schrieb es dem Einfluß der Spanier zu. Um das Jahr 1550 verdrängen bereits schwerfällige Ehrenbezeugungen die einfache Anrede in Brief und Gespräch. Gegen das Ende des Jahrhunderts nahmen die Titel Marchese und Duca überhand: Jedermann wollte sie haben; alles wollte Excellenz sein. Man hat gut sagen, daß dies nicht viel bedeute; hat es doch noch jetzt seine Wirkung, nachdem dies Wesen längst veraltet ist, um wie viel mehr damals, als man es aufbrachte! Aber auch in jeder anderen Hinsicht wurden die Zustände strenger, fester, abgeschlossener: mit der heiteren Unbefangenheit der früheren Verhältnisse, der Unmittelbarkeit der gegenseitigen Berührungen war es vorüber.

Siege es, woran es wolle, sei es sogar eine in der Natur der Seele begründete Veränderung, so viel ist offenbar, daß in allen Hervorbringungen, schon gegen die Mitte des Jahrhunderts hin, ein anderer Geist weht, daß auch die Gesellschaft, wie sie lebt und wesentlich ist, andere Bedürfnisse hat.

Von allen Erscheinungen, die diesen Wechsel bezeichnen, vielleicht die auffallendste ist die Umarbeitung, welche Berni mit dem Orlando innamorato des Bojardo vorgenommen hat. Es ist das nämliche Werk und doch ein ganz anderes. Aller Reiz, alle Frische des ursprünglichen Gedichts ist verwischt. Wenn man ein wenig tiefer eingeht, so wird man finden, daß der Autor allenthalben statt des Individuellen ein Allgemein-gültiges, statt des rücksichtslosen Ausdruckes einer schönen und lebendigen Natur eine Art von gesellschaftlichem Decorum untergeschoben hat, wie sie die damalige und die spätere italienische Welt forderte. Er traf es damit vollkommen. Mit einem unglaublichen Beifall wurde sein Werk aufgenommen; die Ueberarbeitung hat das ursprüngliche Gedicht durchaus verdrängt. Und wie rasch hatte sich diese Umwandlung vollzogen! Seit der ersten Ausgabe waren noch nicht fünfzig Jahre verfloßen.

Man kann diesen veränderten Grundton, diese Ader eines anderen Geistes in den meisten Hervorbringungen jener Zeit verfolgen.

Es ist nicht gerade Mangel an Talent, was die großen Gedichte von Mamanni und Bernardo Tasso so ungenießbar, so langweilig macht, wenigstens bei dem letzten nicht. Aber gleich ihre Conception ist kalt. Nach den Forderungen eines zwar keineswegs sehr

tugendhaften, aber ernst gewordenen, gehaltenen Publicums wählten sie sich tadellose Helden: Bernardo den Amadis, von dem der jüngere Tasso sagt: „Dante würde das verwerfende Urtheil, das er über die Ritterromane ausspricht, zurückgenommen haben, wenn er den Amadis von Gallien oder von Gracia gekannt hätte; so voll von Adel und Standhaftigkeit sei diese Gestalt“; — Alamanni bearbeitete Giron le courtois, den Spiegel aller Rittertugend. Sein ausgesprochenener Zweck ist dabei, der Jugend an diesem Beispiel zu zeigen, wie man Hunger und Nachtwachen, Kälte und Sonnenschein zu ertragen, die Waffen zu führen, gegen Jedermann Gerechtigkeit und Frömmigkeit zu beweisen und den Feinden zu vergeben habe. Da sie nun bei diesem moralisch-didaktischen Absehen eben auch auf die Weise des Berni verfahren und ihrer Fabel den poetischen Grund, den sie hat, recht mit Absicht entziehen, so ist erfolgt, daß ihre Arbeiten überaus weitschweifig und trocken ausgefallen sind.

Es schien, wenn man so sagen darf, als hätte die Nation die Summe poetischer Vorstellungen, die ihr aus ihrer Vergangenheit, aus den Ideen des Mittelalters hervorgegangen, verbraucht, verarbeitet und nicht einmal ein Verständniß derselben übrig. Sie suchte etwas Neues. Aber weder wollten die schöpferischen Genien erscheinen, noch bot das Leben frische Stoffe dar. Bis gegen die Mitte des Jahrhunderts ist die Prosa — lehrreich ihrer Natur nach — noch geistreich, warm, beugsam und anmuthig. Allmählich erstarrt und erkaltet sie aber auch.

Wie in der Poesie, war es in der Kunst. Sie verlor die Begeisterung, die ihr ehemals ihre geistlichen, gar bald auch die, welche ihr ihre profanen Gegenstände eingelöht. Hauptsächlich nur in den Venezianern blieb etwas davon übrig. Wie so völlig fallen die Schüler Raphaels, einen einzigen ausgenommen, von Raphael ab! Indem sie ihn nachahmen, verlieren sie sich in das gemachte Schöne, theatralische Stellungen, affectirte Grazie, und ihren Werken sieht man es an, in wie kalter, unschöner Stimmung sie entworfen sind. Die Schüler Michel Angelo's machten es nicht besser. Die Kunst mußte nichts mehr von ihrem Object: sie hatte die Ideen aufgegeben, welche sie sonst sich angestrengt hatte in Gestalt zu bringen; nur die Neußerlichkeiten der Methode waren ihr übrig.

In dieser Lage der Dinge, als man sich von dem Alterthum bereits entfernt hatte, seine Formen nicht mehr nachahmte, seiner Wissenschaft entwachsen war, — als zugleich die altnationale Poesie und religiöse Vorstellungsweise von Literatur und Kunst verschmäh

wurden, — trat die neue Erhebung der Kirche ein; sie bemächtigte sich der Geister mit ihrem Willen oder wider denselben; sie brachte auch in allem literarischen und künstlerischen Wesen eine durchgreifende Veränderung hervor.

Es hatte aber die Kirche, wenn ich nicht irre, eine ganz andere Einwirkung auf die Wissenschaft als auf die Kunst.

Philosophie und Wissenschaft überhaupt erlebten noch einmal eine sehr bedeutende Epoche. Nachdem man den echten Aristoteles wiederhergestellt, begann man, wie in anderen Zweigen anderer Künste geschah, sich in der Philosophie auch von ihm loszureißen; zu einer freien Erörterung der höchsten Probleme ging man fort. Der Natur der Sache nach konnte die Kirche dies nicht begünstigen. Sie selber setzte bereits die obersten Prinzipien auf eine Weise fest, die keinen Zweifel zuließ. Hatten sich aber die Anhänger des Aristoteles häufig zu antikirchlichen, naturalistischen Meinungen bekannt, so war auch von seinen Bestreitern etwas ähnliches zu befürchten. Sie wollten, wie sich einer von ihnen ausdrückte, die Dogmen bisherigen Lehrer mit der originalen Handschrift Gottes, der Welt und der Natur der Dinge, vergleichen. Ein Unternehmen, dessen Erfolg unabweislich war, bei dem es, sei es Entdeckungen, sei es Irrthümer von sehr verhänglichem Inhalt geben mußte, das deshalb die Kirche nicht aufkommen ließ. Obwohl sich Telesius nicht eigentlich über die Physik erhob, blieb er doch kein Nebelangel auf seine kleine Vaterstadt eingeschränkt; Campanella hat als ein Flüchtling leben, die Tortur hat er ausstehen müssen; der Tiefsinnigste von allen, Giordano Bruno, ein wahrer Philosoph, ward nach vielen Verfolgungen und langen Irrfahrten endlich, wie es in der Urkunde heißt, „nicht allein als ein Ketzer, sondern als ein Häresiarch, der einige Sachen geschrieben, welche die Religion anbetreffen und die sich nicht geziemen“, von der Inquisition in Anspruch genommen, eingezogen, nach Rom geschafft und zum Tode im Feuer verurtheilt. Wer hätte da noch zu freier Geistesregung den Muth fühlen sollen? Von den Neuerern, die dies Jahrhundert hervorgebracht hat, fand nur Einer, Francesco Patrizi, Gnade in Rom. Auch er griff den Aristoteles an, jedoch nur deshalb, weil die Lehrlinge dieses Alten der Kirche und dem Christenthum zuwider seien. Im Gegensatz mit den aristotelischen Meinungen suchte er eine echte philosophische Tradition nachzuweisen, von dem angeblichen Hermes Trismegistus an, bei dem er eine deutlichere Erklärung der Dreieinigkeit zu finden glaubte, als selbst in den mosaïschen Schriften, durch die folgenden Jahrhunderte; diese suchte

er aufzufrischen, zu erneuern und an die Stelle der aristotelischen zu setzen. In allen Dedicationen seiner Werke stellte er diese seine Absicht, den Nutzen, die Nothwendigkeit ihrer Ausführung vor. Es ist ein sonderbarer Geist, nicht ohne Kritik, doch bloß für das, was er verwirft, nicht für das, was er annimmt. Er ward nach Rom berufen und behauptete sich hier durch die der Kirche zuzagende Eigenthümlichkeit und Richtung seiner Arbeiten, nicht eben durch die Wirkung derselben, die nur gering war, in großem Ansehen.

Mit den philosophischen Untersuchungen waren damals physische und naturhistorische fast ununterscheidbar verschmolzen. Das ganze System bisheriger Vorstellungen war in Frage gestellt worden. In der That ist in den Italienern dieser Epoche eine große Tendenz: Suchen, Vordringen, erhabene Ahnung. Wer will sagen, wohin sie gelangt sein würden? Allein die Kirche zeichnete ihnen eine Linie vor, die sie nicht überschreiten durften. Wehe dem, der sich über dieselbe hinauswagte!

Wirkte dergestalt, es kann daran kein Zweifel sein, die Restauration des Katholicismus auf die Wissenschaft reprimitend, so fand in der Kunst und Poesie vielmehr das Gegentheil hievon statt. Sie ermangelten eines Inhaltes, des lebendigen Gegenstandes; die Kirche gab ihnen denselben wieder.

Wie sehr die Erneuerung der Religion sich der Gemüther bemächtigte, sieht man an dem Beispiele Torquato Tasso's. Sein Vater hatte sich einen moralisch-tadellosen Helden ausgesucht; er ging einen Schritt weiter als dieser. Wie noch ein anderer Dichter dieses Zeitalters die Kreuzzüge zu seinem Gegenstande gewählt, „darium, weil es besser sei, ein wahres Argument christlich zu behandeln, als in einem erlogenen einen wenig christlichen Ruhm zu suchen“, so that auch Torquato Tasso: er nahm sich einen Helden nicht der Fabel, sondern der Geschichte, einen christlichen Helden. Gottfried ist mehr als Aeneas; er ist wie ein Heiliger, satt der Welt und des vergänglichlichen Ruhmes. Es würde indeß ein sehr trockenes Werk gegeben haben, wenn sich der Dichter mit der Darstellung einer solchen Persönlichkeit hätte begnügen wollen. Tasso ergriff zugleich die sentimentalschwärmerische Seite der Religion, was denn sehr wohl zu dem Feenwesen stimmt, dessen hunte Fäden er in sein Gewebe einschlug. Das Gedicht ist hie und da etwas lang ausgefallen; nicht allenthalben ist der Ausdruck recht durchgearbeitet; doch ist es ein Gedicht — voll Phantasie und Gefühl, nationaler Gesinnung, Wahrheit des Gemüths, wodurch Tasso die Gunst und die Bewunderung seiner Landsleute

bis auf den heutigen Tag in hohem Grade behauptet hat. Welch ein Gegensatz aber gegen Ariost! Die Dichtkunst war früher von der Kirche abgefallen; der verjüngten Religion unterwirft sie sich wieder.

Unfern von Ferrara, wo Tasso sein Poem verfaßt, in Bologna, erhob sich gleich nachher die Schule der Caracci, deren Emporkommen eine allgemeine Umwandlung in der Malerei bezeichnet.

Fragen wir, worauf diese beruhte, so nennt man uns die anatomischen Studien der bolognesischen Akademie, ihre effektische Nachahmung, die Gelehrsamkeit ihrer Kunstmanier. Und gewiß ist der Eifer, mit welchem sie auf ihre Weise den Erscheinungen der Natur beizukommen trachteten, ein großes Verdienst. Nicht minder wichtig aber scheint mir zu sein, welche Aufgaben sie wählten, wie sie dieselben geistig angriffen.

Lodovico Caracci beschäftigte sich viel mit dem Christusideal. Nicht immer, aber zuweilen, wie in der Berufung des Matthäus, gelingt es ihm, den milden und ernsten Mann voll Wahrheit und Wärme, Huld und Majestät darzustellen, der hernach so oft nachgebildet worden. Für seine Sinnesweise ist es bezeichnend, wie er verfährt, wenn er selber nachahmt. Die Transfiguration Raphaels hat er einmal offenbar vor Augen; aber indem er ihre Motive benützt, fügt er noch ein eigenes hinzu: er läßt seinen Christus lehrend die Hand gegen Moses erheben.

Agostino Caracci's Meisterstück ist der heilige Hieronymus, ein Alter, nahe dem Tode, der sich nicht mehr bewegen kann und mit dem letzten Lebensodem nur noch inbrünstig nach der Hostie verlangt, die ihm gereicht wird.

Von Annibale Caracci muß man wohl sagen, daß er in seinen berühmtesten Werken das Christusideal Lodovico's auf einer anderen Stufe wiederholt. Im Leiden erscheint es in dem Ecce Homo bei den Borgheze, mit starkem Schatten, von seiner, durchsichtiger Haut, in Thränen. Bewunderungswürdig, jugendlich groß stellt es sich selbst in der Erstarrung des Todes dar in der Pieta, einem Werke, in welchem auch übrigens das trostlose Ereigniß mit neuem Gefühl ergriffen und ausgesprochen ist.

Obwohl sich diese Meister auch profanen Gegenständen widmeten, so ergriffen sie doch, wie wir sehen, die heiligen mit besonderem Eifer; hier ist es dann nicht ein so ganz äußerliches Verdienst, was ihnen ihre Stelle giebt; die Hauptsache wird sein, daß sie von ihrem Gegen-

stande wieder lebendig erfüllt sind, daß ihnen die religiösen Vorstellungen, die sie vergegenwärtigen, wieder etwas bedeuten.

Eben diese Tendenz unterscheidet auch ihre Schüler. Auf die Erfindung Agostino's, jene Idee des Hieronymus, wandte Domenichino einen so glücklichen Fleiß, daß er in Mannichfaltigkeit der Gruppierung und Vollendung des Ausdrucks den Meister vielleicht noch übertraf. Aber auch, was er selber erfand, ist in diesem Sinne. Seinen Kopf des heiligen Nilus finde ich herrlich, gemischt aus Schmerz und Nachdenken, seine Prophetinnen voll Jugend, Unschuld und Tiefsinn. Hauptsächlich liebte er, die Wonne des Himmels mit der Qual der Erde in Gegensatz zu stellen, wie so sehr in der Madonna del Rosario die himmlische gnadenreiche Mutter mit dem bedürftigen Menschen.

Zuweilen ergreift auch Guido Reni diesen Gegensatz, wäre es auch nur, daß er die in ewiger Schönheit prangende Jungfrau abgehärmt den mönchischen Heiligen gegenüberstellt. Guido hat Schwung und eigene Conception. Wie herrlich ist seine Judith, aufgegangen im Gefühle der gelungenen That und des Dankes, welchen sie himmlischer Hülfe schuldig ist! Wer kennt nicht seine Madonnen, entzückt und etwas verschwimmend in ihrem Entzücken? Auch für seine Heiligen schuf er sich ein sentimental-schwärmerisches Ideal.

Niemit haben wir jedoch noch nicht die ganze Eigenthümlichkeit dieser Richtung bezeichnet; sie hat noch eine andere, nicht so anziehende Seite. Die Erfindungen dieser Maler bekommen auch zuweilen etwas Seltsam-Fremdartiges. Die schöne Gruppe der heiligen Familie z. B. wird wohl einmal dahin ausgebildet, daß der St. Johannes dem Jesukind förmlich den Fuß küßt, oder die Apostel erscheinen, um der Jungfrau, was man sagt, zu condoliren, darauf vorbereitet sich die Thränen abzuwischen. Wie oft wird ferner das Gräßliche ohne die mindeste Schonung vorgestellt! Der S. Agnete des Domenichino sehen wir das Blut unter dem Schwert hervordringen; Guido faßt den bethlehemitischen Kindermord in seiner ganzen Abscheulichkeit: die Weiber, welche sämmtlich den Mund zum Geschrei öffnen, die gräulichen Schergen, welche die Unschuld morden.

Man ist wieder religiös geworden, wie man es früher war; aber es waltet ein großer Unterschied ob. Früher war die Darstellung sinnlich naiv; jetzt hat sie oftmals etwas Barockes und Gewaltthames.

Dem Talent des Guercino wird Niemand seine Bewunderung versagen. Aber was ist das für ein Johannes, den die Gallerie Sciarra von ihm aufbewahrt: mit breiten nervigen Armen, colossalen

nackten Knien, dunkel und allerdings begeistert; doch könnte man nicht sagen, ob seine Begeisterung himmlischer oder irdischer Art ist. Den Pietro Martire stellt Guercino vor, geradezu wie ihm noch das Schwert im Kopfe steckt. Neben jenem aquitanischen Herzog, der von S. Bernard mit der Kutte bekleidet wird, läßt er noch einen Mönch auftreten, der einen Knappen belehrt, und man sieht sich einer beabsichtigten Devotion unerbittlich übergeben.

Wir wollen hier nicht untersuchen, inwiefern durch diese Behandlung — zuweilen unfinnlich ideal, zuweilen hart und unnatürlich — die Grenzen der Kunst hinwiederum überschritten wurden; genug, wenn wir bemerken, daß die Kirche sich der wiederhergestellten Malerei völlig bemächtigte. Sie belebte dieselbe durch einen poetischen Anhauch und die Grundlage positiver Religion; aber sie gab ihr zugleich einen geistlichen, priesterlichen, modern-dogmatischen Charakter.

Leichter mußte ihr dies noch in der Baukunst werden, die unmittelbar in ihren Diensten stand. Ich weiß nicht, ob Jemand den Fortgang untersucht hat, der in den modernen Bauwerken von der Nachahmung der Antike bis zu dem Canon führte, den Barozzi für die Erbauung der Kirchen erfand, und der sich seitdem zu Rom und in der ganzen katholischen Kirche erhalten hat. Die Leichtigkeit und freie Genialität, mit der das Jahrhundert begann, hat sich auch hier zu Ernst und Pomp und devoter Pracht umgestaltet.

Nur von Einer Kunst blieb es lange zweifelhaft, ob sie sich den Zwecken der Kirche werde unterwerfen lassen.

Die Musik hatte sich um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts in die verschlungenste Künstlichkeit verloren. Verlängerungen, Proportionen, Nachahmungen, Räthsel, Fugen machten den Ruhm eines Tonsetzers. Auf den Sinn der Worte kam es nicht mehr an; man findet eine ganze Anzahl Messen aus jener Zeit, die nach dem Thema bekannter weltlicher Melodien abgefaßt sind: die menschliche Stimme ward nur als Instrument behandelt.

Kein Wunder, wenn das tridentinische Concilium an der Ausführung so beschaffener Musikstücke in der Kirche Anstoß nahm. In Folge der Verhandlungen desselben setzte Pius IV eine Commission nieder, um geradezu über die Frage zu berathschlagen, ob die Musik in der Kirche zu dulden sei oder nicht. Die Entscheidung war doch sehr zweifelhaft. Die Kirche forderte Verständlichkeit der Worte, Uebereinstimmung des musikalischen Ausdrucks mit denselben; die Musiker behaupteten, bei den Gesetzen ihrer Kunst sei das nicht zu erreichen. Carl Borromeo war in der Commission, und bei der

strengen Gesinnung dieses Kirchenhauptes konnte leicht ein scharfer Spruch erfolgen.

Glücklicherweise erschien wieder einmal der rechte Mann zur rechten Zeit.

Unter den damaligen Tonsetzern von Rom war Pier Luigi Palestrina.

Der strenge Paul IV hatte ihn aus der päpstlichen Capelle gestoßen, weil er verheirathet war; zurückgezogen und vergessen in einer armeneligen Hütte zwischen den Weingärten des Monte Celio hatte er seitdem gelebt. Er war ein Geist, den mißliche Verhältnisse nicht zu beugen vermochten. Eben in dieser Einsamkeit widmete er sich seiner Kunst mit einer Hingebung, welche der schöpferischen Kraft, die in ihm war, freie und originale Hervorbringungen gestattete. Hier schrieb er die Improperien, die noch alle Jahre in der sizilianischen Capelle die Feier des stillen Freitags verherrlichen. Den tiefen Sinn eines Schrifttextes, seine symbolische Bedeutung, seine Anwendung auf Gemüth und Religion hat vielleicht nie ein Musiker geistiger aufgefaßt.

Wenn irgend ein Mensch geeignet war, zu versuchen, ob diese Methode auch auf das umfassende Werk einer Messe angewendet werden könne, so war es dieser Meister: die Commission trug es ihm auf.

Palestrina fühlte ganz, daß es ein Versuch war, auf dem so zu sagen Leben und Tod der großen Musik der Messen beruhten; mit selbstbewußter Anstrengung ging er daran; auf seiner Handschrift hat man die Worte gefunden: „Herr, erleuchte meine Augen!“

Nicht sogleich gelang es ihm: die beiden ersten Arbeiten mißriethen; endlich aber, in glücklichen Momenten, brachte er die Messe zu Stande, die unter dem Namen der Messe des Papstes Marcellus bekannt ist, mit der er jede Erwartung übertraf. Sie ist voll einfacher Melodie und kann sich doch in Mannichfaltigkeit mit früheren Messen vergleichen: Chöre trennen sich und vereinigen sich wieder; unübertrefflich ist der Sinn des Textes ausgedrückt: das Kyrie ist Unterwerfung, das Agnus Demuth, das Credo Majestät. Papst Pius IV, vor dem sie aufgeführt wurde, war hingerissen. Er verglich sie mit den himmlischen Melodien, wie sie der Apostel Johannes in der Entzückung gehört haben möge.

Durch dies eine große Beispiel war nun die Frage auf immer entschieden: eine Bahn war geöffnet, auf der die schönsten, auch für die Andersgläubigen rührendsten Werke hervorgebracht worden sind.

Wer kann sie hören ohne Begeisterung? Es ist, als ob die Natur Ton und Stimme bekäme, als ob die Elemente sprächen und die Laute des allgemeinen Lebens sich in freier Harmonie der Anbetung widmeten, bald wogend wie das Meer, bald in jauchzendem Jubel aufsteigend gen Himmel. In dem Allgefühl der Dinge wird die Seele zu religiösem Entzücken emporgehoben.

Gerade diese Kunst, die sich von der Kirche vielleicht am weitesten entfernt hatte, schloß sich nun am engsten an sie an. Nichts konnte für den Katholicismus wichtiger sein. Hatte er doch selbst in das Dogma, wenn wir nicht irren, innere Anschauung und etwas Schwärmerisches aufgenommen. In den wirksamsten Büchern der Buße und Erbauung bildete es einen Grundton. Geistliche Sentimentalität und Hingerissenheit waren der vorzüglichste Gegenstand der Poesie und Malerei. Unmittelbarer, dringender, unwiderstehlicher als jede Unterweisung und jede andere Kunst, in dem Reiche eines idealen Ausdrucks auch zugleich reiner, angemessener, stellte dies die Musik dar und umfing damit die Gemüther.

Die Curie.

Waren auf diese Weise alle Elemente des Lebens und des Geistes von der kirchlichen Richtung ergriffen und umgewandelt, so war auch der Hof zu Rom, an dem sie alle mit einander zusammentrafen, sehr verändert.

Schon unter Paul IV nahm man es wahr; das Beispiel Pius' V hatte eine ungemaine Wirkung; unter Gregor XIII stellte es sich Jedermann vor Augen. „Zum Besten der Kirche“, sagte Paolo Tiepolo 1576, „trägt es unendlich viel bei, daß mehrere Päpste hinter einander von tadellosem Lebenswandel gewesen sind; auch alle Anderen sind dadurch besser geworden, oder sie haben wenigstens den Anschein davon angenommen. Cardinäle und Prälaten besuchen die Messen fleißig; ihr Hausstand sucht alles zu vermeiden, was anstößig sein könnte; die ganze Stadt hat von der alten Rücksichtslosigkeit abgelassen: in Sitten und Lebensweise ist sie um vieles christlicher als früher. Man kann behaupten, daß Rom in Sachen der Religion von der Vollkommenheit, welche die menschliche Natur überhaupt erreichen kann, nicht gar entfernt ist.“

Nicht als ob nun dieser Hof aus Trümmern und Kopfhängern zusammengesetzt gewesen wäre; er bestand ohne Zweifel aus aus-

gezeichneten Leuten — die sich aber jene streng-kirchliche Sinnesweise in hohem Grade angeeignet hatten.

Vergegenwärtigen wir ihn uns, wie er zu den Zeiten Sixtus' V war, so saßen unter den Cardinälen nicht wenige, die einen großen Antheil an den Weltgeschäften genommen: Gallio von Como, der unter zwei Pontificaten die Regierung als erster Minister geleitet, mit dem Talent, durch Fügbarkeit zu herrschen; jetzt machte er sich nur noch durch die Anwendung seiner großen Einkünfte zu kirchlichen Stiftungen bemerklich; — Rusticucci, mächtig schon unter Pius V, auch unter Sixtus nicht ohne großen Einfluß, ein Mann voll Scharfsinn und Herzensgüte, arbeitsam, aber um so bedächtiger und unbefcholtenener in seinen Sitten, da er auf den Pontificat hoffte; Salviati, der sich durch eine wohlgeführte Verwaltung von Bologna berühmt gemacht, untadelhaft und einfach, noch mehr streng als bloß ernst; — Santorio, Cardinal von Santa Severina, der Mann der Inquisition, in allen geistlichen Geschäften schon lange von leitendem Einfluß, hartnäckig in seinen Meinungen, streng gegen seine Diener, selbst gegen seine Verwandten voll Härte, wie viel mehr gegen Andere, unzugänglich für Jedermann; — im Gegensatz mit ihm Madruzz, der immer das Wort der Politik des Hauses Oestreich, sowohl der spanischen als der deutschen Linie, hatte, den man den Cato des Collegiums nannte, doch nur in Gelehrsamkeit und unbefcholtenener Tugend, nicht in censorischer Anmaßung; denn er war die Bescheidenheit selbst. Noch lebte Sirleto, von allen Cardinälen seiner Zeit ohne Zweifel zugleich der wissenschaftlichste und sprachkundigste, eine lebendige Bibliothek, wie Muret sagte, der aber, wenn er von seinen Büchern aufstand, auch wohl die Knaben heraufrief, die ihre Bündel Holz im Winter zu Markte gebracht, sie in den Geheimnissen des Glaubens unterrichtete und ihnen dann ihre Bündel abkaufte: durchaus gutmüthig und barmherzig. Einen großen Einfluß hatte das Beispiel Carlo Borromeo's, dessen Andenken sich nach und nach zu dem Rufe eines Heiligen verklärte. Federico Borromeo war von Natur reizbar und heftig; aber dem Muster seines Oheims gemäß führte er ein geistliches Leben und ließ sich durch die Modificationen, die er nicht selten erfuhr, nicht aus der Fassung bringen; besonders aber erinnerte Agostino Valier an ihn: ein Mann von eben so edler und reiner Natur als ungewöhnlicher Gelehrsamkeit, der nur seinem Gewissen folgte und nunmehr in hohem Alter das Bild eines Bischofs aus den ersten Jahrhunderten darzustellen schien.

Nach dem Beispiel der Cardinäle bildete sich die übrige Prälatur,

die ihnen in Congregationen zur Seite stand und einmal ihren Platz einzunehmen bestimmt war.

Unter den Mitgliedern des höchsten Gerichtshofes, den Auditori di Rota, thaten sich damals besonders zwei hervor, zwar von entgegengelegtem Charakter: Mantica, der nur zwischen Büchern und Acten lebte, durch seine juridischen Werke dem Forum und der Schule diene und sich kurz, ohne viele Umstände, auszudrücken pflegte, und Arigone, der seine Zeit nicht so sehr den Büchern als der Welt, dem Hofe und den Geschäften widmete, Urtheil und Geschmeidigkeit zeigte: aber beide gleich bemüht, sich den Ruf der Unbefcholtenheit und Religiosität zu erhalten. Unter den Bischöfen, die sich am Hofe aufhielten, bemerkte man vor allen die, welche sich in Nunciaturen versucht hatten: Torres, der einen großen Antheil an dem Abschluß der Liga Pius' V wider die Türken gehabt; Malaspina, der die Interessen der katholischen Kirche in Deutschland und im Norden wahrgenommen; Bolognetti, dem die schwierige Visitation venezianischer Kirchen übertragen ward; alle durch Gewandtheit und Eifer für ihre Religion emporgekommen.

Einen bedeutenden Rang nahmen die Gelehrten ein: Bellarmin, Professor, Grammatiker, der größte Controversist der katholischen Kirche, dem man ein apostolisches Leben nachrühmt; ein anderer Jesuit, Maffei, der die Geschichten der portugiesischen Eroberungen in Indien, besonders aus dem Gesichtspunkt der Ausbreitung des Christenthums im Süden und Osten, und das Leben des Loyola, Phrase für Phrase mit bedachtamer Sanftmuth und abgewägter Eleganz ausführte; zuweilen Fremde, wie unser Clavius, der tiefe Wissenschaft mit unschuldigem Leben verband und Jedermanns Verehrung genoß; oder Muret, ein Franzose, der beste Latinist jener Zeit; nachdem er lange die Pandekten auf eine originelle und classische Weise erläutert hatte — er war eben so wichtig als hereditär — ward er noch in seinem Alter Priester, widmete sich theologischen Studien und las alle Tage Messe: der spanische Canonist Azpilcueta, dessen Responsa am Hofe und in der ganzen katholischen Welt wie Orakel betrachtet wurden; Papst Gregor den XIII hatte man oft stundenlang vor seinem Hause halten und sich mit ihm unterreden sehen; dabei verrichtete er doch auch in den Spitalern die niedrigsten Dienste.

Unter diesen merkwürdigen Persönlichkeiten erwarb sich Filippo Xeri, Stifter der Congregation des Oratoriums, ein großer Reichthum und Seelsorger, einen tiefen und ausgebreiteten Einfluß; er war gutmüthig, scherzhaft, streng in der Hauptsache, in den Neben-

dingen nachsichtig; — er befaß nie, er gab nur Rathschläge, er bat gleichsam; er docirte nicht, er unterhielt sich; er besaß den Scharfsinn, welcher dazu gehört, die besondere Richtung jedes Gemüthes zu unterscheiden. Sein Oratorium erwuchs ihm aus Besuchen, die man ihm machte, durch die Anhänglichkeit einiger jüngeren Leute, die sich als seine Schüler betrachteten und mit ihm zu leben wünschten. Der berühmteste unter ihnen ist der Annalist der Kirche, Casar Baronius. Filippo Neri erkannte sein Talent und hielt ihn an, ohne daß er anfangs große Neigung dazu gehabt hätte, die Kirchengeschichte in dem Oratorium vorzutragen. Dreißig Jahre lang hat Baronius diese Arbeit fortgesetzt; auch als er Cardinal geworden, stand er noch immer vor Tage auf, um daran fortzuarbeiten. Er speiste mit seinen Hausgenossen regelmäßig an Einem Tische; er ließ nur Demuth und Gottergebenheit an sich wahrnehmen. Wie in dem Oratorium, so war er in dieser Würde auf das engste mit Tarugi verbunden, der sich als Prediger und Beichtvater viel Ansehen verschafft hatte und eine eben so unschuldige Gottesfurcht zeigte; ihre Freundschaft hielt ihnen bis zum Tode aus; glücklich sind sie darin zu preisen; neben einander sind sie beerdigt worden. Ein dritter Schüler Filippo's war Silvio Antoniano, der zwar eine freiere literarische Tendenz hatte, sich mit poetischen Arbeiten beschäftigte und, als ihm später ein Papst die Abfassung seiner Breven antrug, dies mit ungewohnter literarischer Geschicklichkeit that, aber übrigens von den sanftesten Sitten war, demüthig und leutselig, lauter Güte und Religion.

Alles, was an diesem Hof emporkam, Politik, Staatsverwaltung, Poesie, Kunst, Gelehrsamkeit, trug die nämliche Farbe.

Welch ein Abstand von der Curie im Anfange des Jahrhunderts, wo die Cardinäle den Päpsten den Krieg machten, die Päpste sich mit Waffen glürzten, Hof und Leben alles von sich wiesen, was an ihre christliche Bestimmung erinnerte! Wie still und klösterlich hielten jetzt die Cardinäle aus! Daß Cardinal Tosco, der einmal die nächste Aussicht dazu hatte, dennoch nicht Papst wurde, kam vor allem daher, weil er sich ein paar lombardische Sprichwörter angewöhnt, die den Leuten anstößig vorkamen. So ausschließend in seiner Richtung, so leicht zu verlegen war der öffentliche Geist.

Verschweigen wir aber nicht, daß er, wie in Literatur und Kunst, so auch im Leben noch eine andere, für unser Gefühl unerfreuliche Seite entwickelte. Wunder begannen wieder, die sich lange nicht gezeigt. Bei S. Silvestro fing ein Marienbild an zu sprechen, was denn

einen so allgemeinen Eindruck auf das Volk machte, daß die wüste Gegend um die Kirche gar bald angebaut ward. In dem Rione de' monti erschien ein wunderthätiges Marienbild in einem Heuschoder, und die Umwohner hielten dies für eine so augenscheinliche Günst des Himmels, daß sie sich mit den Waffen widersetzten, als man es wegführen wollte; ähnliche Erscheinungen finden wir in Narni, Todi, San Severino, und von dem Kirchenstaat breiten sie sich weiter in der ganzen katholischen Welt aus. Auch die Päpste schreiten aufs neue zu Heiligspredigungen, welche sie eine geraume Zeit unterlassen hatten. Nicht viele Beichtväter waren so einsichtsvoll wie Filippo Neri: eine dumpfe Werkheiligkeit ward begünstigt; die Vorstellung von göttlichen Dingen vermischte sich mit phantastischem Aberglauben.

Dürfte man nun wenigstens die Ueberzeugung hegen, daß damit auch in der Menge eine volle Hingebung unter die Vorschriften der Religion eingetreten sei!

Schon die Natur des Hofes aber brachte es mit sich, daß sich neben den geistlichen auch die lebendigsten weltlichen Bestrebungen regten.

Die Curie war nicht allein ein kirchliches Institut; sie hatte einen Staat, sie hatte indirect einen großen Theil der Welt zu beherrschen. In dem Grade, daß Jemand an dieser Gewalt Antheil nahm, erwarb er Ansehen, Glücksgüter, Wirkksamkeit und alles, wonach die Menschen zu begehren pflegen. Die menschliche Natur konnte sich nicht so verändert haben, daß man nach den Kampfpfeisen der Gesellschaft und des Staates nur auf geistlichem Wege getrachtet hätte. Man griff es hier an wie im Ganzen an anderen Höfen, nur wieder auf eine diesem Boden entsprechende, sehr eigenthümliche Weise.

Von allen Städten der Welt hatte Rom damals wahrscheinlich die beweglichste Bevölkerung. Unter Leo X war sie bereits auf mehr als 80000 Seelen gestiegen, unter Paul IV, vor dessen Strenge alles flüchtete, auf 45000 gesunken; gleich nach ihm erhob sie sich wieder in ein paar Jahren auf 70000, unter Sixtus V bis über 100000. Das Merkwürdige war; daß die Angefessenen zu einer so großen Anzahl in keinem Verhältniß standen. Es war mehr ein langes Weisammenwohnen als ein Eingebürgertsein; man konnte es mit einer Messe, mit einem Reichstage vergleichen: ohne Bleiben und Festigkeit, ohne zusammenhaltende Blutsverwandtschaften. Wie viele wandten sich hieher, weil sie in ihrem Vaterlande kein Fortkommen finden konnten! Geränkter Stolz trieb die Einen, schrankenloser

Ehrgeiz die Andern an. Viele fanden, daß man hier am freiesten sei. Ein jeder suchte auf seine Weise emporzusteigen.

Noch war nicht alles so sehr in Einen Körper zusammengewachsen: die Landsmannschaften waren noch so zahlreich und so gesondert, daß man die Verschiedenheit der nationalen und provinzialen Charaktere sehr wohl bemerkte. Neben dem aufmerksamen gelehrigen Lombarden unterschied man den Genueser, der alles mit seinem Glück durchsetzen zu können glaubte, den Venezianer, der fremde Geheimnisse zu entdecken beflissen war. Man sah den sparsamen, vielredenden Florentiner, den Romanesken, der mit instinctartiger Klugheit nie seinen Vortheil aus den Augen verlor, den anspruchsvollen und ceremoniösen Neapolitaner. Die Nordländer zeigten sich einfach und suchten zu genießen; selbst unser Clavius mußte sich über sein doppeltes, allemal sehr gut besetztes Frühstück verspotten lassen; die Franzosen hielten sich abgesondert und gaben ihre vaterländischen Sitten am schwersten auf; in seine Sottana und seinen Mantel gehüllt, trat der Spanier einher, voll von Präntensionen und ehrgeizigen Absichten, und verachtete alle Andern.

Es war nichts, was nicht ein Jeder begehrt hätte. Mit Vergnügen erinnerte man sich, daß Johann XXIII, als man ihn fragte, weshalb er nach Rom gehe, geantwortet hatte, er wolle Papst werden, und daß er es geworden war. So eben waren Pius V und Sixtus V aus dem geringsten Stande zu der obersten Würde emporgekommen. Ein Jeder hielt sich zu allem fähig und hoffte auf alles.

Man hat damals oft bemerkt, und es ist vollkommen wahr, daß Prälaten und Curie etwas Republikanisches hatten; es lag eben darin, daß Alle Anspruch machen konnten an Alles, daß man fortwährend von geringem Anfang zu den höchsten Würden stieg; allein die sonderbarste Verfassung hatte doch diese Republik: der allgemeinen Berechtigung stand die absolute Gewalt eines Einzelnen gegenüber, von dessen Willkür jede Begabung, jede Beförderung abhing. Und wer war alsdann dieser? Es war der, welcher durch eine schlechtthin unberechenbare Combination aus den Kämpfen der Wahl als Sieger hervorging. Wenig bedeutend bisher, bekam er plötzlich die Fülle der Macht in seine Hand. Seine Persönlichkeit zu verleugnen, konnte er sich um so weniger veranlaßt fühlen, da er der Ueberzeugung lebte, durch eine Einwirkung des heiligen Geistes zu der höchsten Würde erkoren worden zu sein. In der Regel begann er gleich mit einer durchgreifenden Veränderung. Alle Legaten, alle Governatoren in den Provinzen wechselten. In der Hauptstadt gab es einige

Stellen, die ohnehin immer den jedesmaligen Nepoten zufielen. War nun auch, wie in den Zeiten, die wir zunächst betrachten, der Nepotismus in Schranken gehalten, so begünstigte doch jeder Papst seine alten Vertrauten und Angehörigen; es ist so natürlich, daß er es sich nicht nehmen ließ, mit ihnen weiter zu leben; der Secretär, der dem Cardinal Montalto lange gedient, war auch dem Papst Sixtus der bequemste; die Anhänger der Meinung, der sie angehörten, brachten sie nothwendig mit sich empor. In allen Ausfichten, Erwartungen, in dem Wege zur Gewalt und in kirchlichen wie weltlichen Würden bewirkte daher jeder Eintritt eines neuen Papstes eine Art von Umwälzung. „Es ist“, sagte Commendone, „als würde in einer Stadt die fürstliche Burg verlegt und als würden die Straßen sämmtlich nach ihr hingerrichtet; wie viele Häuser müßten niedergehauen, wie oft müßte mitten durch einen Palast der Weg genommen werden: neue Gassen und Durchgänge fingen an, sich zu beleben.“ Nicht übel bezeichnet diese Vergleichung die Gewaltthatigkeit der Umwälzung und die Stabilität der jedesmaligen Einrichtungen.

Mit Nothwendigkeit bildete sich hiedurch ein Zustand eigenthümlichster Art.

Da dies so oft geschah, die Päpste so viel älter auf den Thron kamen als andere Fürsten, in jedem Moment eine neue Veränderung eintreten und die Gewalt in andere Hände übergehen konnte, so lebte man wie in einem unaufhörlichen Glücksspiel, unberechenbar, wie dieses, aber unablässig in Hoffnung erhaltend.

Emporzukommen, befördert zu werden, wie ein jeder es wünschte, hing besonders von persönlichen Begünstigungen ab: bei der außerordentlichen Beweglichkeit alles persönlichen Einflusses mußte der berechnende Ehrgeiz eine dem entsprechende Gestalt annehmen und sehr besondere Wege einschlagen.

In unsern handschriftlichen Sammlungen findet sich eine ganze Anzahl von Anweisungen, wie man sich an diesem Hofe zu halten habe. Es scheint mir der Beobachtung nicht unwerth, wie man es treibt, wie ein Jeder sein Glück zu machen sucht. Uner schöpft in Bildsamkeit ist die menschliche Natur: je bedingter die Verhältnisse, um so unerwarteter sind die Formen, in welche sie sich wirft.

Nicht alle können den nämlichen Weg einschlagen. Wer nichts besitzt, muß sich zu Diensten bequemen. Noch bestehen die freien literarischen Hausgenossenschaften bei Fürsten und Cardinälen. Ist man genöthigt, sich in ein solches Verhältniß zu fügen, so strebt man, sich vor allem der Gunst seines Herrn zu versichern. Man sucht sich

ein Verdienst um ihn zu erwerben, in seine Geheimnisse einzudringen, ihm unentbehrlich zu werden. Man erduldet alles: auch erlittenes Unrecht verschmerzt man lieber. Wie leicht, daß bei dem Wechsel des Papstthums auch ihm sein Gestirn aufgeht, das dann seinen Glanz über den Diener ausbreitet! Das Glück steigt und fällt: die Person bleibt die nämliche.

Anderer können schon von vornherein nach einem kleinen Amte trachten, das ihnen bei Eifer und Thätigkeit eine gewisse Aussicht eröffnet. Freilich ist es allemal mißlich — dort, wie zu jeder anderen Zeit, in jedem anderen Staat —, erst auf den Nutzen und dann auf die Ehre sehen zu müssen.

Wie viel besser sind die Wohlhabenden daran! Aus den Monti, an denen sie Theil nehmen, läuft ihnen von Monat zu Monat ein sicheres Einkommen ein; sie kaufen sich eine Stelle, durch welche sie unmittelbar in die Prälatur treten und nicht allein ein selbstständiges Dasein erwerben, sondern auch ihr Talent auf eine glänzende Weise entfalten können. Wer da hat, dem wird gegeben. An diesem Hofe nützt es doppelt, etwas zu besitzen, weil der Besitz an die Kammer zurückfällt, so daß der Papst selbst bei der Beförderung ein Interesse hat.

In dieser Stellung braucht man sich nicht mehr so unbedingt an einen Großen anzuschließen; eine so erklärte Parteilichkeit könnte dem Fortkommen vielmehr sogar schaden, wenn ihr das Glück nicht entspräche. Man hat vor allem darauf zu sehen, daß man Niemanden beleidige. Bis in die feinsten, leisesten Berührungen wird diese Rücksicht durchgeföhlt und beobachtet. Man hütet sich z. B., Jemandem mehr Ehre zu erweisen, als ihm gerade zukommt: Gleichheit des Betragens gegen Verschiedene wäre Ungleichheit und könnte einen üblen Eindruck machen. Auch von den Abwesenden spricht man nicht anders als gut, nicht allein, weil die Worte, einmal ausgesprochen, nicht mehr in unserer Gewalt sind, sie fliegen, niemand weiß wohin, sondern auch, weil die wenigsten einen scharfen Untersucher lieben. Von seinen Kenntnissen macht man einen gemäßigten Gebrauch und hütet sich, Jemandem damit beschwerlich zu fallen. Man vermeidet, eine schlimme Neuigkeit zu bringen: ein Theil des ungünstigen Eindrucks fällt auf den Ueberbringer zurück. Hierbei hat man nur andererseits die Schwierigkeit, nicht so viel zu schweigen, daß die Absicht bemerkt wird.

Von diesen Pflichten befreit es nicht, daß man höher steigt, selbst nicht, daß man Cardinal geworden ist: man hat sie dann in seinem

Preise nur um so sorgfältiger zu beobachten. Wie dürfte man verathen, daß man Einen aus dem Collegium für minder würdig hielte, zu dem Papstthum zu gelangen! Es war keiner so gering, daß ihn die Wahl nicht hätte treffen können.

Vor allem kommt es dem Cardinal auf die Gunst des jedesmaligen Papstes an. Glück und Ansehen, die allgemeine Beflissenheit und Dienstwilligkeit hängen davon ab. Jedoch nur mit großer Vorsicht wird er sie suchen. Ueber die persönlichen Interessen eines Papstes beobachtet man ein tiefes Stillschweigen; doch spart man indeß keine Mühe, um sie zu ergründen und sich insgeheim darnach zu richten. Nur seine Nepoten, ihre Treue und ihr Talent darf man ihm je zuweilen loben: dies hört er in der Regel gern. Um die Geheimnisse des päpstlichen Hauses zu erfahren, bedient man sich der Mönche, die unter dem Vorwande der Religion weiter vordringen, als sich Jemand einbildet.

Bei der Wirksamkeit und dem raschen Wechsel der persönlichen Verhältnisse sind besonders die Gesandten zu außerordentlicher Aufmerksamkeit verpflichtet. Wie ein guter Pilot merkt der Botschafter auf, woher der Wind bläst; er spart kein Geld, um Kundschafter zu halten; alle sein Aufwand wird ihm durch eine einzige gute Nachricht eingebracht, die ihm den gelegenen Moment anzeigt, dessen er für seine Unterhandlung bedarf. Hat er dem Papst eine Bitte vorzutragen, so ist sein Bemühen, die anderweiten Interessen desselben unvermerkt mit einzuslechten. Vor allem sucht er sich des Nepoten zu bemächtigen und ihn zu überzeugen, daß er von keinem anderen so sehr wie von seinem Hofe Reichthümer und fortdauernde Größe zu erwarten habe. Auch der Gewogenheit der Cardinäle sucht er sich zu verschern. Er wird keinem das Papstthum versprechen; doch wird er ihnen allen mit Hoffnung schmeicheln. Keinem wird er ganz ergeben sein, doch auch dem Feindseliggestimmten zuweilen eine Begünstigung zuwenden. Er ist wie ein Jäger, der dem Sperber das Fleisch zeigt, aber ihm davon nur wenig, nur nach und nach giebt.

So leben und verkehren sie unter einander: Cardinäle, Botschafter, Prälaten, Fürsten, öffentliche und geheime Machthaber, voll Ceremonie, für welche Rom der classische Boden wurde, Ergebenheit, Unterordnung, aber Egoisten durch und durch, nur immer begierig, etwas zu erreichen, durchzusetzen, dem Anderen abzugewinnen.

Sonderbar, wie der Wettstreit um das, was Alle wünschen, Macht, Ehre, Reichthum, Genuß, der sonst Feindseligkeit und Fehde veranlaßt, sich hier als Dienstbeflissenheit geberdet, wie man der fremden

Leidenschaft schmeichelt, deren man sich gewissermaßen selbst bewußt ist, um zum Ziele der eigenen zu gelangen; die Enthaltbarkeit ist voll von Begier, die Leidenschaft schreitet behutsam einher.

Wir sahen die Würde, den Ernst, die Religion, welche an dem Hofe herrschten; wir sehen nunmehr auch seine weltliche Seite: Ehrgeiz, Habsucht, Verstellung und Arglist.

Wollte man dem römischen Hof eine Lobrede halten, so würde man von diesen Elementen, die ihn bilden, nur das erste, wollte man ihm den Krieg machen, so würde man nur das zweite anerkennen. Sowie man sich zu einer reinen und unbefangenen Beobachtung erhebt, wird man beide gleich wahr, ja bei der Natur der Menschen, der Lage der Dinge gleich nothwendig finden.

Die weltgeschichtliche Entwicklung, die wir betrachteten, hat die Forderung von Würde, Unbescholtenheit und Religion lebendiger als jemals geltend gemacht; sie fällt mit dem Prinzip des Hofes zusammen; dessen Stellung zur Welt beruht darauf. Es folgt mit Nothwendigkeit, daß vor allen diejenigen emporkommen, deren Wesen dieser Forderung am meisten entspricht; die öffentliche Gesinnung würde sich nicht allein verleugnen, sondern zerstören, wenn sie dies nicht bewirkte. Aber daß es nun geschieht, daß mit den geistlichen Eigenschaften so unmittelbar die Güter des Glückes verbunden sind, ist ein ungeheurer Reiz des Geistes dieser Welt.

Wir können nicht zweifeln an der Originalität der Gesinnung, wie sie unsere aufmerksamen und geschickten Berichterstatter uns nicht selten schildern. Aber wie Viele werden sich lediglich anbequemen, um durch den Schein das Glück zu fesseln! In wie vielen Anderen werden sich die weltlichen Tendenzen in dem Dunkel halb entwickelter Motive mit den geistlichen durchdringen!

Es verhält sich mit der Curie wie mit Literatur und Kunst. Es war alles von der Kirche abgefallen und Richtungen, die an das Heidenische streiften, hingegeben. Durch jene weltgeschichtliche Entwicklung ist das Prinzip der Kirche wieder erwacht: wie mit neuem Anhauch hat es die Kräfte des Lebens berührt und dem gesammten Dasein eine andere Farbe verliehen. Welch ein Unterschied zwischen Ariost und Tasso, Giulio Romano und Guercino, Pomponazzo und Patrizi! Eine große Epoche liegt zwischen ihnen. Dennoch haben sie auch etwas Gemeinsames, und die Späteren beruhen mit auf den Früheren. Auch die Curie hat die alten Formen behauptet und von dem alten Wesen vieles übrig behalten. Doch hinderte das nicht, daß nicht ein anderer Geist sie beherrschte. Was dieser nicht völlig

umgestalten, in sich selbst verwandeln können, dem hat er wenigstens seinen Impuls gegeben.

Indem ich die Mischung der verschiedenen Elemente betrachte, erinnere ich mich eines Schauspiels der Natur, das sie vielleicht in einer Art von Abbild und Gleichniß zu vergegenwärtigen vermag.

Bei Terni sieht man die Nera zwischen Wald und Wiesen in ruhigem, gleichem Flusse durch das entferntere Thal daherkommen. Von der anderen Seite stürzt der Velin, zwischen Felsen gedrängt, mit ungeheurerer Flucht und endlich in prächtigem Falle, schäumend und in tausend Farben spielend, von den Anhöhen herab; unmittelbar erreicht er die Nera und theilt ihr augenblicklich seine Bewegungen mit. Tosend und schäumend, in reißender Geschwindigkeit fluthen die vermischten Gewässer weiter.

So hat der neuerwachte Geist der katholischen Kirche allen Organen der Literatur und Kunst, ja dem Leben überhaupt einen neuen Antrieb gegeben. Die Curie ist zugleich devot und unruhig, geistlich und kriegslustig: auf der einen Seite voll Würde, Pomp, Ceremonie, auf der anderen in berechnender Klugheit, nie ermüdender Herrschsucht ohne Gleichen. Ihre Frömmigkeit und ihre ehrgeizigen Entwürfe, beide beruhend auf der Idee einer ausschließenden Rechtgläubigkeit, fallen zusammen. So macht sie noch einmal einen Versuch, die Welt zu überwinden.

Fünftes Buch.

Gegenreformationen. Erster Zeitraum.

1563—1589.

In der Geschichte einer Nation, einer Macht ist es immer eine der schwersten Aufgaben, den Zusammenhang ihrer besonderen Verhältnisse mit den allgemeinen wahrzunehmen.

Wohl entwickelt sich das besondere Leben nach eingepflanzten Gesetzen aus seinem eigenthümlichen geistigen Grunde: sich selber gleich, bewegt es sich durch die Zeitalter fort. Unaufhörlich aber steht es doch auch unter allgemeinen Einflüssen, die auf den Gang seiner Entwicklung mächtig einwirken.

Wir können sagen: der Charakter des heutigen Europa beruht auf diesem Gegensatz. Die Staaten, die Völker sind auf ewig von einander getrennt; aber sie sind zugleich in einer unauf lösblichen Gemeinſamkeit begriffen. Es giebt keine Landesgeschichte, in der nicht die Universalhistorie eine große Rolle spielte. So nothwendig in sich selbst, so allumfassend ist die Aufeinanderfolge der Zeitalter, daß auch der mächtigste Staat oft nur als ein Glied der Gesamtheit erscheint, von ihren Schicksalen umfungen und beherrscht. Wer es einmal versucht hat, die Geschichte eines Volkes als ein Ganzes in ihrem inneren Zusammenhange zu denken, ihren Verlauf anzuschauen, wird die Schwierigkeit empfunden haben, die hieraus entspringt. In den einzelnen Momenten eines sich fortbildenden Lebens nehmen wir doch die verschiedenen Strömungen der Weltgeschichte wahr.

Zuweilen aber geschieht es nun auch in dem Wechsel der Zeitalter, daß eine oder die andere Macht die Weltbewegung anregt, ein Princip derselben vorzugsweise in sich darstellt. An der Gesamthandlung des Jahrhunderts nimmt sie dann einen so thätigen Antheil, sie setzt sich in eine so lebendige Beziehung zu allen Kräften der Welt, daß ihre Geschichte sich in gewissem Sinne zur Universalgeschichte erweitert.

In einen solchen Moment trat das Papstthum nach dem tridentinischen Concilium ein.

In seinem Innern erschüttert, in dem Grunde seines Daseins gefährdet, hatte es sich zu behaupten und wieder zu verjüngen gewußt. In den beiden südlichen Halbinseln hatte es bereits alle feindseligen Bestrebungen von sich ausgestoßen und die Elemente des Lebens aufs neue an sich gezogen, durchdrungen. Jetzt faßte es den Gedanken, die Abgefallenen in allen Theilen der Welt wieder zu unterwerfen. Rom ward noch einmal eine erobernde Macht: es machte Entwürfe, es fing Unternehmungen an, wie sie von diesen sieben Hügeln in der alten Zeit, in den mittleren Jahrhunderten ausgegangen waren.

Wir würden die Geschichte des restaurirten Papstthums noch wenig kennen, wenn wir uns bloß in seinem Mittelpunkt aufhalten wollten. Erst in seiner Einwirkung auf die Welt zeigt sich seine wesentliche Bedeutung.

Beginnen wir damit, die Macht und Stellung seiner Gegner ins Auge zu fassen.

Lage des Protestantismus um das Jahr 1563.

Bis zu den Zeiten der letzten Sitzungen des tridentinischen Conciliums waren die protestantischen Meinungen dieſſeit der Alpen und Pyrenäen unaufhaltſam vorgebrungen: weit und breit, über germanische, slawische und romanische Nationen erstreckte sich ihre Herrschaft.

In den scandinavischen Reichen hatten sie sich um so unerschütterlicher festgesetzt, da hier ihre Einführung mit der Gründung neuer Dynastien, der Umbildung der gesammten Staatseinrichtungen zusammenfiel. Vom ersten Anfang an wurden sie dort mit Freude begrüßt, gleich als läge in ihnen eine ursprüngliche Verwandtschaft mit der nationalen Sinnesweise; der Begründer des Lutherthums in Dänemark, Bugenhagen, kann nicht genug sagen, mit welchem Eifer man daselbst die Predigt höre, „auch des Werkeltags“, wie er sich ausdrückt, „auch vor Tag, Feiertags den ganzen Tag über“; bis an die äußersten Grenzen waren sie nunmehr verbreitet. Von den Färöern weiß man beinahe nicht, wie sie protestantisch geworden, so leicht ging die Veränderung vor sich. Im Jahre 1552 erlagen die letzten Repräsentanten des Katholicismus in Island; im Jahre 1554 ward ein lutherisches Bisthum in Wiborg gestiftet; den schwedischen Wägten zur Seite wanderten evangelische Prediger nach dem entfernten Lappland. Mit ernstern Worten schärfte Gustav Wasa 1560 seinen Erben in seinem Testamente ein, bei der evangelischen Lehre mit ihrer Nachkommenschaft auszuharren und keine falschen Lehrer zu dulden. Er machte dies gleichsam zu einer Bedingung ihrer Thronberechtigung.

Auch an den dieſſeitigen Küsten der Ostsee hatte das Lutherthum wenigstens bei den Einwohnern deutscher Zunge eine vollkommene Herrschaft erlangt. Preußen hatte das erste Beispiel einer großen Säcularisation gegeben; als ihm Liefland im Jahre 1561 endlich nachfolgte, war die erste Bedingung seiner Unterwerfung unter Polen, daß es bei der augsbürgischen Confession bleiben dürfe. Schon durch ihr Verhältniß zu diesen Ländern, deren Verbindung mit dem Reich auf dem protestantischen Princip beruhte, wurden dann die jagellonischen Könige verhindert, sich demselben zu widersetzen. Die großen Städte in Polnisch-Preußen wurden in den Jahren 1557 und 1558 durch ausdrückliche Freibriefe in der Religionsübung nach lutherischem Ritus bestätigt; und noch deutlicher lauteten die Privilegien, welche sich bald darauf die kleinen Städte verschafften: den Angriffen

der mächtigen Bischöfe waren sie eher ausgefekt. Da hatten denn auch im eigentlichen Polen die protestantischen Meinungen einen großen Theil des Adels für sich gewonnen: sie befriedigten das Gefühl der Unabhängigkeit, das durch die Natur der Staatsverfassung in demselben genährt wurde. Man hörte wohl sagen: „ein polnischer Edelmann sei dem Könige nicht unterworfen; sollte er es dem Papste sein?“ Es kam so weit, daß Protestanten in die bischöflichen Stellen drangen, daß sie noch unter Siegmund August die Majorität in dem Senate bildeten. Dieser Fürst war ohne Zweifel katholisch: er hörte alle Tage die Messe, alle Sonntage die katholische Predigt; er stimmte selbst mit den Sängern seines Chors das Benedictus an; er hielt die Zeiten der Beichte und des Abendmahls, das er unter Einer Gestalt empfing; allein, was man an seinem Hofe, in seinem Lande glaube, schien ihn wenig zu kümmern: sich die letzten Jahre seines Lebens durch den Kampf gegen eine so mächtig vordringende Ueberzeugung zu verbittern, war er nicht gesonnen.

Wenigstens förderte es in den benachbarten ungarischen Gebieten die Regierung nicht, daß sie einen solchen Widerstand versuchte. Niemals vermochte Ferdinand I den ungarischen Reichstag zu Beschlüssen zu bringen, die dem Protestantismus ungünstig gewesen wären. Im Jahre 1554 ward ein Lutheraner zum Palatin des Reiches gewählt; selbst dem helvetischen Bekenntniß im Erlauer Thale mußten bald darauf Vergünstigungen zugestanden werden. Siebenbürgen trennte sich ganz: durch einen förmlichen Landtagsbeschuß wurden dort im Jahre 1556 die geistlichen Güter eingezogen; die Fürstin nahm sogar den größten Theil der Zehnten an sich.

Und hier kommen wir auf unser Vaterland, wo die neue Kirchenform sich aus dem originalen Geiste der Nation zuerst entwickelt, sich in langen und gefährlichen Kriegen behauptet, ein gesetzliches Dasein erkämpft hatte und nun im Begriffe war, die verschiedenen Landschaften vollends einzunehmen. Schon war es damit sehr weit gediehen. Nicht allein beherrschte der Protestantismus das nördliche Deutschland, wo er entsprungen war, und jene Gebiete des Oberen, wo er sich immer gehalten hat; noch viel weiter hatte er um sich gegriffen.

In Franken setzten sich ihm die Bisthümer vergebens entgegen. In Würzburg und Bamberg waren der bei weitem größte Theil des Adels und der bischöflichen Beamten, die Magistrate und Bürgerchaften der Städte wenigstens in der Mehrzahl und die Masse des Landvolkes übergetreten; im Bambergischen kann man fast

für jede einzelne Landpfarre lutherische Prediger nachweisen. In diesem Sinne ward die Verwaltung geleitet, die ja hauptsächlich in den Händen der Stände lag, welche ihr eigenes Gemeinwesen hatten, Anlage oder Umgeld selbst ausschrieben; in diesem Sinne waren die Gerichte besetzt, und man wollte bemerken, daß der größte Theil der Urtheile dem katholischen Interesse entgegenlaufe. Die Bischöfe galten nicht viel: wer in ihnen ja noch „mit alter deutscher und fränkischer Treue“ den Fürsten verehrte, konnte doch nicht vertragen, wenn sie in ihrem Kirchen-Ornate, mit ihren Infuln einhertraten.

Diese Bewegung hatte sich in Baiern nicht viel minder lebhaft fortgesetzt. Die große Mehrheit des Adels hatte die protestantischen Lehren ergriffen; ein guter Theil der Städte neigte sich entschieden dahin; der Herzog mußte auf seinen Landtagen, z. B. im Jahre 1556, Zugeständnisse machen, wie sie anderwärts zur vollkommenen Einführung des augsburgischen Bekenntnisses hingereicht hatten, und die auch hier dieselbe Folge haben zu müssen schienen. Der Herzog selbst war diesem Bekenntnisse nicht so ganz entgegen, daß er nicht auch zuweilen einer protestantischen Predigt beigewohnt hätte.

Noch viel weiter aber war es in Oestreich gekommen. Der Adel studirte in Wittenberg; alle Landescollegien waren mit Protestanten erfüllt; man wollte rechnen, daß vielleicht nur noch der dreißigste Theil der Einwohner katholisch geblieben sei; schrittweise bildete sich eine landständische Verfassung aus, welche auf dem Princip des Protestantismus beruhte.

Von Baiern und Oestreich ausgeschlossen, hatten auch die Erzbischöfe von Salzburg ihr Land nicht bei der alten Kirchenlehre behaupten können. Zwar ließen sie noch keine protestantischen Prediger zu; aber die Gesinnung der Einwohner sprach sich nichtsende entschieden aus. In der Hauptstadt ward die Messe nicht mehr besucht, weder Fasten noch Feiertag gehalten; wem die Prediger in den östreichischen Ortschaften zu entfernt waren, der erbaute sich zu Hause aus Spangenberg's Postille. In dem Gebirge war man damit noch nicht zufrieden. In der Mauris und der Gastein, in St.-Veit, Lamsweg, Radstadt forderten die Landleute laut den Kelch im Abendmahl; da er nicht gewährt wurde, so vermieden sie die Sacramente ganz; sie schickten ihre Kinder nicht mehr zur Schule; in der Kirche geschah es wohl, daß ein Bauer sich erhob und dem Prediger zurief: „du lügst“; — die Bauern predigten selbst unter einander. Man darf sich nicht verwundern, wenn bei der Verfassung alles Gottesdienstes, welcher der neugegründeten Ueberzeugung

entsprochen hätte, sich in der Einsamkeit der Alpen Meinungen von phantastischer und abenteuerlicher Natur ausbildeten.

Wie sehr erscheint es, hiemit verglichen, als ein Vortheil, daß in den Gebieten der geistlichen Kurfürsten am Rhein der Adel Selbstständigkeit genug besaß, um seinen Hinterlassen eine Freiheit zu verschaffen, die der geistliche Herr nicht wohl gewähren konnte! Der rheinische Adel hatte den Protestantismus früh angenommen; in seinen Herrschaften gestattete er dem Fürsten keinerlei Eingriffe, selbst nicht von religiöser Art. Schon gab es auch in den Städten allenthalben eine protestantische Partei. Häufig, in wiederholten Petitionen, regte sie sich in Köln; in Trier war sie bereits so mächtig, daß sie sich einen Prediger aus Genf kommen ließ und ihn dem Kurfürsten zum Trog behauptete; in Aachen strebte sie geradezu nach der Oberherrschafft; auch die Mainzer trugen kein Bedenken, ihre Kinder in die protestantischen Schulen, z. B. nach Nürnberg, zu schicken. Commendone, welcher im Jahre 1561 in Deutschland war, kann nicht Worte genug finden, um die Abhängigkeit der Prälaten von den lutherischen Fürsten, ihre Nachgiebigkeit gegen den Protestantismus zu schildern. In ihren geheimen Räten meint er Protestanten von der heftigsten Partei zu bemerken. Er ist erstaunt, daß die Zeit dem Katholicismus so gar nichts geholfen.

Auch in Westfalen stand es wie anderwärts. Am Tage St. Peters war das ganze Landvolk mit der Ernte beschäftigt; die gebotenen Fasttage wurden überhaupt nicht mehr gehalten. In Paderborn hielt der Stadtrath mit einer Art von Eifersucht über seinem protestantischen Bekenntniß; in Münster galt mehr als ein Bischof für lutherisch gesinnt, und die meisten Priester waren förmlich verheirathet. Der Herzog Wilhelm von Cleve hielt sich zwar im Ganzen katholisch; aber in seiner Hauscapelle nahm doch auch er das Abendmahl unter beiden Gestalten; der größte Theil seiner Räte war unverhohlen protestantisch; der evangelischen Uebung ward kein wesentliches Hinderniß entgegengesetzt.

Genug, in ganz Deutschland von Westen nach Osten, von Norden nach Süden hatte der Protestantismus ein unzweifelhaftes Uebergewicht. Der Adel war ihm von allem Anfang zugethan; der Beamtenstand, schon damals zahlreich und angesehen, war in der neuen Lehre erzogen; das gemeine Volk wollte von gewissen Artikeln, z. B. dem Fegefeuer, gewissen Ceremonien, z. B. den Wallfahrten, nichts mehr hören; kein Kloster war mehr in Stande zu halten; Niemand wagte sich mehr mit Heiligen-Reliquien hervor. Ein venezianischer

Gesandter rechnet im Jahre 1558, daß in Deutschland nur noch der zehnte Theil der Einwohner dem alten Glauben treu geblieben.

Kein Wunder, wenn die Verluste des Katholicismus an Besitz und Macht noch immer fortgingen. In den meisten Stiftern waren die Domherren entweder der verbesserten Lehre zugethan, oder lau und gleichgültig; was hätte sie abhalten können, wenn es sonst vortheilhaft schien, bei vorkommender Gelegenheit Protestanten zu Bischöfen zu postuliren? Zwar verordnete der Religionsfriede, daß ein geistlicher Fürst Amt und Einkommen verlieren solle, wenn er den alten Glauben verlasse; aber man meinte, daß dadurch ein evangelisch gewordenes Capitel keineswegs gehindert werde, sich auch einen evangelischen Bischof zu wählen; — genug, wenn man die Stifter nur nicht erblich mache. So geschah es, daß ein brandenburgischer Prinz das Erzstift Magdeburg, ein lauenburgischer Bremen, ein braunschweigischer Halberstadt empfing. Auch die Bisthümer Lübeck, Verden, Minden, die Abtei Quedlinburg geriethen in protestantische Hände.

Und nicht minder setzten sich die Einziehungen geistlicher Güter fort. Welche Verluste erlitt z. B. binnen wenigen Jahren das Bisthum Augsburg! Im Jahre 1557 wurden ihm alle Klöster im Württembergischen entrissen; 1558 folgten die Klöster und Pfarren der Grafschaft Dettingen nach; erst nach dem Religionsfrieden erhoben sich die Protestanten in Dinkelsbühl und Donauwerth zur Parität, in Nördlingen und Memmingen zur Oberherrschafft; dann gingen die Klöster in diesen Städten, unter anderen die reiche Präceptorie zum h. Antonius in Memmingen, die Pfarren untwiederbringlich verloren.

Dazu kam nun, daß dem Katholicismus selbst für die Zukunft wenig Aussicht übrig blieb.

Auch in den Lehranstalten, namentlich auf den Universitäten, hatte die protestantische Meinung obgesiegt. Jene alten Verfechter des Katholicismus, die Lutheran Widerpart gehalten oder sich in den Religionsgesprächen hervorgethan, waren verstorben oder standen in hohem Alter. Junge Männer, fähig, sie zu ersetzen, waren nicht emporgekommen. In Wien war es zwanzig Jahre her, daß kein Zögling der Universität die Priesterweihe genommen hatte. In Ingolstadt selbst, das so vorzugsweise katholisch war, fanden sich für wichtige Stellen, die bisher immer mit Geistlichen besetzt worden, keine geeigneten Bewerber mehr in dieser Facultät. In Köln eröffnete die Stadt eine Bursa; als die Einrichtungen getroffen worden, zeigte sich, daß der neue Regens ein Protestant war. Ausdrücklich in

der Absicht, den protestantischen Meinungen Widerstand zu leisten, errichtete der Cardinal Otto Truchseß eine neue Universität in seiner Stadt Dillingen; einige Jahre blühte sie durch ein paar ausgezeichnete spanische Theologen; sobald sich diese wieder entfernten, fand sich in Deutschland kein katholischer Gelehrter, um sie zu ersetzen. Es drangen auch hier die Protestanten ein. Um diese Zeit waren die Lehrer in Deutschland fast ohne Ausnahme Protestanten; die gesammte Jugend saß zu ihren Füßen und faugte mit dem Beginn der Studien den Haß wider den Papst ein.

So stand es in dem Norden und Osten von Europa; der Catholicismus war an vielen Orten ganz beseitigt, allenthalben besiegt und beraubt. Indem er sich noch bemühte, sich zu verteidigen, waren ihm tiefer im Westen und Süden sogar noch gefährlichere Feinde hervorgetreten.

Denn ohne Zweifel in noch entschiedenerem Gegensatz gegen die römischen Lehren als das Lutherthum stand die calvinistische Auffassungsweise; eben in der Epoche, von der wir handeln, bemächtigte sie sich der Geister mit unwiderstehlicher Gewalt.

Am den Grenzen von Italien, Deutschland und Frankreich war sie entsprungen, und nach allen Seiten hin hatte sie sich ergossen. Im Osten, in Deutschland, Ungarn und Polen, bildete sie ein zwar noch untergeordnetes, jedoch schon bedeutendes Element der protestantischen Entwicklung; im westlichen Europa erhob sie sich bereits zu selbständiger Macht.

Wie die scandinavischen Reiche lutherisch, so waren die britanischen calvinistisch geworden; sogar in entgegengesetzten Formen hatte sich die neue Kirche hier ausgebildet. In Schottland, wo sie sich im Kampfe mit der Regierung erhob, war sie arm, populär, demokratisch; um so mehr erfüllte sie die Gemüther mit unbezwinglichem Feuer. In England war sie im Bunde mit der damaligen Regierung emporgekommen; hier war sie reich, monarchisch, prächtig; auch gab sie sich schon zufrieden, wenn man sich ihrem Ritze nur nicht widersetzte. Natürlich war die erste dem Muster der Genfer Kirche unendlich viel näher, unendlich viel mehr in dem Geiste Calvins.

Mit aller ihrer natürlichen Lebhaftigkeit hatte die französische Nation die Lehren dieses ihres Landsmannes ergriffen. Allen Verfolgungen zum Troß richteten sich die französischen Kirchen nach dem Muster von Genf protestantisch ein; bereits im Jahre 1559 hielten sie eine Synode. Der venezianische Gesandte Micheli findet im Jahre 1561 keine Provinz vom Protestantismus frei, drei Viertel

des Reiches von demselben erfüllt — Bretagne und Normandie, Gasconne und Languedoc, Poitou, Touraine, Provence, Dauphiné. „An vielen Orten“, sagt er, „in diesen Provinzen werden Versammlungen, Predigten gehalten, Lebensrichtungen getroffen, ganz nach dem Vorbilde von Genf, ohne alle Rücksicht auf die königlichen Verbote. Jedermann hat diese Meinungen angenommen: was am merkwürdigsten ist, selbst der geistliche Stand, nicht allein Priester, Mönche und Nonnen — es möchte wohl wenig Klöster geben, welche sich unberührt gehalten — sondern die Bischöfe selbst und viele von den vornehmsten Prälaten.“ „Ew. Herrlichkeit“, sagt er seinem Vogen, „sei überzeugt, daß, das gemeine Volk ausgenommen, welches die Kirchen noch immer eifrig besucht, alle Anderen abgefallen sind, besonders die Adligen, die jüngeren Männer unter 40 Jahren fast ohne Ausnahme! Denn wiewohl Viele von ihnen noch zur Messe gehen, so geschieht es doch nur zum Schein und aus Furcht; wenn sie sich unbeobachtet wissen, fliehen sie Messe und Kirche.“ Als Micheli nach Genf kam, vernahm er, daß unmittelbar nach dem Tode Franz' II 50 Prediger von da nach verschiedenen Städten in Frankreich ausgegangen waren; er erstaunt, in welchem Ansehen Calvin steht, wie viel Geld ihm zufließt zu Gunsten der Tausende, die sich nach Genf zurückgezogen. Er findet es unerlässlich, daß den französischen Protestanten Religionsfreiheit, wenigstens ein Interim, wie er sich ausdrückt, zugestanden werde, wenn man nicht ein allgemeines Blutbad veranlassen wolle. Kurz darauf erfolgte in der That auf das Verlangen eines ständischen Ausschusses, von den einsichtsvollsten Mitgliedern der Regierung gefördert, von den Parlamenten selbst nach langer und schwieriger Berathung genehmigt, das Edict vom Januar 1562, welches dem Protestantismus, wiewohl noch unter empfindlichen Beschränkungen, eine gesetzlich anerkannte Existenz in Frankreich gewährte und seine Befenner in den Frieden des Reiches aufnahm.

Alle diese Veränderungen auf allen Seiten, in Deutschland, Frankreich und England, mußten nun nothwendig auch auf die Niederlande wirken. Zuerst waren daselbst die deutschen Einflüsse vorherrschend gewesen. Unter den Motiven, welche Carl den V zu dem schmalkaldischen Kriege bewogen, war es eines der vornehmsten, daß die Sympathie, welche die deutschen Protestanten in den Niederlanden erweckten, ihm die Regierung dieser Provinz, die ein so wichtiges Glied seiner Monarchie bildete, täglich mehr erschwerte. Indem er die deutschen Fürsten bezwang, verhütete er zugleich eine Empörung seiner Niederländer. Jedoch alle seine Gesetze, obwohl er sie mit

außerordentlicher Strenge handhabte, alle die Hinrichtungen, die besonders in den ersten Jahren seines Nachfolgers in kaum glaublicher Zahl verhängt wurden — man hat damals berechnet, daß bis 1562 an 36000 Protestanten, Männer und Frauen, umgebracht worden seien —, vermochten nicht den Fortgang der religiösen Meinungen aufzuhalten. Nur das erfolgte, daß sich diese allmählich mehr der französisch calvinistischen als der deutsch lutherischen Richtung anschlossen. Der Verfolgung zum Trost trat im Jahre 1561 bereits auch hier eine förmliche Confession hervor; man richtete Kirchen nach dem Muster von Genf ein; indem sich die Protestanten mit den örtlichen Gerechtfamen und deren Verfechtern verbanden, bekamen sie eine politische Grundlage, von der sie nicht allein Errettung, sondern für die Zukunft sogar Bedeutung im Staate erwarten durften.

Unter diesen Umständen erwachte auch in den älteren Oppositionen gegen Rom eine neue Kraft. Im Jahre 1562 wurden die mährischen Brüder von Maximilian II förmlich anerkannt, und sie benutzten dies Glück, um gleich in demselben Jahre in ihren Synoden eine große Anzahl neuer Geistlichen — man zählt ihrer 188 — zu erwählen. Im Jahre 1561 sah sich der Herzog von Savoyen genöthigt, auch den armen Waldensergemeinden im Gebirge neue Freiheiten zu bewilligen. Bis in die entferntesten, vergessenen Winkel von Europa erstreckte die protestantische Idee ihre belebende Kraft. Welch ein unermeßliches Gebiet, das sie sich binnen 40 Jahren erobert hatte: von Island bis an die Pyrenäen, von Finnland bis an die Höhe der italienischen Alpen! Auch über diese Gebirge reichten einst, wie wir wissen, ihre Analogien: sie umfaßte das ganze Gebiet der lateinischen Kirche. Bei weitem die Mehrzahl der höheren Klassen, der an dem öffentlichen Leben theilnehmenden Geister hatte sie ergriffen; ganze Nationen hingen ihr enthusiastisch an; sie hatte die Staaten umgebildet. Es ist dies um so bewundernswürdiger, da sie keinesweges allein Gegensatz war, etwa nur eine Negation des Papstthums, eine Losagung von demselben, sondern in hohem Grade positiv, eine Erneuerung der christlichen Gedanken und Grundsätze, welche das Leben bis in das tiefste Geheimniß der Seele beherrschten.

Streitkräfte des Papstthums.

Eine lange Zeit daher hatten sich Papstthum und Katholicismus gegen diese Fortschritte zwar abwehrend, aber doch leidend verhalten und sie sich im Ganzen gefallen lassen müssen.

Jetzt aber nahmen die Dinge eine andere Gestalt an.

Wir haben die innere Entwicklung betrachtet, durch welche der Katholicismus sich wiederherzustellen begann. Im Ganzen können wir sagen, daß er von neuem eine lebendige Kraft in sich erzeugt, das Dogma im Geiste des Jahrhunderts regenerirt, eine Reform ins Leben gerufen hatte, welche den Forderungen der Zeitgenossen im Allgemeinen entsprach. Die religiösen Tendenzen, welche in dem südlichen Europa vorhanden waren, ließ er nicht auch zu Feindseligkeiten erwachsen: er nahm sie in sich auf und beherrschte sie; so verjüngte er seine Kräfte. Der protestantische Geist hatte bisher allein den Schauplatz der Welt mit Erfolgen erfüllt, die Gemüther an sich gerissen; jetzt trat ein anderer, ihm von einem höheren Standpunkte aus vielleicht gleichartig zu achtender, aber zunächst doch durchaus entgegengesetzter Geist mit ihm in die Schranken, der sich nun auch seinerseits die Gemüther zu eigen zu machen, sie zur Thätigkeit zu entflammen verstand.

Zuerst bemächtigte sich das restaurirte katholische System der beiden südlichen Halbinseln. Es vermochte dies nicht ohne außerordentliche Strenge; der spanischen Inquisition trat die erneuerte römische zur Seite; alle Regungen des Protestantismus wurden gewaltthätig erdrückt. Zugleich aber waren die Richtungen des inneren Lebens, welche der erneuerte Katholicismus vorzugsweise ansprach und fesselte, in jenen Ländern besonders mächtig. Auch die Fürsten schlossen sich dem Interesse der Kirche an.

Besonders war es wichtig, daß sich der mächtigste von allen, Philipp II, so entschieden an das Papstthum hielt. Mit dem Stolze eines Spaniers, von welchem tabelloser Katholicismus als das Zeichen eines reinen Blutes, eines edleren Herkommens betrachtet ward, verwarf er alle entgegengesetzten Meinungen. Jedoch war es nicht etwa bloß eine persönliche Bewegung, was ihn zu seinem politischen Verhalten vermochte. Die königliche Würde trug in Spanien von jeher und besonders seit den Einrichtungen Isabella's eine geistliche Farbe: in allen Provinzen war die königliche Gewalt durch einen Zusatz geistlicher Macht verstärkt; ohne die Inquisition hätten sie nicht mehr regiert werden können; auch in seinen amerikanischen Besitzungen erschien der König vor allem in dem Lichte eines Ausbreiters des christlichen und katholischen Glaubens: es war der Gedanke, der alle seine Länder in Gehorsam gegen ihn vereinigte. Er hätte ihn nicht aufgeben dürfen ohne wesentliche Gefahr. Die Ausbreitung der Hugenotten in dem südlichen Frankreich erregte in Spanien die

größte Besorgniß: die Inquisition glaubte sich zu verdoppelter Wachsamkeit verpflichtet. „Ich versichere Ew. Herrlichkeit“, schreibt der venezianische Gesandte am 25. August 1562 an seinen Fürsten, „für dieses Land wäre keine große religiöse Bewegung zu wünschen; es sind ihrer Viele, die sich nach einer Veränderung der Religion sehnen“. Der päpstliche Nuntius meinte, der Fortgang des Conciliums, das damals versammelt war, sei eine Sache, an welcher der königlichen Gewalt nicht minder gelegen sei als der päpstlichen. „Denn“, sagt er, „der Gehorsam, den der König findet, seine ganze Regierung hängen von der Inquisition ab. Würde diese ihr Ansehen verlieren, so würden sogleich Empörungen erfolgen.“

Schon dadurch nun bekam das südliche System einen unmittelbaren Einfluß auf das gesammte Europa, daß dieser Fürst die Niederlande beherrschte; aber außerdem war doch in den übrigen Reichen noch lange nicht alles verloren. Noch hielten sich der Kaiser, die Könige von Frankreich und von Polen, die Herzoge von Baiern zu der katholischen Kirche; noch gab es allenthalben geistliche Fürsten, deren erkalteter Eifer aufs neue belebt werden konnte; noch war auch der Protestantismus an vielen Orten nicht in die Masse der Bevölkerung eingedrungen. Die Mehrzahl des Landvolkes in Frankreich, wohl auch in Ungarn und Polen, hielt sich noch katholisch; Paris, welches schon damals einen großen Einfluß auf die andern französischen Städte ausübte, war von der Neuerung nicht fortgerissen worden. In England war ein guter Theil des Adels und der Gemeinen, in Irland die gesammte alt-irische Nation katholisch geblieben. In die Tiroler, die Schweizer Alpen hatte der Protestantismus keinen Zugang gefunden. Auch in dem bayerischen Landvolke mochte er noch nicht viel Fortschritte gemacht haben. Wenigstens vergleicht Canisius die Tiroler und Baiern mit den beiden israelitischen Stämmen, „die dem Herrn allein treu geblieben“. Es verdiente wohl eine genauere Erörterung, auf welchen inneren Momenten diese Beharrlichkeit, dieses unerschütterliche Festhalten des Hergebrachten bei so verschiedenartigen Bevölkerungen beruhte. In den Niederlanden wiederholte es sich in den wallonischen Provinzen.

Und jetzt nahm das Papstthum wieder eine Stellung ein, in der es sich aller dieser Himmigungen aufs neue bemächtigen, sie unauslösllich an sich knüpfen konnte. Obwohl es auch an sich Umwandlungen erfahren, so kam ihm doch der unschätzbare Vortheil zugute, die Neuerlichkeiten der Vergangenheit, die Gewohnheit des Gehorsams für sich zu haben. Es war den Päpsten gelungen, in dem

Concilium, das sie glücklich beendigt, ihre Autorität, deren Verminderung beabsichtigt war, sogar zu vermehren und sich einen verstärkten Einfluß auf die Landeskirchen zu verschaffen. Ueberdies ließen sie von jener weltlichen Politik ab, durch die sie bisher Italien und Europa in Verwirrung gesetzt; vertrauensvoll und ohne Rücksicht schlossen sie sich an Spanien an und erwiderten diesem die Hingebung, die es der römischen Kirche widmete. Das italienische Fürstenthum, der erweiterte Staat diente vor allem zur Beförderung kirchlicher Unternehmungen; der gesammten katholischen Kirche kam eine Zeitlang der Ueberschuß seiner Verwaltung zugute.

Dergestalt stark in sich selbst, gewaltig durch mächtige Anhänger und eine mit ihnen verbündete Idee, gingen die Päpste von der Vertheidigung, mit der sie sich bisher begnügen mußten, zum Angriff über, einem Angriff, dessen Gang und Erfolge zu beobachten der vornehmste Gegenstand dieser Arbeit ist.

Es eröffnet sich uns aber damit ein unermesslicher Schauplatz. An vielen Orten zugleich tritt die Unternehmung hervor; nach den verschiedensten Seiten der Welt haben wir unsere Aufmerksamkeit zu richten.

Die geistliche Thätigkeit ist auf das genaueste mit politischen Antrieben verbunden; es treten weltumfassende Combinationen ein, unter deren Einflusse die Eroberung gelingt oder mißlingt; wir werden die großen Wendungen der Weltereignisse um so viel mehr im Auge behalten, da sie oft mit den Erfolgen des geistlichen Kampfes unmittelbar zusammenfallen.

Doch werden wir nicht bei dem Allgemeinen stehen bleiben dürfen. Noch viel weniger als weltliche können geistliche Eroberungen vollzogen werden ohne entgegenkommende einheimische Sympathien. In die Tiefe der Interessen der verschiedenen Länder müssen wir hinabsteigen, um die inneren Bewegungen wahrzunehmen, durch welche die römischen Absichten befördert wurden.

Eine Fülle und Verschiedenheit von Ereignissen und Lebensäußerungen, von der wir fast zu fürchten haben, daß sie sich kaum unter Einen Blick werde zusammenfassen lassen. Es ist eine Entwicklung, die auf verwandten Grundlagen beruht und zuweilen zu großen Momenten zusammengreift, aber eine unendliche Mannichfaltigkeit der Erscheinungen darbietet.

Beginnen wir mit unserem Vaterlande, wo ja das Papstthum zuerst seine großen Verluste erlitten, und wo auch jetzt der Kampf der beiden Prinzipien vorzüglich ausgefochten wurde.

Vor allem leistete hier die zugleich weltkluge und religionseifrige, mit dem Sinne des modernen Katholicismus durchdrungene Gesellschaft der Jesuiten der römischen Kirche gute Dienste. Vergewöhnlichen wir zunächst deren Wirksamkeit.

Die ersten Jesuitenschulen in Deutschland.

Auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahre 1550 hatte Ferdinand I. seinen Reichsvater, den Bischof Urban von Raibach, bei sich. Es war dies einer von den wenigen Prälaten, die sich in ihrem Glauben nicht hatten erschüttern lassen. Oft bestieg er zu Hause die Kanzel, um das Volk in der Sandessprache zu ermahnen, bei dem Glauben seiner Väter auszuharren, um von dem Einigen Schaffstall und dem Einigen Hirten zu predigen. Damals nun befand sich auch der Jesuit Lejay in Augsburg und erregte durch einige Bekehrungen Aufsehen. Bischof Urban lernte ihn kennen und hörte zuerst durch ihn von den Collegien, welche die Jesuiten an mehreren Universitäten gestiftet. Da in Deutschland die katholische Theologie in so großem Verfall war, gab er seinem Herrn den Rath, in Wien ein ähnliches Collegium einzurichten. Lebhaft ging Ferdinand darauf ein; in dem Schreiben, das er hierüber an Ignatius Loyola richtete, spricht er die Ueberzeugung aus, das einzige Mittel, die fallende Kirchenlehre in Deutschland aufrechtzuerhalten, bestehe darin, daß man dem jüngeren Geschlechte gelehrte und fromme Katholiken zu Lehrern gebe. Leicht waren die Verabredungen getroffen. Im Jahre 1551 langten 13 Jesuiten an, unter ihnen Lejay selbst, denen Ferdinand zubörderst Behausung, Capelle und Pension antwies, bis er sie kurz darauf mit der Universität vereinigte und ihnen sogar die Visitation derselben übertrug.

Bald darnach kamen sie in Cöln empör. Schon befanden sie sich seit ein paar Jahren hier, aber ohne Glück zu machen; man hatte sie sogar genöthigt, getrennt zu leben. Erst im Jahre 1556 verschaffte ihnen jene unter einen protestantischen Regens gerathene Bursa Gelegenheit, eine festere Stellung zu erwerben. Denn da es eine Partei in der Stadt gab, welcher alles daran gelegen war, die Universität katholisch zu erhalten, so fanden endlich die Gönner der Jesuiten mit ihrem Rathe, die Anstalt diesem Orden zu überliefern, Gehör. Es waren der Prior der Carthäuser, der Provincial der Carmeliter und besonders Doctor Johann Gropper, der wohl zuweilen ein Gastmahl veranstaltete, zu dem er die einflußreichsten Bürger

einlud, um bei einem Glase Wein, auf gute alte deutsche Weise, das, was ihm am meisten am Herzen lag, auf die Bahn zu bringen. Zum Glück für die Jesuiten fand sich unter den Mitgliedern des Ordens ein geborner Cölner, Johann Rhetius, aus patricischer Familie, dem die Bursa namentlich anvertraut werden konnte. Aber nicht ohne strenge Beschränkungen geschah dies: es ward den Jesuiten ausdrücklich verboten, in der Bursa ein klösterliches Leben einzuführen, wie es in ihren Collegien üblich war.

Eben damals faßten sie auch in Ingolstadt festen Fuß. Die früheren Versuche waren an dem Widerstande vornehmlich der jüngeren Mitglieder der Universität gescheitert, die sich in dem Privatunterricht, den sie ertheilten, durch keine privilegierte Schule beschränken lassen wollten. In dem Jahre 1556 aber, als sich der Herzog, wie gesagt, zu starken Concessionen zu Gunsten der Protestanten hatte verstehen müssen, schien es den katholisch gesinnten Räten desselben dringend nothwendig, für die Aufrechthaltung des alten Glaubens etwas Nachhaltiges zu thun. Es waren besonders der Canzler Wiguleus Hund, ein Mann, der mit eben so viel Eifer in der Erhaltung wie in der Erforschung der alten kirchlichen Zustände zu Werke ging, und der Geheimschreiber des Herzogs, Heinrich Schwigger. Durch sie wurden die Jesuiten zurückgerufen. Den 7. Juli 1556, am Tage St.-Willibald, zogen ihrer achtzehn in Ingolstadt ein; sie hatten diesen Tag gewählt, weil St.-Willibald als der erste Bischof jener Diöcese angesehen wird. Sie fanden noch immer gar viele Schwierigkeiten in Stadt und Universität; dieselben zu überwinden, gelang ihnen allmählich durch die nämliche Gunst, der sie ihre Berufung verdankten.

Von diesen drei Metropolen nun breiteten sich die Jesuiten nach allen Seiten hin aus: von Wien zunächst über die östreichischen Länder. Ferdinand I. brachte sie bereits im Jahr 1556 nach Prag und gründete ihnen daselbst ein Pädagogium, vorzüglich für die adeliche Jugend. Er schickte selbst keine Pagen dahin, und wenigstens bei dem katholisch gesinnten Theile des böhmischen Adels, den Rosenberg und Lobkowitz, fand der Orden Wohlwollen und Unterstützung. — Einer der bedeutendsten Männer in Ungarn war damals Nicolaus Olahus, Erzbischof von Gran. Sein Name bezeichnet, daß er ein Wlache von Herkunft ist. Sein Vater Stoa hatte ihn in dem Schrecken über die Ermordung eines Wojwoden aus seinem Hause der Kirche gewidmet, und auf das glücklichste war er bei dieser Bestimmung gediehen. Schon unter den letzten einheimischen Königen bekleidete er die wichtige Stelle eines

Geheimsehreibers; seitdem war er im Dienste der östreichischen Partei noch höher gestiegen. Bei dem allgemeinen Verfall des Katholicismus in Ungarn sah er die einzige Hoffnung, ihn zu behaupten, in dem gemeinen Volke, das noch nicht völlig abgefallen war. Nur fehlte es auch hier an katholisch gesinnten Lehrern. Um diese zu bilden, stiftete er im Jahre 1561 ein Collegium der Jesuiten in Tyrnau; er gab ihnen eine Pension aus seinen Einkünften; Kaiser Ferdinand schenkte ein Abtei dazu. Als die Jesuiten ankamen, war eben eine Versammlung des Clerus der Diöces veranstaltet; ihre erste Thätigkeit bestand in dem Versuche, diese ungarischen Priester und Pfarren von den heterodoxen Lehren zurückzubringen, zu denen sie sich hinneigten. — Und schon rief man sie auch nach Mähren. Wilhelm Prussinowski, Bischof von Olmütz, der den Orden während seiner Studien in Italien kennen gelernt, lud sie zu sich ein; ein Spanier, Hurtado Perez, war der erste Rector in Olmütz; sie lernten die Landessprache, fanden sich in die übliche Lebensweise und hatten Erfolg; bald finden wir sie nicht minder in Brünn.

Von Cöln verbreitete sich die Gesellschaft über das gesammte Rheinland. Auch in Trier hatte, wie berührt, der Protestantismus Anhänger gefunden und Gährungen verursacht. Der Erzbischof Johann von Stein beschloß, gegen die Widerspenstigen nur geringe Strafen zu verhängen und den Bewegungen hauptsächlich ein doctrinelles Gegengewicht zu geben; er beschied die beiden Oberhäupter der Cölnener Jesuitenschule zu sich nach Coblenz und stellte ihnen vor, daß er einige Mitglieder ihres Ordens zu haben wünschte, um, wie er sich ausdrückte, „die Heerde, die ihm anvertraut worden, mehr durch Ermahnung und freundliche Unterweisung als durch Waffen und Drohungen in Pflicht zu halten.“ Er wandte sich auch nach Rom, und gar bald war man einverstanden. Von Rom wurden 6 Jesuiten hinübergeschickt; die übrigen kamen von Cöln. Am 3. Februar 1561 eröffneten sie ihr Collegium mit großer Feierlichkeit; für die nächsten Fasten übernahmen sie die Predigten.

Da glaubten auch die beiden geheimen Rätthe des Kurfürsten Daniel von Mainz, Peter Gähler und Simon Bagen, zu erkennen, daß in der Aufnahme der Jesuiten das einzige Mittel liege, der verfallenen Mainzer Universität wiederanzuhelfen. Dem Widerspruch, den ihnen Domherren und Landsassen entgegensetzten, zum Troz, stifteten sie dem Orden ein Collegium in Mainz und eine Vorbereitungsschule in Aßchaffenburg.

Immer höher gelangte die Gesellschaft den Rhein hinaus. Vor-

züglich wünschenswerth schien ihr ein Sitz in Speier, einmal, weil dort in den Aefforen des Kammergerichts so viele ausgezeichneten Männer vereinigt waren, auf die es außerordentlich wichtig gewesen wäre Einfluß zu bekommen, sodann auch, um sich der Heidelberger Universität, welche für die protestantischen Lehrer damals zugleich den größten Ruf genoß, in der Nähe entgegenzusetzen. Allmählich drangen sie ein.

Unverzüglich versuchten sie ihr Glück auch längs des Maines. Obwohl Frankfurt ganz protestantisch war, hofften sie doch, während der Messen daselbst etwas auszurichten. Es konnte dies aber nicht ohne Gefahr geschehen: um sich nicht finden zu lassen, mußten sie alle Nächte die Herbergen wechseln. Desto sicherer und willkommener waren sie in Würzburg. Es ist doch, als hätte die Ermahnung, welche Kaiser Ferdinand bei dem Reichstage von 1559 an die Bischöfe richtete, endlich einmal auch ihre Kräfte zur Erhaltung der katholischen Kirche anzustrengen, auf diesen glänzenden Fortgang des Ordens in den Stiftern viel Einfluß gehabt. Von Würzburg aus durchzogen sie Franken.

Mittlerweile war ihnen auf einer anderen Seite Tirol eröffnet worden. Auf den Wunsch der Töchter des Kaisers siedelten sie sich zu Innsbruck und dann zu Hall in deren Nähe an. In Baiern drangen sie immer weiter vor. In München, wohin sie 1559 gelangten, fanden sie es selbst bequemer als in Ingolstadt: sie erklärten es für das deutsche Rom. Und schon erhob sich unfern von Ingolstadt eine neue große Colonie. Um seine Universität Dillingen auf ihren ursprünglichen Zweck zurückzuführen, entschloß sich der Cardinal Truchseß, alle Lehrer, die noch daselbst docirten, zu verabschieden und die Stiftung völlig den Jesuiten anzuvertrauen. Zwischen deutschen und italienischen Commissaren des Cardinals und des Ordens ward hierüber zu Bogen eine förmliche Abkunft geschlossen. Im Jahre 1563 langten die Jesuiten in Dillingen an und nahmen die Lehrstühle in Besitz. Mit großem Wohlgefallen erzählen sie, wie der Cardinal, der bald darauf von einer Reise zurückkommend einen feierlichen Einzug in Dillingen hielt, sich unter allen denen, die sich zu seinem Empfange aufgestellt hatten, vorzugsweise an die Jesuiten wandte, ihnen die Hand zum Kusse reichte, sie als seine Brüder begrüßte, ihre Zellen selbst untersuchte und mit ihnen speiste. Er beförderte sie nach besten Kräften; bald richtete er ihnen eine Mission in Augsburg ein.

Ein ungemeiner Fortgang der Gesellschaft in so kurzer Zeit. Im Jahre 1551 hatten sie noch keine feste Stätte in Deutschland; im

Jahre 1566 umfaßten sie Baiern und Tirol, Franken und Schwaben, einen großen Theil der Rheinlande, Oestreich; in Ungarn, Böhmen, und Mähren waren sie vorgeedrungen. Schon nahm man ihre Wirkung wahr; im Jahre 1561 versichert der päpstliche Nuntius, daß sie „viele Seelen gewinnen und dem heiligen Stuhl einen großen Dienst leisten.“ Es war der erste nachhaltige antiprottestantische Eindruck, welchen Deutschland empfing.

Vor allem arbeiteten sie auf den Universitäten. Sie hatten den Ehrgeiz, mit dem Rufe der protestantischen zu wetteifern. Die ganze gelehrte Bildung jener Zeit beruhte auf dem Studium der alten Sprachen. Sie trieben dieselben mit frischem Eifer, und in kurzem glaubte man wenigstens hie und da die jesuitischen Lehrer den Restauratoren dieser Studien an die Seite stellen zu dürfen. Auch andere Wissenschaften cultivirten sie: Franz Roster trug zu Köln die Astronomie eben so angenehm wie belehrend vor. Die Hauptsache aber, wie sich versteht, blieben die theologischen Disciplinen. Die Jesuiten lasen mit dem größten Fleiße, auch während der Ferien; sie führten die Disputirübungen wieder ein, ohne welche, wie sie sagten, aller Unterricht todt sei; die Disputationen, welche sie öffentlich anstellten, waren anständig, gestittet, inhaltsreich, die glänzendsten, welche man jemals erlebt hatte. Bald überredete man sich in Ingolstadt, dahin gekommen zu sein, daß sich die Universität, wenigstens im Fache der Theologie, mit jeder anderen deutschen messen könne. Ingolstadt bekam, aber in entgegengesetztem Sinne, eine Wirksamkeit, wie sie Wittenberg und Genf gehabt.

Nicht minderen Fleiß widmeten die Jesuiten der Leitung der lateinischen Schulen. Es war einer der vornehmsten Gesichtspunkte des Rainez, daß man die unteren Grammaticalclassen gut besetzen müsse. Auf den ersten Eindruck, den der Mensch empfangt, komme doch für sein gesamntes Leben das Meiste an. Er suchte, mit richtiger Einsicht, Leute, welche, wenn sie dies beschränktere Lehramt einmal ergriffen hatten, sich demselben ihr ganzes Leben zu widmen gedachten: denn erst mit der Zeit lerne sich ein so schwieriges Geschäft und finde sich die natürliche Autorität ein. Es gelang den Jesuiten hiemit zur Bewunderung. Man fand, daß die Jugend bei ihnen in einem Halbjahre mehr lerne als bei Andern binnen zwei Jahren; selbst Protestanten riefen ihre Kinder von entfernten Gymnasien zurück und übergaben sie den Jesuiten.

Es folgten Armenschule, Kinderlehre, Katechisation. Canisius ver-

faßte seinen Katechismus, der durch wohlzusammenhängende Fragen und blündige Antworten das Bedürfniß der Lernenden befriedigte.

Ganz in jenem devot-phantastischen Sinne nun, der das Institut der Jesuiten von Anfang an so eigen charakterisirte, ward dieser Unterricht ertheilt. Der erste Rector in Wien war ein Spanier, Johann Victoria, ein Mann, welcher einst in Rom seinen Eintritt in die Gesellschaft damit bezeichnete, daß er während der Lustbarkeiten des Carnevals in Saß gekleidet durch den Corso ging, indem er sich immer geißelte, so lange, bis ihm das Blut auf allen Seiten herunterströmte. Bald unterschieden sich auch in Wien die Kinder, welche die Schulen der Jesuiten besuchten, dadurch, daß sie an den Fasttagen die verbotenen Speisen standhaft verschmähten, von denen ihre Eltern ohne Scrupel genossen. In Köln ward es wieder eine Ehre, den Rosenkranz zu tragen. In Trier begann man Reliquien zu verehren, mit denen sich seit vielen Jahren kein Mensch mehr hervorgewagt hatte. Schon im Jahre 1560 pilgerte die ingolstädtische Jugend aus der jesuitischen Schule paarweise nach Eichstädt, um bei der Firmelung „mit dem Thau“ gestärkt zu werden, „der aus dem Grabe der heiligen Walpurgis träufele.“ Eine Gesinnung, die, in den Schulen gegründet, durch Predigt und Beichte über die gesammte Bevölkerung ausgebreitet wurde.

Es ist dies ein Fall, wie er vielleicht in der Weltgeschichte niemals wieder auf eine ähnliche Weise vorgekommen ist.

Wenn eine neue geistige Bewegung die Menschen ergriffen hat, ist es immer durch großartige Persönlichkeiten, durch die hinreißende Gewalt neuer Ideen geschehen. Hier ward die Wirkung vollbracht ohne große geistige Production. Die Jesuiten mochten gelehrt und auf ihre Art fromm sein; aber Niemand wird sagen, daß ihre Wissenschaft auf einem freien Schwunge des Geistes beruhe, daß ihre Frömmigkeit von der Tiefe und Ingenuität eines einfachen Gemüthes ausgegangen sei. Sie sind gelehrt genug, um Ruf zu haben, Zutrauen zu erwecken, Schüler zu bilden und festzuhalten; weiter streben sie nicht. Ihre Frömmigkeit hält sie nicht allein von sittlichem Tadel frei; sie ist positiv auffallend und um so unzweifelhafter; dies ist ihnen genug. In freien, unbefchränkten, unbetretenen Bahnen bewegt sich weder ihre Pietät noch ihre Lehre. Doch hat sie etwas, was sie vorzugsweise unterscheidet: strenge Methode. Es ist alles berechnet; denn es hat alles seinen Zweck. Eine solche Vereinigung von hinreichender Wissenschaft und unermüdblichem Eifer, von Studien und Ueberredung, Pomp und Casteiung, von Ausbreitung über die Welt

und Einheit der leitenden Gesichtspunkte ist auch weder früher noch später vorhanden gewesen. Sie waren fleißig und phantastisch, weltflug und voll Enthusiasmus; anständige Leute, denen man sich gern näherte; ohne persönliches Interesse: einer beförderte den andern. Kein Wunder, wenn es ihnen gelang.

Wir Deutschen müssen daran noch eine besondere Betrachtung knüpfen. Wie gesagt, unter uns war die päpstliche Theologie so gut wie untergegangen. Die Jesuiten erschienen, um sie herzustellen. Wer waren die Jesuiten, als sie bei uns anlangten? Es waren Spanier, Italiener, Niederländer; lange Zeit kannte man den Namen ihres Ordens nicht: man nannte sie spanische Priester. Sie nahmen die Katheder ein und fanden Schüler, die sich ihren Doctrinen angeschlossen. Von den Deutschen haben sie nichts empfangen; ihre Lehre und Verfassung waren vollendet, ehe sie bei uns erschienen. Wir dürfen den Fortgang ihres Institutes bei uns im Allgemeinen als eine neue Einwirkung des romanischen Europa auf das germanische betrachten. Auf deutschem Boden, in unserer Heimath besiegten sie uns und entrißen uns einen Theil unseres Vaterlandes. Ohne Zweifel kam dies auch daher, daß die deutschen Theologen sich weder unter sich selbst verständigt hatten, noch großgeinnt genug waren, um die minder wesentlichen Widersprüche an einander zu dulden. Die Extreme der Meinungen waren ergrißen worden; man beheldete sich mit rücksichtsloser Wildheit, so daß man die noch nicht vollkommen Ueberzeugten irremachte und damit diesen Fremdlingen den Weg bahnte, welche mit einer klug angelegten, bis in das Einzelste ausgebildeten, keinen Zweifel übrig lassenden Doctrin nun auch ihrerseits die Gemüther bezwangen.

Anfang der Gegenreformationen in Deutschland.

Bei alle dem liegt doch auch am Tage, daß es den Jesuiten nicht so leicht hätte gelingen können ohne die Hülfe des weltlichen Armes, ohne die Gunst der Fürsten des Reiches.

Denn wie mit den theologischen, so war es mit den politischen Fragen gegangen: zu einer Maßregel, durch welche die ihrem Wesen nach hierarchische Reichsverfassung mit den neuen Verhältnissen der Religion in Einklang gekommen wäre, hatte man es nicht gebracht. Die Summe des Religionsfriedens, wie man ihn gleich anfangs verstand und nachher auslegte, war eine neue Erweiterung der Landes-

hoheit. Die Landschaften bekamen auch in Hinsicht der Religion einen hohen Grad von Autonomie. Auf die Ueberzeugung des Fürsten, auf das Einverständnis desselben mit seinen Landständen kam es seitdem allein an, welche kirchliche Stellung ein Land einnehmen sollte.

Es war dies eine Bestimmung, welche zum Vortheil des Protestantismus erfunden zu sein schien, die aber eigentlich nur dem Katholicismus förderlich geworden ist. Jener war schon gegründet, als sie zu Stande kam; dieser stellte sich erst her, indem er sich darauf stützte.

Zuerst geschah dies in Baiern; und es ist wegen der unermesslichen Wirkung, die daher entsprungen ist, einer besonderen Bemerkung werth, wie es geschah.

Auf den bayerischen Landtagen finden wir seit geraumer Zeit Fürsten und Stände in Streitigkeiten. Der Herzog ist in steter Geldverlegenheit, von Schulden gedrückt, zu neuen Ausgaben veranlaßt und immer genöthigt, die Beihülfe seiner Landstände in Anspruch zu nehmen. Diese fordern dagegen Zugeständnisse hauptsächlich religiöser Art. Es schien sich in Baiern ein ähnliches Verhältniß bilden zu müssen, wie es in Oestreich lange Zeit herrschte, einer gesetzlichen, auf Religion und Privilegien zugleich gegründeten Opposition der Stände gegen den Landesherrn, wenn dieser anders nicht am Ende selbst zum Protestantismus übertrat.

Ohne Zweifel war es diese Lage der Dinge, durch welche, wie berührt, die Berufung der Jesuiten hauptsächlich veranlaßt wurde. Wohl mag es sein, daß ihre Lehren bei Herzog Albrecht V persönlich Eindruck machten; er hat später einmal erklärt: was er von dem Gelehe Gottes verstehe, habe er von Hoffäus und Canisius, beides Jesuiten, erlernt. Es kam aber auch noch eine andere Einwirkung hinzu. Pius IV machte den Herzog nicht allein aufmerksam, daß ihm jedes religiöse Zugeständniß den Gehorsam seiner Unterthanen schmälern werde, was bei der Lage des deutschen Fürstenthums nicht wohl zu leugnen stand; er gab seiner Ermahnung auch durch Gnadenbezeigungen Nachdruck: er überließ ihm einen Zehnten von den Gütern seiner Geistlichkeit. Indem er ihn hiedurch von den Bewilligungen der Stände unabhängiger machte, zeigte er ihm zugleich, welchen Vortheil er von der Verbindung mit der römischen Kirche zu erwarten habe.

Es kam dann hauptsächlich darauf an, ob der Herzog die schon

begründete religiöse Opposition seiner Landstände wieder zu beseitigen vermögen würde.

Auf einem Landtage zu Ingolstadt im Jahre 1563 ging er an dies Werk. Die Prälaten waren schon an sich geneigt; zunächst bearbeitete er die Städte. Sei es nun, daß die Lehren des wieder-auflebenden Katholicismus, die Thätigkeit der allenthalben eindringenden Jesuiten auch auf die Städte, besonders die leitenden Mitglieder ihrer Versammlung Einfluß gewonnen hatten, oder daß andere Rücksichten eintraten, genug, die Städte ließen von den Forderungen neuer religiöser Zugeständnisse, die sie bisher immer eifrig betrieben, diesmal ab und schritten zu ihren Bewilligungen, ohne auf neue Freiheiten zu dringen. Hierauf war nur noch der Adel übrig. Mißmuthig, ja erbittert verließ er den Landtag; man zeichnete dem Herzog die drohenden Reden auf, welche ein und der andere Edelmann hatte fallen lassen; endlich entschloß sich der vornehmste von allen, der Graf von Ortenburg, der für seine Grafschaft eine ihm streitig gemachte Reichsummittelbarkeit in Anspruch nahm, in diesem Gebiet ohne weiteres das evangelische Bekenntniß einzuführen. Aber eben damit bekam der Herzog die besten Waffen in die Hände. Besonders, als er auf einem der Schlösser, die er einnahm, eine Correspondenz zwischen den bairischen Herren fand, die starke Anzughigkeiten enthielt, in der man ihn als einen verstockten Pharaon, seinen Rath als einen Blutrath über die armen Christen bezeichnete, und in der noch andere Ausdrücke vorkamen, die man auf eine Verschwörung deuten zu können glaubte, erhielt er einen Anlaß, alle Mitglieder des Adels, die ihm entgegen waren, zur Verantwortung zu ziehen. Die Strafe, die er über dieselben verhängte, kann man nicht streng nennen; aber sie führte ihn zum Zwecke: er schloß die Betheiligten von den bairischen Landtagen aus. Da sie hier noch die einzige Opposition ausmachten, welche übrig geblieben, so ward er dadurch völlig Meister über seine Stände, bei denen seitdem niemals wieder von der Religion die Rede gewesen ist.

Wie wichtig dies war, zeigte sich auf der Stelle. Seit geraumer Zeit hatte Herzog Albrecht bei Papst und Concilium mit viel Eifer auf die Erlaubniß des Laienkelches gedrungen: das ganze Geschick seines Landes schien er daran zu knüpfen; endlich im April 1564 erhielt er sie; wer sollte es glauben? jetzt machte er sie nicht einmal bekannt. Die Umstände waren verändert; eine von dem strengen Katholicismus abweichende Vergünstigung schien ihm jetzt eher schäd-

lich als nützlich; einige niederbairischen Gemeinden, welche das frühere Verlangen stürmisch wiederholten, verwies er mit Gewalt zur Ruhe.

In kurzem gab es keinen entschiedener katholischen Fürsten in Deutschland, als Herzog Albrecht war. Auf das ernstlichste ging er daran, auch sein Land wieder völlig katholisch zu machen.

Die Professoren zu Ingolstadt mußten das Glaubensbekenntniß unterschreiben, welches im Gefolge des tridentischen Conciliums bekannt gemacht worden war. Alle herzoglichen Beamten mußten sich durch einen Eid zu einer unzweifelhaft katholischen Confession verpflichten. Weigerte sich einer, so ward er entlassen. Auch an den gemeinen Leuten duldete Herzog Albrecht den Protestantismus nicht. Zuerst in Niederbaiern, wohin er einige Jesuiten zur Befehrung der Einwohner gesendet hatte, mußten nicht allein die Prediger, sondern Alle und Jede, die sich zu dem evangelischen Bekenntnisse hielten, ihre Habe verkaufen und das Land räumen. So ward darauf allenthalben verfahren. Es wäre keinem Magistrat zu rathen gewesen, Protestanten zu dulden; er hätte sich selbst dadurch die härteste Strafe zugezogen.

Es kamen aber mit dieser Erneuerung des Katholicismus alle modernen Formen desselben aus Italien nach Deutschland herüber. Man machte einen Index verbotener Bücher; aus den Bibliotheken wurden sie ausgemerzt, haufenweise verbrannt; dagegegen begünstigte man die streng katholischen; der Herzog ließ es an Aufmunterungen der Autoren in diesem Sinne nicht fehlen; die Heiligengeschichte des Surius ließ er auf seine Kosten ins Deutsche übersetzen und in Druck geben; — die größte Devotion ward den Reliquien gewidmet: der heilige Benno, von dem man in einem anderen deutschen Lande, in Meissen, nichts mehr wissen wollte, ward feierlich zum Schutzpatron von Baiern erklärt; — Baukunst und Musik kamen zuerst in München in dem Geschmac der restaurirten Kirche auf; — vor allem wurden die jesuitischen Institute befördert, durch welche die Erziehung des heranwachsenden Geschlechtes in diesem Sinne vollbracht wurde.

Auch konnten die Jesuiten nicht Worte genug finden, den Herzog dafür zu rühmen, einen zweiten Josias, wie sie sagten, einen neuen Theodosius.

Nur Eine Frage bleibt hiebei übrig.

Je wichtiger die Erweiterung der Landeshoheit ist, die den protestantischen Fürsten durch die Einwirkung auf die Religion, welche sie an sich brachten, zuwuchs, um so auffallender wäre es, wenn die

katholischen Landesherren durch die erneuerte Autorität der kirchlichen Gewalten sich beschränkt hätten.

Allein auch dafür war gesorgt. Die Päpste sahen wohl, daß es ihnen zunächst nur durch die Fürsten gelingen könne, ihre verfallende Gewalt zu erhalten oder die gefallene zu erneuern; sie machten sich hierüber keine Illusion; sie ließen es ihre ganze Politik sein, sich mit den Fürsten zu verbinden.

In der Instruction, welche Gregor gleich dem ersten Nuntius, den er nach Baiern sandte, ertheilt hat, wird dies ohne allen Umschweif gesagt: „der sehnlichste Wunsch Sr. Heiligkeit sei es, die verfallene kirchliche Zucht wiederherzustellen; aber zugleich sehe er ein, daß er sich zur Erreichung eines so wichtigen Zweckes mit den Fürsten vereinigen müsse; durch ihre Frömmigkeit sei die Religion erhalten worden; einzig mit ihrer Hilfe lasse sich Kirchenzucht und Sitte wiederherstellen“. Und so überträgt der Papst dem Herzog die Befugniß, die säumigen Bischöfe anzutreiben, die Beschlüsse einer Synode — sie war in Salzburg gehalten worden — in Ausführung zu bringen, den Bischof zu Regensburg und sein Capitel zur Errichtung eines Seminars anzuhalten; genug, eine Art von geistlicher Oberaufsicht überträgt er ihm; er geht mit ihm zu Rathe, ob es nicht gut sei, Seminare von Klostergeistlichen zu errichten, wie es Seminare von Weltgeistlichen gebe. Sehr gern läßt sich der Herzog darauf ein. Nur fordert er, daß nun auch die Bischöfe nicht den fürstlichen Rechten, weder den hergebrachten noch auch den neuertheilten, zu nahe treten, daß der Clerus von seinen Oberen in Zucht und Ordnung gehalten werden möge. Es finden sich Edicte, in denen der Fürst die Klöster als Kammergut betrachtet und einer weltlichen Verwaltung unterwirft.

Wenn das protestantische Fürstenthum im Laufe der Reformation kirchliche Attribute an sich gebracht hatte, so gelang nunmehr das Nämlche auch dem katholischen. Was dort im Gegensatz gegen das Papstthum, geschah hier in Vereinigung mit demselben. Setzten die protestantischen Fürsten ihre nachgeborenen Söhne als postulierte Administratoren in die benachbarten evangelischen Stifter, so gelangten in den katholisch gebliebenen die Söhne der katholischen Fürsten unmittelbar zur bischöflichen Würde. Von allem Anfang hatte Gregor dem Herzog Albrecht versprochen, nichts zu versäumen, was zu seinem oder seiner Söhne Bestem sein dürfte; in kurzem sehen wir zwei dieser Söhne im Besitze der stattlichsten Pfründen; der eine von ihnen steigt allmählich zu den höchsten Würden des Reiches.

Allein auch überdies bekam Baiern durch die Stellung, die es annahm, an und für sich eine hohe Bedeutung. Es verfolgte ein großes Prinzip, das eben zu neuer Macht emporkam. Die minder mächtigen deutschen Fürsten dieser Gesinnung sahen in Baiern eine Zeitlang ihr Oberhaupt.

Denn soweit nur die Macht des Herzogs reichte, beehrte er sich, die katholische Lehre herzustellen. Kaum war ihm die Grafschaft Haag angefallen, so ließ er die Protestanten, welche der letzte Graf daselbst geduldet, verjagen und Aituz und Glauben des Katholicismus wiedereinführen. In der Schlacht bei Moncontour war Markgraf Philibert von Baden-Baden geblieben. Der Sohn desselben, Philipp, erst zehn Jahre alt, ward in München unter der Vormundschaft Albrechts, wie sich versteht, im katholischen Glauben erzogen. Doch wartete der Herzog nicht ab, was der junge Markgraf thun werde, wenn er selbst zur Regierung gekommen; auf der Stelle schickte er seinen Landhofmeister Grafen Schwarzenberg und den Jesuiten Georg Schorich, die schon bei den Bekehrungen in Niederbaiern mit einander gearbeitet hatten, in das badensche Gebiet, um es durch dieselben Mittel katholisch zu machen. Zwar brachten die protestantischen Einwohner kaiserliche Befehle hiegegen aus; aber man achtete nicht darauf: die Bevollmächtigten fuhrn fort, wie sich der Geschichtschreiber der Jesuiten mit Wohlgefallen ausdrückt, „der einfältigen Menge Ohr und Gemüth für die himmlische Lehre freizumachen.“ Das ist: sie entfernten die protestantischen Prediger, nöthigten die Mönche, welche nicht ganz orthodox geblieben waren, die abweichenden Lehren abzuschwören, besetzten hohe und niedere Schulen mit katholischen Lehrmeistern und verwiesen die Laien, welche sich nicht fügen wollten. Binnen zwei Jahren, 1570, 1571, war das ganze Land wieder katholisch gemacht.

Während dies in den weltlichen Gebieten geschah, erhob sich, mit einer noch unermüdlicheren Nothwendigkeit, eine ähnliche Bewegung auch in den geistlichen.

Einmal waren die geistlichen deutschen Fürsten doch eben vor allem Bischöfe, und die Päpste versäumten keinen Augenblick, die verstärkte Gewalt über das Bisthum, die ihnen aus den tridentinischen Anordnungen entsprang, auch in Deutschland geltend zu machen.

Zuerst ward Canisius mit den Exemplaren der Schlüsse des Conciliums an die verschiedenen geistlichen Höfe gesandt. Er überbrachte sie nach Mainz, Trier, Köln, Osnabrück und Würzburg. Die officielle Ehrerbietung, mit welcher er empfangen wurde, belebte

er mit gewandter Thätigkeit. Dann kam die Sache auf dem Augsburger Reichstage von 1566 zur Sprache.

Papst Pius V hatte gefürchtet, der Protestantismus werde hier neue Forderungen machen, neue Zugeständnisse erhalten; schon hatte er seinen Nuntius angewiesen, im dringenden Falle mit einer Protestation hervorzutreten, welche Kaiser und Fürsten mit einer Beraubung aller ihrer Rechte bedrohen sollte; ja, er glaubte bereits, der Augenblick dazu sei gekommen. Der Nuntius, der die Sache in der Nähe sah, hielt dies nicht für gerathen. Er sah, daß man nichts mehr zu fürchten brauchte. Die Protestanten waren entzweit; die Katholiken hielten zusammen. Oft versammelten sie sich bei dem Nuntius, um über gemeinschaftliche Maßregeln zu berathschlagen; Canisius, unbescholten, höchst rechtgläubig und klug, hatte einen großen Einfluß auf die Personen; es war an keine Concession zu denken; vielmehr ist dieser Reichstag der erste, in welchem die katholischen Fürsten einen erfolgreichen Widerstand entwickelten. Die Ermahnungen des Papstes fanden Gehör: in einer abgefonderten Versammlung der geistlichen Fürsten wurden die tridentinischen Schlüsse vorläufig angenommen.

Von diesem Augenblick beginnt ein neues Leben in der katholischen Kirche in Deutschland. Nach und nach wurden diese Beschlüsse in Provinzialsynoden publicirt; Seminare wurden bei den bischöflichen Sitzen eingerichtet; der erste, der dieser Anordnung Folge leistete, war, soviel ich finde, der Bischof von Eichstädt, der das Collegium Willibaldinum gründete; die Professio fidei wurde von Hohen und Niederen unterzeichnet. Höchst wichtig ist, daß dies auch auf den Universitäten geschehen mußte. Es war eine Anordnung, welche von Sainez vorgeschlagen, von dem Papst gebilligt worden, und die nun in Deutschland hauptsächlich durch den Eifer des Canisius ins Werk gesetzt ward. Nicht allein sollten keine Anstellungen, es sollten selbst keine Grade, auch nicht in der medicinischen Facultät, ohne die Unterschrift der Professio erteilt werden. Die erste Universität, wo man dies einführte, war, soviel ich finde, Dillingen; allmählich folgten die anderen. Es begannen die strengsten Kirchenvisitationen. Die Bischöfe, die bisher sehr nachsichtig gewesen waren, zeigten Eifer und Devotion.

Ohne Zweifel einer der eifrigsten unter ihnen war Jacob von Elz, vom Jahre 1567 bis zum Jahre 1581 Kurfürst von Trier. Er war noch in der alten Bwener Disciplin erzogen; von jeher widmete er dem Katholicismus auch literarische Bemühungen; er selbst

hat ein Martyrologium zusammengetragen und Gebete für die Horen verfaßt; an der Einführung der Jesuiten in Trier nahm er schon unter seinem Vorgänger den größten Antheil. Eben diesen übertrug er nun, als er selbst zur Regierung gekommen war, die Visitation seines Sprengels. Selbst die Schulmeister mußten die Professio fidei unterschreiben. Unter den Geistlichen ward nach dem methodischen Geist der Jesuiten eine strenge Zucht und Unterordnung eingeführt; jeden Monat mußte der Pfarrer an den Decan, am Schluß des Vierteljahres der Decan an den Erzbischof berichten; die Widerstrebenden wurden ohne weiteres entfernt. Ein Theil der Tridentiner Anordnungen ward für die Diöcesen gedruckt und zu Jedermanns Nachachtung bekannt gemacht; um alle Verschiedenheiten des Ritus zu heben, ward eine neue Agende publicirt. Das geistliche Gericht empfing besonders durch Bartholomäus Bodeghem von Delft eine neue strenge Einrichtung. Das vornehmste Vergnügen des Erzbischofs schien es auszumachen, wenn sich Jemand finden ließ, der von dem Protestantismus wieder abtrünnig wurde. Einen solchen versehlte er niemals selber einzusegnen.

Zu dieser Pflicht des Amtes aber, dem Verhältniß gegen Rom, kamen nun auch Beweggründe anderer Art. Die geistlichen Fürsten hatten die Beweggründe der weltlichen, ihre Landschaften zu ihrer Religion zurückzubringen, eben so gut wie diese, ja vielleicht in noch höherem Grade, da eine zum Protestantismus neigende Bevölkerung ihnen um ihres priesterlichen Charakters willen eine um so stärkere Opposition machen mußte.

Zuerst begegnet uns dieser wichtige Moment der deutschen Geschichte eben in Trier. Auch die Erzbischöfe von Trier waren, wie andere geistlichen Herren, mit ihrer Hauptstadt von jeher in Streitigkeiten. In dem sechszehnten Jahrhundert gesellte sich ein protestantisches Element hinzu; besonders dem geistlichen Gerichte setzte man hartnäckigen Widerstand entgegen. Jacob von Elz fand sich endlich veranlaßt, die Stadt förmlich zu belagern. Er blieb Meister mit den Waffen; dann brachte er ein Urtheil des Kaisers aus, das ihm günstig war. Hierauf nöthigte er die Bürger zu weltlichem und geistlichem Gehorsam.

Und noch etwas anderes that er, was eine allgemeine Wirkung nach sich zog. Im Jahre 1572 schloß er die Protestanten unwiderwillig von seinem Hofe aus. Namentlich für den Landesadel, der für sein Fortkommen auf den Hof angewiesen war, hatte dies große Bedeutung. Alle Aussichten für die Zukunft wurden ihm abgeschnitten;

und gar mancher mag hiedurch zum Rücktritt zu der alten Religion veranlaßt worden sein.

Auch der Nachbar von Trier, Daniel Brendel, Kurfürst von Mainz, war sehr gut katholisch. Wider den allgemeinen Rath seiner Umgebung stellte er die Trohnleihnamsproceßion wieder her und fungirte selbst dabei; nie hätte er seine Vesper veräußert; — von den Sachen, welche einliefen, ließ er sich immer zuerst die geistlichen vortragen; unter seinen geheimen Rätthen zeigte er sich denen am gewogensten, die am eifrigsten katholisch waren; — die Jesuiten preisen die Gunst, die sie von ihm erfahren; auch nach dem Collegium Germanicum zu Rom schickte er einige Zöglinge. Aber so weit zu gehen, wie Jacob von Elz, fühlte er sich nicht bewogen. Nicht ohne eine gewisse Ironie ist sein Religionseifer. Als er die Jesuiten einführte, machten ihm viele von seinen Landsassen Vorstellungen dagegen: „wie“, sagte er, „ihr duldet mich, der ich meine Pflicht doch nicht gehörig thue, und wollt Leute nicht dulden, welche ihre Pflicht so gut erfüllen?“ Man hat uns nicht überliefert, was er den Jesuiten geantwortet haben mag, wenn sie nun auf die völlige Ausrottung des Protestantismus in dem Lande drangen. Wenigstens litt er Lutheraner und Calvinisten fortwährend in der Stadt und am Hofe; in einigen Ortschaften duldete er selbst den evangelischen Ritus, wahrscheinlich jedoch nur deshalb, weil er sich nicht stark genug fühlte, ihn zu erdrücken. In einem entfernteren Theile seines Gebietes, wo ihn keine so mächtigen und kriegslustigen Nachbarn bedrohten, wie die Pfalzgrafen am Rhein, that auch er entscheidende Schritte. Die Herstellung des Katholicismus auf dem Eichsfeld ist sein Werk. Durch die Gunst des Adels hatte sich auch hier der Protestantismus festgesetzt; selbst in Heiligenstadt, unter den Augen des Stiftes, welches das Patronat aller Kirchen besaß, war er gleichwohl eingedrungen: es gab einen Lutherischen Prediger daselbst; die Communion ward unter beiden Gestalten ausgetheilt; einstmals haben nur noch zwölf angesehene Bürger zu Ostern das Abendmahl nach katholischem Gebrauch genommen. Eben in dieser Zeit — im Jahre 1574 — erschien der Erzbischof persönlich auf dem Eichsfeld, von zwei Jesuiten begleitet, um eine Kirchenvisitation zu halten. Zu äußersten Gewaltthaten schritt er nicht; doch wandte er Mittel an, welche wirksam waren. In Heiligenstadt entfernte er den protestantischen Prediger und stiftete dafür ein Collegium von Jesuiten. Er verwies Niemanden aus dem Rathe; aber durch einen kleinen Zusatz zu dem Rathseide, kraft dessen sich jeder Rathsherr verpflichtete, Sr. Kurfürstlichen

Gnaden in geistlichen und weltlichen Sachen zu gehorsamen, verhin- derte er den Eintritt von Protestanten für die Zukunft. Die Hauptsache war dann, daß er einen entschieden katholischen Oberamtmann aufstellte, Leopold von Stralendorf, der sich nicht scheute, den mildereren Maßregeln des Herrn aus eigener Macht streng nachfolgen zu lassen, und in einer folgerechten Verwaltung von 26 Jahren die katholische Lehre in Stadt und Land wieder zu der herrschenden machte. Ohne auf den Widerspruch des Adels Rücksicht zu nehmen, verjagte er die protestantischen Prediger auch auf dem Lande und setzte die Zöglinge der neuen Jesuitenschule an ihre Stelle.

Schon hatte in jenen Gegenden ein anderer geistlicher Fürst das Beispiel hiezu gegeben.

In dem Stifte Fulda war die evangelische Religionsübung bereits von sechs Lebten gebuldet worden, und auch der junge Abt Balthasar von Dernbach, genannt Cravel, versprach bei seiner Wahl, im Jahre 1570, es dabei zu lassen. Allein sei es, daß die Gunst, die ihm der päpstliche Hof zu Theil werden ließ, seinen Ehrgeiz entflamnte, oder daß er in der Herstellung des Katholicismus die Mittel sah, seine allerdings unbedeutende Macht zu vermehren, oder daß wirklich eine tiefere Sinnesänderung in ihm stattfand, allmählich zeigte er sich dem Protestantismus nicht allein abgeneigt, sondern feindselig. Zuerst berief er die Jesuiten. Er kannte keinen, er hatte nie ein Collegium gesehen; nur der allgemeine Ruf, die Schilderung, die ihm ein paar Schüler des Collegiums von Trier machten, und vielleicht die Empfehlungen Daniel Brendels bestimmten ihn. Mit Vergnügen kamen die Ordensmänner; Mainz und Trier stifteten hier eine gemeinschaftliche Colonie: der Abt baute ihnen Haus und Schule und wies ihnen eine Pension an; er selbst, denn noch war er sehr unwissend, nahm bei ihnen Unterricht.

Zunächst mit seinem Capitel, das in Dingen dieser Art ein Wort mitzusprechen hatte und diese Berufung keinesweges billigte, gerieth der Abt hiedurch in ein schlechtes Verhältniß; bald aber griff er auch die Stadt an. Er bekam dazu die erwünschteste Gelegenheit.

Der Pfarrer von Fulda, der bisher die evangelische Lehre gepredigt, trat zu dem Katholicismus zurück und fing wieder an, die Taufe lateinisch zu vollziehen, das Abendmahl nur unter Einer Gestalt zu reichen. Die Bürgerschaft, des evangelischen Ritus längst gewohnt, wollte sich dies nicht so gutwillig gefallen lassen und forderte die Entfernung dieses Pfarrers. Sie fand, wie man denken kann, kein Gehör. Nicht allein ward in der Hauptkirche der katholische

Ritus streng ausgeübt; auch aus den Nebenkirchen wurden die evangelischen Prediger nach und nach verwiesen und Jesuiten eingesetzt. Schon vertauschte der Abt seine protestantischen Räte und Beamten mit katholischen.

Es war vergebens, daß der Adel hiegegen Vorstellungen machte; gleichsam verwundert entgegnete Abt Balthasar: er hoffe, man werde ihm nicht Maß geben wollen, wie er die ihm von Gott befohlene Landschaft zu regieren habe. Einige mächtigen Reichsfürsten ordneten eine Gesandtschaft an ihn ab, um ihn zur Einstellung seiner Neuerungen, zur Entfernung der Jesuiten zu bewegen; aber er blieb unerschütterlich. Vielmehr bedrohte er bereits auch die Ritterschaft. Sie nahm eine Art von Reichsunmittelbarkeit in Anspruch, welche sehr beschränkt worden wäre, wenn der geistliche Oberherr religiösen Gehorsam hätte erzwingen dürfen.

Und so erhob sich der Katholicismus, der bereits besiegt scheinen konnte, mit verjüngter Kraft in Deutschland. Die mannichfaltigsten Motive trugen dazu bei: der Religion und der Lehre, die wieder um sich griff, der durch die Beschlüsse von Trident erneuerten kirchlichen Unterordnung, vornehmlich auch Beweggründe der inneren Politik; es lag am Tage, wie viel mächtiger ein Fürst wurde, wenn die Unterthanen seinem Glauben folgten. Zwar hatte die kirchliche Restauration erst einzelne Punkte eingenommen; aber sie boten eine unermessliche Aussicht dar. Namentlich mußte es von der größten Wichtigkeit werden, daß sich dem Verfahren der geistlichen Fürsten kein nachdrücklicher Widerspruch entgegensetzte. Bei dem Religionsfrieden hatte man die protestantischen Gemeinden in den geistlichen Gebieten durch eine besondere kaiserliche Declaration zu sichern gesucht; die geistlichen Fürsten leugneten jetzt, von dieser Declaration zu wissen; auf keinen Fall kümmerten sie sich darum. Die kaiserliche Macht war nicht stark, nicht entschlossen genug, um eine durchgreifende Entscheidung hiegegen zu fassen, geschweige denn geltend zu machen. In den Reichsversammlungen selbst war nicht Energie und Einheit genug, um darüber zu halten; — die größten Veränderungen geschahen ohne alles Geräusch, ohne daß man sie recht bemerkte, ohne daß man sie auch nur in den Geschichtsbüchern aufzeichnete, gleich als könnte es nicht anders sein.

Gewalthätigkeiten in den Niederlanden und in Frankreich.

Während nun die katholischen Bestrebungen in Deutschland so mächtig vordrangen, erhoben sie sich auch in den Niederlanden und in Frankreich, wiewohl auf eine sehr abweichende Art.

Der Grundunterschied ist, daß es in diesen Ländern starke centrale Gewalten gab, welche an jeder Bewegung selbstthätigen Antheil nahmen, die religiösen Unternehmungen leiteten und von dem Widerstand unmittelbar berührt wurden.

Die Verhältnisse haben deshalb eine größere Einheit, die Unternehmungen mehr Zusammenhang und Nachdruck.

Man weiß, wie mancherlei Maßregeln Philipp II im Anfange seiner Regierung in den Niederlanden zur Einführung eines vollkommenen Gehorsams ergriff; von einer nach der anderen mußte er absteigen; nur an denen hielt er mit unerbittlicher Strenge fest, die zur Behauptung des Katholicismus, der geistlichen Einheit dienen sollten.

Durch die Errichtung neuer Erzbisthümer und Bisthümer veränderte er die geistliche Verfassung des Landes vollkommen; keinen Widerspruch ließ er sich darin stören, keine Berufung auf Rechte, die er allerdings dadurch verletzete.

Diese Bisthümer bekamen aber eine doppelte Bedeutung, seitdem das tridentinische Concilium die Kirchendisziplin so ausnehmend geschärft hatte. Nach kurzem Bedenken nahm Philip II die Decrete des Conciliums an und ließ sie auch in den Niederlanden verkündigen. Das Leben, das bisher Mittel gefunden, sich ohne großen Zwang zu bewegen, sollte unter scharfer Aufsicht genommen und auf das strengste einer Form unterworfen werden, der es eben sich zu entziehen im Begriff stand.

Dazu kamen nun die Strafbefehle, deren in den Niederlanden schon unter der vorigen Regierung so viele gegeben worden, der Eifer der Inquisitoren, den das neue römische Tribunal von Tag zu Tage mehr anspornete.

Die Niederländer unterließen nichts, um den König zu einer Milde der Strenge zu bewegen, und zuweilen schien es wohl, als sei er dazu geneigt; Graf Egmont glaubte bei seiner Anwesenheit in Spanien Zusicherungen davon empfangen zu haben. Jedoch es war schon an sich schwer zu erwarten. Wir berührten, wie sehr die Herrschaft Philipps II allenthalben auf einem geistlichen Moment

beruhte: hätte er den Niederländern Concessionen gemacht, so würde man deren auch in Spanien gefordert haben, wo er sie niemals gewähren konnte. Es lag auch über ihm — verkennen wir es nicht — eine zwingende Nothwendigkeit. Aber außerdem waren dies die Zeiten, in welchen die Erhebung und die ersten Handlungen Pius' V in der ganzen katholischen Christenheit einen neuen Eifer hervorbrachten; auch Philipp II fühlte eine ungewohnte Hingebung für diesen Papst und ließ seinen Ermahnungen ein offenes Ohr; eben schlug man den Anfall der Türken von Malta ab, und die Devoten, die Feinde der Niederländer, mögen, wie der Prinz von Oranien vermuthet, den Eindruck des Sieges benützt haben, um den König zu einem heftigen Entschluß zu bringen. Genug, gegen Ende 1565 erfolgte ein Edict, das alle vorhergegangenen an Strenge übertraf.

Die Strafbefehle, die Schlüsse des Conciliums und der seitdem gehaltenen Provinzialsynoden sollten unverbrüchlich gehandhabt, allein von den Inquisitoren das Erkenntniß über geistliche Vergehen ausgeübt werden. Alle Behörden wurden angewiesen, dazu Beistand zu leisten. In jeder Provinz sollte ein Commissar über die Ausführung dieser Anordnung wachen und darüber von drei zu drei Monaten Bericht erstatten.

Es liegt am Tage, daß hiedurch eine geistliche Regierung eingeführt werden mußte, wenn nicht ganz wie in Spanien, doch gewiß wie in Italien.

Hierüber erfolgte nun anfangs, daß sich das Volk bewaffnete, der Bildersturm ausbrach, das ganze Land in Feuer und Flamme gerieth; es kam ein Augenblick, wo die Staatsgewalt sogar zur Nachgiebigkeit genöthigt wurde; — aber, wie es zu geschehen pflegt, die Gewaltthaten zerstörten ihren eigenen Zweck; die gemäßigten und ruhigen Einwohner wurden dadurch erschreckt und der Regierung Hülfe zu leisten bewogen; die Oberstatthalterin behielt den Sieg; nachdem sie die rebellischen Ortschaften eingenommen, durfte sie bereits wagen, den Beamten, ja den Lehnsleuten des Königs überhaupt, einen Eid vorzulegen, durch den sie sich zur Erhaltung des katholischen Glaubens, zur Bekämpfung der Keher förmlich verpflichteten.

Dem Könige aber schien dies noch nicht genug. Es war der unglückliche Moment, in welchen die Katastrophe seines Sohnes Don Carlos fällt; nie war er strenger, unbeugsamer. Der Papst ermahnte ihn noch einmal, kein Zugeständniß zum Nachtheil des Katholicismus zu machen; der König versicherte S. Heiligkeit, „er werde nicht dulden, daß die Wurzel einer bössartigen Pflanze in den Niederlanden

verbleibe; er wolle die Provinzen entweder verlieren oder die katholische Religion darin aufrechterhalten.“ Um seine Absichten zu vollbringen, schickte er noch, nachdem die Unruhen beigelegt waren, seinen besten Feldherrn, den Herzog von Alba, und ein treffliches Heer in die Niederlande hinüber.

Fassen wir wenigstens den Grundgedanken auf, aus welchem das Verfahren Alba's hervorging.

Alba war überzeugt, daß man in gewaltthätigen, revolutionären Bewegungen eines Landes alles ausrichte, wenn man sich der Häupter entledige. Daß Carl V nach so vielen und großen Siegen aus dem deutschen Reiche doch so gut wie verstoßen worden war, leitete er von der Nachsicht dieses Fürsten her, der die Feinde, welche in seine Hand gefallen, verschont habe. Es ist oft von der Verbindung die Rede gewesen, welche im Jahre 1565 bei der Zusammenkunft von Bayonne zwischen Franzosen und Spaniern geschlossen worden, von den Verabredungen, die man da getroffen habe; von allem, was man darüber gesagt hat, ist nur so viel gewiß, daß der Herzog von Alba die Königin von Frankreich aufforderte, sich der Oberhäupter der Hugenotten, auf welche Weise auch immer, zu entledigen. Was er damals gerathen, trug er kein Bedenken jetzt selbst auszuführen. Philipp II hatte ihm einige mit der königlichen Unterschrift versehenen Blanquets mitgegeben. Der erste Gebrauch, den er davon machte, war, daß er Egmont und Horn gefangensetzen ließ, von denen er annahm, daß sie an den vorigen Bewegungen Schuld gehabt. „Heilige katholische Majestät“, fängt der Brief an, den er an den König hierüber schrieb, und der doch zu beweisen scheint, daß er dazu keinen ausdrücklichen Befehl hatte, „nachdem ich in Brüssel angelangt bin, habe ich gehörigen Orts die nöthigen Erkundigungen eingezogen und mich darauf des Grafen Egmont versichert, auch den Grafen von Horn und einige Andern verhaften lassen“. Will man wissen, weshalb er das Jahr darauf die Gefangenen zur Hinrichtung verurtheilte? Es war nicht etwa eine aus dem Proceß entsprungene Ueberzeugung ihrer Schuld; es fiel ihnen mehr zur Last, daß sie die Bewegungen nicht verhindert, als daß sie dieselben veranlaßt hatten; auch war es kein Befehl des Königs, der es vielmehr dem Herzog überließ, die Execution zu vollziehen oder auch nicht, je nachdem er es für dienlicher halte; — der Grund war folgender. Eine kleine Schaar Protestanten war in das Land eingedrungen; zwar hatte sie nichts von Bedeutung ausgerichtet; aber bei Heiligerlee hatte sie doch einen Vortheil erfochten, und ein königlicher Feldhauptmann von vielem Ruf, der

Herzog von Arenberg, war dabei geblieben. In seinem Schreiben an den König sagt nun Alba: er habe bemerkt, daß das Volk durch diesen Unfall in Gährung gerathen und trotzig geworden sei; er habe es für nothwendig gehalten, den Leuten zu zeigen, daß er sie nicht fürchte, in keinerlei Weise; auch habe er ihnen die Lust benehmen wollen, durch neue Unruhen die Befreiung der Gefangenen zu bewerkstelligen; so sei er zu dem Entschlusse gekommen, die Execution sofort an ihnen vollziehen zu lassen. So mußten die edlen Männer sterben, deren ganzes Verbrechen in der Verteidigung der altüberbrachten Freiheiten ihres Landes bestand, an denen keine todeswürdige Schuld zu entdecken war; mehr der momentanen Rücksicht einer trotzigem Politik als dem Rechtsprincip zum Opfer fielen sie. Eben damals erinnerte sich Alba an Carl V, dessen Fehler er auch nicht begehen wollte.

Wir sehen, Alba war grausam aus Grundsatz. Wer hätte vor dem furchtbaren Tribunal, das er unter dem Namen des Rathes der Unruhen einrichtete, Gnade gefunden? Mit Verhaftungen und Executionen regierte er die Provinzen; die Häuser der Verurtheilten riß er nieder; ihre Güter zog er ein. Mit den kirchlichen verfolgte er zugleich die politischen Zwecke: die alte Gewalt der Stände bedeutete nichts mehr; spanische Truppen erfüllten das Land, und in der wichtigsten Handelsstadt ward ihnen eine Citabelle errichtet; mit hartnäckigem Eigensinn bestand Alba auf der Eintreibung der verhaßtesten Abgaben, und in Spanien wunderte man sich nur — denn auch von dort zog er bedeutende Summen — was er mit alle dem Gelde mache; aber wahr ist es: das Land war gehorsam; kein Mißvergnügte rührte sich; jede Spur des Protestantismus verschwand; die Verzagten in der Nachbarschaft hielten sich still.

„Monsignore“, sagte während dieser Ereignisse ein geheimer Rath Philipps II zu dem päpstlichen Nuntius, „seid ihr nun mit dem Verfahren des Königs zufrieden?“ Der Nuntius erwiderte lächelnd: „ganz zufrieden.“

Alba selbst glaubte ein Meisterstück ausgeführt zu haben. Nicht ohne Verachtung blickte er auf die französische Regierung, welche in ihrem Lande niemals Herr zu werden vermochte.

In Frankreich war nämlich auf jene dem Protestantismus gewährten gesetzlichen Zugeständnisse eine starke Reaction gegen denselben erfolgt.

Sie ging von den Magnaten aus, welche weder eine so große Abweichung von dem bisherigen System des Glaubens und Lebens dulden, noch der Regierung, wie sie damals war, freie Hand lassen wollten. Es gelang ihnen, diese selbst durch Ueberredung oder Gewalt in ihre Hände zu bringen und eine Veränderung in den leitenden Intentionen durchzusetzen, die mit blutigen Conflicten verbunden war.

Wohl hatten auch die Protestanten mächtige und entschlossene Oberhäupter an ihrer Spitze, die der Gewalt mit Gewalt antworteten.

Schon an sich konnte jedoch der Ausbruch des Bürgerkrieges, die enge Verbindung der religiösen Interessen mit den Factionen des Staates und des Hofes dem Fortgang des Bekenntnisses nicht nützlich werden. Solange die Anhänger der Reform sich friedlich hielten, schien sich alles zu ihnen hinzuneigen. Als sie aber, um sich zu behaupten, von ihren Führern fortgerissen zu den Waffen griffen und Gewaltthaten begingen, wie sie nun einmal vom Kriege unzertrennlich sind, als, wenn wir so sagen dürfen, die Christaudins Hugonotten wurden, verloren sie die Gunst der öffentlichen Meinung. „Was ist das für eine Religion?“ fragte man: „wo hat Christus befohlen, den Nächsten zu berauben, sein Blut zu vergießen?“ Die Bevölkerung von Paris ward von Anfang an durch die stolze und drohende Haltung, welche der Prinz von Condé annahm, der als das Oberhaupt der Hugonotten erschien, bewogen, sich an die katholischen Regenten anzuschließen. Die waffenfähige Mannschaft der Stadt ward militärisch organisiert; die Capitäne, denen die Anführung anvertraut ward, mußten vor allen Dingen katholisch sein. Die Mitglieder der Universität, des Parlamentes, die so zahlreiche Classe der Advocaten eingeschlossen, mußten eine Glaubensformel von rein katholischem Inhalte unterzeichnen. Alle Anstalten des städtischen Lebens trugen eine antiprotestantische Farbe.

Unter dem Einflusse dieses Umschlages der Dinge haben sich die Jesuiten in Frankreich festgesetzt. Sie fingen hier ziemlich klein an; sie mußten sich mit Collegien in Billon, Tournon, die ihnen ein paar geistliche Herren, ihre Verehrer, eröffneten, begnügen, Orten, vom Mittelpunkte des Landes entfernt, wo sich niemals etwas Bedeutendes ausrichteten ließ. In den großen Städten, vor allen in Paris, fanden sie anfangs den hartnäckigsten Widerstand: bei der Sorbonne, dem Parlament, dem Erzbischof, die sämmtlich durch die Privilegien und den Geist des Ordens beeinträchtigt zu werden

fürchteten. Da sie aber die Gunst der eifrigen Katholiken und besonders des Hofes erwarben, der dann nicht müde ward, sie zu empfehlen „wegen ihres musterhaften Lebens, ihrer reinen Lehre, so daß viele Abgewichenen durch sie zum Glauben zurückgeführt worden und Orient und Occident durch ihre Bemühung das Angesicht des Herrn erkenne“, da jene Veränderung der öffentlichen Stimmung hinzukam, so drangen sie endlich durch und gelangten in dem Jahre 1564 zu dem Rechte, zu unterrichten. Da hatte sich ihnen auch schon Lyon eröffnet. War es mehr Glück oder mehr Verdienst: sie vermochten sogleich mit einigen glänzenden Talenten aufzutreten. Den hugenottischen Predigern setzten sie Edmund Augier entgegen, der in Frankreich geboren, aber in Rom unter Ignatius erzogen war, von dem die Protestanten selbst gesagt haben sollen: hätte er nicht den katholischen Ornat an seinem Leibe, so würde es nie einen größeren Redner gegeben haben; — er brachte durch Rede und Schrift einen ungemeinen Eindruck hervor. Namentlich in Lyon wurden die Hugenotten vollkommen besiegt, ihre Prediger verjagt, ihre Kirchen zerstört, ihre Bücher verbrannt; den Jesuiten dagegen ward 1567 ein prächtiges Collegium errichtet. Auch einen ausgezeichneten Professor hatten sie, Maldonat, dessen Bibelerklärung die Jugend in Schaaren herbeizog und jesselte. Von diesen Hauptstädten nun durchzogen sie das Reich nach allen Richtungen: in Toulouse, in Bordeaux siedelten sie sich an; allenthalben, wo sie erschienen, wuchs die Zahl der katholischen Communicanten. Einen ungemeinen Beifall erwarb sich der Katechismus des Augier: binnen 8 Jahren sind allein in Paris 38000 Exemplare verkauft worden.

Ueberhaupt begann der katholische Geist der Franzosen, eben in seinem Gegensatz zu den Hugenotten, sich wieder in aller seiner Energie zu regen. Als diese, aus Furcht, daß ihnen ein ähnliches Schicksal wie den Niederländern bevorstehe, aufs neue zu den Waffen gegriffen und sich ein günstiges Pacificationsedict errungen hatten, weigerte sich ein großer Theil der französischen Städte, es auszuführen; in den Provinzen wurden Vereinigungen zur Aufrechterhaltung der katholischen Religion zwischen den verschiedenen Ständen geschlossen, welche selbst für die Regierung bedrohend lauteten, wenn sie nicht desselben Sinnes wäre. Aber schon war auch Catharina Medici, entrüstet über die neue Waffenerhebung der Hugenotten, sehr geneigt, sie ihre Macht fühlen zu lassen. Das Beispiel Alba's zeigte, wie viel sich mit einem standhaften Willen erreichen lasse; der Papst, der den Hof unaufhörlich ermahnte, die Frechheit der Rebellen nicht noch

mehr wachsen zu lassen, ihr keinen Augenblick länger zuzusehen, fügte seinen Ermahnungen endlich auch die Erlaubniß zu einer Veräußerung von Kirchengütern hinzu, aus welchen anderthalb Millionen Livres in die Cassen flossen. Und so legte Catharina Medici dem französischen Adel, ungefähr wie ein Jahr früher die Statthalterin dem niederländischen, einen Eid vor, kraft dessen er jeder Verbindung entsagen sollte, die ohne Vorwissen des Königs geschlossen sei; sie forderte die Entfernung aller Magistrate in den Städten, die sich neuer Meinungen verdächtig gemacht; sie erklärte im September 1568 Philipp II, sie werde keine Religion dulden, als die katholische, und schritt zum Kriege.

Er ward von der gesammten katholischen Seite mit außerordentlichem Eifer unternommen. Der König von Spanien schickte den Franzosen auf Bitten des Papstes und aus eigenem Antriebe neue geübte und wohlangeführte Truppen zu Hülfe, und diese entschlossen sich, dieselbe anzunehmen. Pius V ließ Collecten im Kirchenstaate, Beisteuern von den italienischen Fürsten einsammeln; ja, er selbst, der heilige Vater, schickte auch seinerseits eine kleine Armee über die Alpen, eben die, der er jene grausame Weisung gab, jeden Hugenotten zu tödten, der in ihre Hände gerathe, keinen Pardon zu ertheilen.

Auch die Hugenotten nahmen sich zusammen; auch sie waren voll religiösen Eifers; in den päpstlichen Soldaten sahen sie das Heer des Antichrist, das gegen sie heranrückte; auch sie gaben keinen Pardon; an auswärtiger Hülfe fehlte es ihnen eben so wenig: — jedoch bei Moncontour wurden sie völlig geschlagen.

Mit welcher Freude stellte Pius V dann die eroberten Standarten, die man ihm zugesandt, in St. Peter und St. Johann Lateran auf! Er faßte die kühnsten Hoffnungen. Eben unter diesen Umständen war es, daß er die Excommunication der Königin Elisabeth aussprach. Er schmeichelte sich zuweilen mit dem Gedanken, eine Unternehmung gegen England noch einmal persönlich anzuführen. So weit kam es nun freilich nicht.

Wie es so oft geschehen, trat auch jetzt am französischen Hofe ein Umschwung der Stimmung ein, der, auf leichtem persönlichen Verhältniß beruhend, eine große Veränderung in den wichtigsten Angelegenheiten herbeiführte.

Der junge König Karl IX mißgönnte seinem Bruder, Herzog von Anjou, der bei Moncontour angeführt hatte, die Ehre, die Hugenotten zu besiegen, das Königreich zu beruhigen. Seine Umgebung bestärkte ihn darin; auch sie war auf die Umgebung Anjou's eifer-

süchtig. Mit der Ehre, fürchteten sie, würde die Macht Hand in Hand gehen. Nicht allein wurden nun die erfochtenen Vortheile auf das langsamste verfolgt; in kurzem trat der streng katholischen Partei, die sich um Anjou sammelte, an dem Hofe eine andere, gemäßigtere entgegen, welche eine gerade entgegengesetzte Politik einschlug. Sie schloß Frieden mit den Hugenotten und zog die Häupter derselben an den Hof. Im Jahre 1569 hatten die Franzosen im Bunde mit Spanien und dem Papste die Königin von England zu stürzen gesucht; im Sommer 1572 erblickten wir sie im Bunde mit derselben Königin, um den Spaniern die Niederlande zu entreißen.

Indeß war doch dies eine zu rasche, zu wenig vorbereitete Veränderung, als daß sie sich hätte halten können. Die gewaltsamste Explosion erfolgte, unter der zuletzt alles wieder in den früheren Gang einbog.

Es ist wohl nicht anders, als daß die Königin Catharina Medici, während sie auf die Politik, die Pläne der herrschenden Partei, die wenigstens zum Theil, insofern sie ihren jüngsten Sohn Mençon auf den Thron von England befördern zu müssen schienen, auch in ihrem Interesse lagen, nicht ohne Lebhaftigkeit und Wärme einging, dennoch alles zur Ausführung eines entgegengesetzten Schlages vorbereitete. Sie trug, soviel sie konnte, dazu bei, daß die Hugenotten nach Paris kamen; so zahlreich sie auch waren, so wurden sie doch hier von einer bei weitem überlegenen, militärisch organisirten, fanatisch erregbaren Population umgeben und festgehalten. Schon im voraus ließ sie dem Papste ziemlich deutlich anzeigen, was sie hiemit beabsichtige. Hätte sie aber auch noch gezeifelt, so würden die Umstände sie haben bestimmen müssen, welche in diesem Momente eintraten. Den König selbst gewannen die Hugenotten; das Ansehen der Mutter schienen sie zu überwinden, zu verdrängen; in dieser persönlichen Gefahr zögerte sie nicht länger. Mit der unwiderstehlichen und magischen Gewalt, die sie über ihre Kinder ausübte, erweckte sie in dem Könige den ganzen Fanatismus, der in ihm schlief; es kostete ihr ein Wort, um das Volk in die Waffen zu bringen; sie sprach es aus; von den vornehmsten Hugenotten ward jeder seinem persönlichen Feinde zugewiesen. Catharina hat gesagt, sie habe nur sechs Menschen umzubringen gewünscht; nur deren Tod nehme sie auf ihr Gewissen; es sind bei 50000 umgebracht worden.

Und so überboten die Franzosen noch die niederländischen Unternehmungen der Spanier. Was diese mit berechnender Ueberlegung, unter den gesetzlichen Formen nach und nach vollführten, setzten jene

in der Hitze der Leidenschaft ohne alle Form, mit Hülfe fanatisirter Massen ins Werk. Der Erfolg schien derselbe zu sein. Es war kein Oberhaupt übrig, zu dessen Namen die zerstreuten Hugenotten sich hätten sammeln können; viele flohen; unzählige ergaben sich; von Ort zu Ort ging man wieder in die Messe; die Predigten verstummten. Mit Vergnügen sah sich Philipp II nachgeahmt und übertroffen; — er bot Carl IX, der nun erst ein Recht auf den Titel eines allchristlichsten Königs erworben habe, zur Vollendung dieser Unternehmung die Kraft seines Armes an. Papst Gregor XIII beging den großen Erfolg durch eine feierliche Procession nach San-Luigi. Die Venezianer, die hiebei kein besonderes Interesse zu haben schienen, drücken in amtlichen Schreiben an ihre Gesandten ihr Wohlgefallen „an dieser Gnade Gottes“ aus.

Könnten aber wohl Attentate von so blutiger Natur jemals gelingen? Widerstreiten sie nicht dem tieferen Geheimniß der menschlichen Dinge, den unbegriffenen, in dem Innern wirksamen, unverlethlichen Principien der ewigen Weltordnung? Die Menschen können sich verblenden; das Gesetz der geistigen Weltordnung, auf dem ihr Dasein beruht, können sie nicht erschüttern. Mit der Nothwendigkeit beherrscht es sie, die den Gang der Gestirne regelt.

Widerstand der Protestanten in den Niederlanden, Frankreich und Deutschland.

Macchiavell giebt seinem Fürst den Rath, die Grausamkeiten, die er für nöthig halte, rasch hintereinander zu vollziehen, hierauf aber allmählich die Gnade eintreten zu lassen.

Es schien beinahe, als wollten die Spanier in den Niederlanden diese Lehre wörtlich befolgen. Es schien, als fänden sie am Ende selbst, daß Güter genug eingezogen, Köpfe genug abgeschlagen worden, daß die Zeit der Gnade gekommen sei. Im Jahre 1572 ist der venezianische Gesandte in Madrid überzeugt, daß Oranien Verzeihung erhalten würde, wenn er darum bitten sollte. Der König empfängt die niederländischen Deputirten, welche gekommen sind, ihn um die Zurücknahme der Auflage des zehnten Pfennigs zu ersuchen, mit vieler Güte und dankt ihnen sogar für ihre Bemühungen; er hatte beschloffen, Alba zurückzurufen und einen milderen Statthalter hinüberzusenden.

Jedoch schon war es zu spät. Noch in Folge jener französisch-

englischen Verbindung, welche der Bluthochzeit vorausging, brach die Empörung aus. Alba hatte geglaubt, am Ende zu sein; der Kampf fing jedoch nun erst eigentlich an. Alba schlug wohl den Feind, so oft er ihn im offenen Felde traf; aber an den Städten von Holland und Seeland, wo die religiöse Bewegung am tiefsten gegriffen und der Protestantismus sich sogleich zu lebendigen Organisationen gestaltet hatte, fand er einen Widerstand, den er nicht zu überwinden vermochte.

Als in Harlem alle Lebensmittel ausgegangen, bis auf das Gras, das zwischen den Steinen wächst, beschloßen die Einwohner noch, sich mit Weib und Kind durchzuschlagen; zwar nöthigte sie die Zwietracht ihrer Besatzung, zuletzt Gnade anzunehmen; aber sie hatten doch gezeigt, daß man den Spaniern widerstehen könne. In Alkmar schloß man sich erst in dem Augenblicke an den Prinzen von Oranien, als der Feind schon vor den Thoren angekommen war; so heldenmüthig, wie der Entschluß, war die Vertheidigung: es wäre Keiner vom Platz gewichen, er wäre denn schwer verwundet gewesen; vor diesen Wällen zuerst scheiterten die Angriffe der Spanier. Das Land schöpfte Athem: ein neuer Muth erfüllte die Gemüther. Die Leidener erklärten, ehe sie sich ergäben, würden sie lieber ihren linken Arm aufessen, um sich indeß mit dem rechten noch zu vertheidigen. Sie faßten den kühnen Anschlag, die Wogen der Nordsee wider die Belagerer zu Hülfе zu rufen, ihre Dämme zu durchstechen. Schon hatte ihr Glend den höchsten Grad erreicht, als ein im rechten Augenblick eintreffender Nordwest das Meer ein paar Fuß hoch in das Land trieb und den Feind verjagte.

Da hatten auch die französischen Protestanten sich wieder ermannet. Sobald sie wahrnahmen, daß ihre Regierung, jenem wilden Anlauf zum Troß, schwankte, zaudere, widersprechende Maßregeln ergreife, setzten sie sich zur Wehre, und aufs neue kam es zum Kriege. Wie Leiden und Alkmar, so vertheidigten sich Sancerre und Rochelle. Die Frauen stritten mit den Männern in die Wette. Es war die Heldenzelt des westeuropäischen Protestantismus.

Jenen Gräueltthaten, wie sie von den mächtigsten Fürsten begangen oder gutgeheißen worden, setzte sich an einzelnen namenlosen Punkten ein Widerstand entgegen, den keine Gewalt zu bezwingen vermochte, dessen geheimnißvoller Ursprung die Tiefe religiöser Ueberzeugung selber war.

Und nun kann es hier nicht unsere Absicht sein, Gang und Wechselfälle des Krieges in Frankreich und den Niederlanden zu be-

obachten; — es würde uns zu weit von dem Mittelpunkte unseres Gegenstandes entfernen; auch ist es in vielen anderen Büchern beschrieben; — genug, die Protestanten hielten sich.

In Frankreich mußte sich die Regierung bereits 1573 und darauf in den folgenden Jahren mehrere Male zu Verträgen entschließen, welche den Hugenotten die alten Zugeständnisse erneuerten.

In den Niederlanden war im Jahre 1576 die Macht der Regierung völlig in sich zerfallen. Da die spanischen Truppen, denen man ihren Sold nicht gezahlt, in offener Empörung waren, hatten sich alle Provinzen wider sie vereinigt, die getreu verbliebenen mit den abgefallenen, die noch zum größeren Theil katholischen mit den völlig protestantischen. Die Generalstaaten nahmen die Verwaltung selbst in ihre Hand, ernannten Generalcapitäne, Statthalter, Magistrate, besetzten die festen Plätze mit ihren, nicht mit des Königs Truppen. Der Bund zu Gent ward geschlossen, in welchem die Provinzen einander versprachen, die Spanier zu vertreiben und entfernt zu halten. Der König schickte seinen Bruder, der für einen Landsmann, einen Niederländer gelten konnte, hinüber, um sie zu regieren, wie sie Carl V regiert hatte. Aber Don Johann ward nicht einmal anerkannt, ehe er nicht die vornehmsten Forderungen, die man ihm machte, zu erfüllen versprach; die Genter Pacification mußte er annehmen, die spanischen Truppen entlassen; und kaum regte er sich, von dem gespannten Zustande gedrängt, so erhob sich alles wider ihn: er ward für einen Feind des Landes erklärt, und die Oberhäupter der Provinzen beriefen einen anderen Prinzen des Hauses an seine Stelle.

Das Princip der localen Gewalt bekam die Oberhand über das fürstliche; das einheimische trug den Sieg davon über das spanische.

Nothwendigerweise waren hiemit noch andere Folgen verknüpft. Einmal erlangten die nördlichen Provinzen, welche den Krieg geführt und dadurch diese Lage der Dinge möglich gemacht hatten, ein natürliches Uebergewicht in den Sachen des Krieges und der Verwaltung; aber eben hiedurch geschah es dann, daß sich die reformirte Religion über die gesammten Niederlande ausbreitete. In Mecheln, Brügge, Ypern drang sie ein; in Antwerpen theilte man bereits die Kirchen nach den Bekenntnissen, und die Katholischen mußten sich zuweilen mit den Chören der Kirchen begnügen, die sie soeben ganz besaßen; in Gent verschmolz die protestantische Tendenz mit einer bürgerlichen Bewegung und behielt die Oberhand vollkommen. In der Pacification war der alte Zustand der katholischen Kirche im Ganzen gewährleistet worden; jetzt erließen die Generalstaaten ein Religions-

edict, welches beiden Bekenntnissen gleiche Freiheit gestattete. — Allenthalben, auch in den Provinzen, die am meisten katholisch waren, traten seitdem protestantische Regungen hervor; man konnte erwarten, daß der Protestantismus den Sieg überall davontragen würde.

Welch eine Stellung nahm nun der Prinz von Oranien ein: vor kurzem noch exilirt und der Begnadigung bedürftig, jezt im Besiz einer wohlgegründeten Gewalt in den nördlichen Provinzen, Ruwart in Brabant, allmächtig in der Versammlung der Stände; von einer großen kirchlich-politischen Partei, die im Vordringen begriffen war, als ihr Haupt und Führer anerkannt; mit allen Protestanten in Europa in engem Bunde, zunächst mit seinen Nachbarn, den deutschen.

Denn auch in Deutschland trat den Angriffen der Katholiken von protestantischer Seite ein Widerstand entgegen, der noch immer große Aussichten hatte.

Wir finden ihn in den allgemeinen Verhandlungen, bei den Versammlungen der Kurfürsten, auf den Reichstagen, wiewohl er es hier, der Natur der deutschen Geschäfte gemäß, zu keinem rechten Erfolge bringt; hauptsächlich wirft er sich, wie auch der Angriff, in die Territorien, die besondern Landschaften.

Da kam es nun, wie wir sahen, am meisten auf die geistlichen Gebiete an. Es gab beinahe keines, wo nicht der Fürst einen Versuch gemacht hätte, das katholische Princip wieder zur Herrschaft zu erheben. Der Protestantismus, der sich auch noch fühlte, antwortete mit dem nicht minder weitaussehenden Beginnen, das geistliche Fürstenthum selbst an sich zu bringen.

Im Jahre 1577 bestieg Gebhard Truchseß den erzbischöflichen Stuhl zu Cöln. Es geschah hauptsächlich durch den persönlichen Einfluß des Grafen Ruenar auf das Capitel, und sehr wohl wußte dieser große Protestant, wer es war, den er empfahl. In der That bedurfte es nicht erst, wie man gesagt hat, der Bekanntschaft Gebhards mit Agnes von Mannsfeld, um ihm eine antikatholische Richtung zu geben. Gleich bei seinem feierlichen Einzug in Cöln, als ihm die Clerisei in Procession entgegenkam, stieg er nicht vom Pferde, um, wie es das Herkommen wollte, das Kreuz zu küssen; in der Kirche

erschien er im Soldatenrock; es gefiel ihm nicht, das Hochamt zu halten. Von allem Anfang hielt er sich an den Prinzen von Oranien; seine vornehmsten Rätthe waren Calvinisten; und da er nun kein Bedenken trug, Verpfändungen vorzunehmen, um Truppen zu werben, sich des Adels zu versichern suchte, auch unter den Cölnern Zünften eine Partei begünstigte, die sich den katholischen Gebräuchen zu widersetzen anfing, so ließ sich alles zu der Absicht an, mit der er später wirklich hervortrat, das geistliche Kurfürstenthum in ein weltliches zu verwandeln.

Gebhard Truchseß war zur Zeit wenigstens noch äußerlich katholisch. Die benachbarten Stifter in Westfalen und Niedersachsen dagegen gerietthen, wie wir schon bemerkten, unmittelbar in protestantische Hände. Von besonderer Bedeutung war das Aufkommen Herzog Heinrichs von Sachsen-Lauenburg. Noch in sehr jungen Jahren war er, obwohl ein guter Lutheraner, zu dem Erzbisthum Bremen, hierauf zu dem Bisthum Osnabrück, 1577 auch zu dem Bisthum Paderborn postulirt worden. Schon hatte er selbst in Münster eine große Partei, alle jüngeren Mitglieder des Capitels für sich, und nur durch einen unmittelbaren Eingriff Gregors XIII, der eine schon geschene Abdankung für ungültig erklärte, und durch den ernstlichen Widerstand der Strengkatholischen ward seine Erhebung noch verhindert. Aber auch einen anderen Bischof hätte man nicht durchsetzen können.

Man sieht leicht, welche einen Aufschwung bei dieser Gesinnung der geistlichen Oberhäupter die protestantischen Meinungen in Rheinland-Westfalen nehmen mußten, wo sie ohnehin sehr verbreitet waren. Es bedurfte nur einer glücklichen Combination, eines zum Ziel treffenden Schlages, um ihnen hier das entschiedene Uebergewicht zu verschaffen.

Ja, auf ganz Deutschland hätte dies eine große Rückwirkung ausüben müssen. In dem oberen gab es für die Bisthümer noch die nämlichen Möglichkeiten wie in dem niederen; noch war auch innerhalb der Territorien, wo die Restauration angefangen hatte, der Widerstand lange nicht erstickt.

Wie sehr erfuhr ihn jener Abt Balthasar von Fulda! Als die Fürspache der benachbarten Fürsten, die Beschwerden beim Reichstage nichts halfen, als der Abt ohne irgend eine Rücksicht mit seiner Restauration des Glaubens vorwärts schritt und von Ort zu Ort ging, um sie allenthalben durchzusetzen, ward er eines Tages, im Sommer 1576, als er sich eben in dieser Absicht in Hamelburg befand, von

seinem Adel mit bewaffneter Hand überfallen, in seinem Hause eingeschlossen und, da alles gegen ihn aufgebracht war, die Nachbarn es gern sahen, der Bischof von Würzburg selbst dazu die Hand bot, auf die Regierung seines Landes Verzicht zu leisten gezwungen!

Auch in Baiern drang doch Herzog Albrecht nicht sogleich überall durch. Er klagt dem Papste, sein Adel verzichte lieber ganz auf das Sacrament, als daß er es unter Einer Gestalt nehmen sollte.

Und noch viel wichtiger war, daß in den östreichischen Ländern der Protestantismus immer mehr zu gesetzlicher Macht und Anerkennung gedieh. Unter der wohlbedachten Leitung Maximilians II gelangte er nicht allein, wie wir berührten, in dem eigentlichen Oesterreich ob und unter der Enns zu einer festen Stellung, er ward auch in allen anderen Landschaften ausgebreitet. Kaum hatte dieser Kaiser z. B. die Grafschaft Glaz von ihren Pfandherren, den Herzogen von Baiern, wieder eingelöst (im Jahre 1567), so sah man auch hier Adel, Beamte, Städte, endlich die Mehrzahl des Volkes zu dem evangelischen Bekenntniß treten; der Landeshauptmann Hans von Püschütz richtete sich auf eigene Hand ein protestantisches Consistorium ein, mit dem er oft noch weiter ging, als der Kaiser gewünscht hätte. Allmählich erwarben auch hier die Stände einen hohen Grad von Autonomie, wie es denn überhaupt wohl die blühendste Epoche der Grafschaft war: der Bergbau in Aufnahme, die Städte reich und angesehen, der Adel gebildet; allenthalben wurden wüste Stellen ausgerodet und mit Dörfern besetzt. Die Kirche zu Abendorf, zu der sich noch heute wallfahrende Schaaren versammeln, um ein altes Muttergottesbild zu küssen, war damals 60 Jahre lang von protestantischen Pfarrern verwaltet; in der Hauptstadt zählte man einige Jahrzehnte später nur noch neun katholische und dagegen 300 evangelische Bürger. Man darf sich nicht wundern, wenn Papst Pius V deshalb einen unaussprechlichen Widerwillen gegen den Kaiser faßte; als einst von dem Kriege desselben gegen die Türken die Rede war, sagte er geradezu, er wisse nicht, welchem Theile er den Sieg am wenigsten wünschen solle. Unaufhaltsam drang aber unter diesen Umständen der Protestantismus auch in die innerösterreichischen Landschaften vor, in denen der Kaiser nicht unmittelbar zu befehlen hatte. Im Jahre 1568 zählte man in Krain bereits 24 evangelische Pfarren; 1571 war in der Hauptstadt von Steiermark nur noch Ein Katholik im Rathe. Nicht, daß das Bekenntniß an dem Landesherren, dem Erzherzog Carl, hier eine Stütze gefunden hätte; dieser Fürst führte vielmehr die Jesuiten ein und begünstigte

sie nach Kräften; aber die Stände waren evangelisch gesinnt. Auf den Landtagen, wo die Geschäfte der Verwaltung und der Verteidigung des Landes mit den Religionsfachen zusammenfielen, hatten sie die Oberhand; jede ihrer Bewilligungen ließen sie sich durch religiöse Concessionen vergüten. Im Jahre 1578 mußte der Erzherzog auf dem Landtage zu Bruck an der Mur die freie Ausübung der augsbургischen Confession nicht allein in den Gebieten des Adels und der Landherren, wo er sie ohnehin nicht zu verhindern vermochte, sondern auch in den vier vornehmsten Städten, Grätz, Judenburg, Klagenfurt, Laibach, zugestehen. Hierauf organisirte sich der Protestantismus in diesen Landschaften eben so wie in den kaiserlichen. Es ward ein protestantisches Kirchenministerium eingerichtet, eine Kirchen- und Schulordnung nach dem Muster der württembergischen beliebt; hie und da, z. B. in St.-Veit, schloß man die Katholischen von den Rathswahlen aus; in den Aemtern der Landschaft ließ man sie nicht mehr zu: Umstände, unter deren Begünstigung die protestantischen Meinungen in jenen Gegenden, so nahe bei Italien, erst recht überhand nahmen. Dem Impuls, den die Jesuiten gaben, hielt man hier standhaft die Widerpart.

In allen östreichischen Provinzen deutscher, slawischer und ungarischer Zunge, mit alleiniger Ausnahme von Tirol, konnte man den Protestantismus im Jahre 1578 noch immer als vorwaltend betrachten.

Wir sehen wohl: über ganz Deutschland hin setzte er sich dem Fortschritt des Katholicismus mit glücklichem Widerstand und eigenem Fortschritt entgegen!

Gegensätze in dem übrigen Europa.

Merkwürdige Epoche, in welcher sich die beiden großen religiösen Tendenzen noch einmal mit gleicher Aussicht, es zur Herrschaft zu bringen, gegen einander bewegen.

Schon hat sich die Lage der Dinge gegen die frühere wesentlich verändert. Früher suchte man sich mit einander zu vertragen; eine Versöhnung war in Deutschland versucht, in Frankreich angebahnt worden; in den Niederlanden ward sie gefordert; sie schien eine Zeitlang ausführbar: es gab hie und da praktische Duldung. Jetzt aber traten die Gegensätze schärfer und feindseliger einander gegenüber. In ganz Europa riefen sie einander so zu sagen gegenseitig hervor;

es ist sehr der Mühe werth, die Lage der Dinge zu überblicken, wie sie sich in den Jahren 1578, 1579 gebildet hatte.

Fangen wir im Osten bei Polen an.

Auch in Polen waren die Jesuiten eingebrochen: die Bischöfe suchten sich durch sie zu verstärken. Cardinal Hosius, Bischof von Ermeland, stiftete ihnen 1569 ein Collegium in Braunsberg, aus dem dann viele anderen weit und breit hervorgegangen sind; in Pultusk, in Posen siedelten sie sich mit Hülfe der Bischöfe an; vorzüglich angelegen ließ es sich der Bischof Valerian von Wilna sein, den litthauischen Lutheranern, die eine Universität in ihrem Sinne gründen wollten, mit der Errichtung eines jesuitischen Institutes an seinem bischöflichen Sitze zuzukommen; er war schon alt und gebrechlich und wollte seine letzten Tage mit diesem Verdienste bezeichnen; im Jahre 1570 kamen die ersten Mitglieder der Gesellschaft bei ihm an.

Auch hier folgte aus diesen Bestrebungen zunächst nur, daß die Protestanten Maßregeln nahmen, um ihre Macht zu behaupten. Auf dem Convocationsreichstage von 1573 brachten sie eine Satzung durch, kraft deren Niemand wegen seiner Religion beleidigt oder verlehrt werden sollte; — die Bischöfe mußten sich fügen; mit dem Beispiel der niederländischen Unruhen bewies man ihnen, welche Gefahr in einer Weigerung liegen würde; die folgenden Könige mußten sie beschwören. Im Jahre 1579 ward die Zahlung des Zehnten an die Geistlichkeit geradehin suspendirt, und der Runtius wollte wissen, daß hiedurch allein 1200 Pfarren zu Grunde gegangen seien; eben damals ward aus Laien und Clerus ein höchster Gerichtshof zusammengesetzt, der auch alle geistlichen Streitfragen entschied; man war in Rom erstaunt, daß sich die polnische Geistlichkeit dies gefallen lasse.

Nicht minder als in Polen traten die Gegensätze in Schweden hervor, und zwar hier auf die eigenthümlichste Weise: unmittelbar die Person des Fürsten berührten sie; um diese stritten sie.

In allen Söhnen Gustav Wasas, — „der Brut König Gustavs“, wie die Schweden sagten, — ist eine ganz ungewöhnliche Mischung von Tiefinn und Eigenwillen, Religion und Gewaltthätigkeit wahrzunehmen.

Der Gelehrteste von ihnen war der mittlere, Johann. Da er mit einer katholischen Prinzessin, Catharina von Polen, verheirathet war, die sein Gefängniß mit ihm theilte, in dessen beschränkter Einsamkeit er dann oft die Tröstungen eines katholischen Priesters vernahm, kamen ihm die kirchlichen Streitigkeiten besonders nahe.

Er studirte die Kirchenväter, um sich eine Vorstellung von dem ursprünglichen Zustande der Kirche zu bilden; er liebte die Bücher, die von der Möglichkeit einer Religionsvereinigung handelten; mit den dahin einschlagenden Fragen ging er innerlich um. Als er König geworden, trat er der römischen Kirche in der That einige Schritte näher. Er publicirte eine Liturgie, die der tridentinischen nachgebildet war, — in der die schwedischen Theologen mit Erstaunen nicht allein Gebräuche, sondern auch einige unterscheidenden Doctrinen der römischen Kirche wahrnahmen. Da ihm die Fürsprache des Papstes sowohl bei den katholischen Mächten überhaupt in seinem russischen Kriege, als besonders bei Spanien in Sachen der mütterlichen Erbschaft seiner Gemahlin, sehr nützlich werden konnte, trug er kein Bedenken, einen Großen seines Reiches als Gesandten nach Rom zu schicken. Inzueheim gestattete er sogar ein paar jesuitischen Missionaren, aus den Niederlanden nach Stockholm zu kommen, und vertraute ihnen eine wichtige Unterichtsanstalt an.

Ein Bezeigen, auf das man in Rom wie natürlich glänzende Hoffnungen gründete; — Antonio Possevin, eines der geschicktesten Mitglieder der Gesellschaft Jesu, ward ausgesendet, einen ernstlichen Bekehrungsversuch auf König Johann zu machen.

Im Jahre 1578 erschien Possevin in Schweden. Nicht in allen Stücken war der König nachzugeben geneigt. Er forderte die Erlaubniß der Priesterehe, des Laienkelches, der Messe in der Landessprache, Verzichtleistung der Kirche auf die eingezogenen Güter und ähnliche Dinge. Possevin hatte keine Vollmacht, hierauf einzugehen: er versprach nur, diese Forderungen dem päpstlichen Stuhle mitzutheilen, und eilte zu den dogmatischen Streitfragen. Hierin war er nun um Vieles glücklicher. Nach ein paar Unterredungen und einiger Bedenkzeit erklärte sich der König entschlossen, die Professio fidei nach der Formel des tridentinischen Bekenntnisses abzulegen. In der That legte er sie ab; er beichtete; noch einmal fragte ihn Possevin, ob er sich in Hinsicht der Communion unter Einer Gestalt dem päpstlichen Urtheil unterwerfe; Johann erklärte, daß er dies thue; hierauf erteilte ihm Possevin feierlich die Absolution. Es scheint fast, als sei diese Absolution der vornehmste Gegenstand des Bedürfnisses, der Wünsche des Königs gewesen. Er hatte seinen Bruder umbringen lassen, zwar auf vorausgegangenes Gutheiß seiner Stände, aber doch umbringen lassen, und dies auf die gewaltsamste Weise! Die empfangene Absolution schien seine Seele zu beruhigen. Possevin rief Gott an, daß er das Herz dieses Fürsten nun vollends befehren möge.

Der König erhob sich und warf sich seinem Beichtvater in die Arme: „wie dich“, rief er aus, „so umfasse ich den römischen Glauben auf ewig.“ Er empfing das Abendmahl nach katholischem Ritus.

Nach so wohlvollbrachtem Werk eilte Possévin zurück; er theilte seine Nachricht dem Papste, unter dem Siegel der Verschwiegenheit auch den mächtigsten katholischen Fürsten mit; und es war nur übrig, daß nun auch die Forderungen des Königs, von denen er die Herstellung des Katholicismus in seinem Reiche überhaupt abhängig machte, in Erwägung gezogen würden. Possévin war ein sehr gewandter Mensch, beredt, von viel Talent zur Unterhaltung; aber er überredete sich allzu leicht, er sei am Ziele. Nach seiner Darstellung hielt es Papst Gregor nicht für nothwendig, etwas nachzugeben; er forderte vielmehr den König zu einem freien und unbedingten Uebertritt auf. Dahin lautende Schreiben und Indulgenz für Alle, welche übertreten würden, gab er dem Jesuiten zu seiner zweiten Reise mit.

Indessen war aber auch die Gegenpartei thätig gewesen; warnende Briefe protestantischer Fürsten waren eingegangen — denn auf der Stelle hatte sich die Nachricht in ganz Europa verbreitet; — Chyträus hatte dem Könige sein Buch über die augsbургische Confession gewidmet und damit auf den gelehrten Herrn doch einen gewissen Eindruck gemacht. Die Protestanten ließen ihn nicht mehr aus den Augen.

Jetzt langte Possévin an, nicht mehr, wie früher, in bürgerlicher Tracht, sondern in dem gewöhnlichen Kleide seines Ordens, mit einem Haufen katholischer Bücher. Schon diese Erscheinung machte keinen günstigen Eindruck. Er trug selbst einen Augenblick Bedenken, mit der päpstlichen Antwort hervorzukommen; aber endlich konnte er es nicht länger aufschieben; in einer zweistündigen Audienz eröffnete er sie dem Könige. Wer will das Geheimniß einer in sich selbst schwankenden, unsteten Seele erforschen? Das Selbstgefühl des Fürsten mochte sich durch so völlig abschlägliche Antworten verlezt fühlen; auch war er überzeugt, daß sich in Schweden ohne die vorgeschlagenen Zugeständnisse nichts erreichen lasse; um der Religion willen seine Krone niederzulegen, hatte er keine Neigung. Genug, jene Audienz war entscheidend. Von Stund' an bezeigte der König dem Abgesandten des Papstes Ungunst und Mißfallen. Er forderte seine jesuitischen Schulmänner auf, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zu nehmen, die Messe in schwedischer Sprache zu halten; als sie ihm nicht gehorchten, wie sie freilich auch nicht konnten, versagte er ihnen die bisherige Verpflegung. Wenn sie kurz darauf Stockholm verließen,

so geschah das ohne Zweifel nicht allein, wie sie vorgeben mochten, um der Pest willen. Die protestantischen Großen, der jüngere Bruder des Königs, Carl von Südermannland, der sich zum Calvinismus neigte, die Gesandten von Lübeck versäumten nichts, um diese wachsende Abneigung anzufachen. Nur in der Königin und, nachdem diese gestorben, in dem Thronfolger behielten die Katholiken einen Anhalt, eine Hoffnung. Für die nächste Zeit blieb die Staatsgewalt in Schweden wesentlich protestantisch.

In England ward sie dies unter Königin Elisabeth von Tag zu Tage mehr. Es gab aber hier Angriffspunkte anderer Art: das Reich war erfüllt mit Katholiken. Nicht allein hielt die irische Bevölkerung an dem alten Glauben und Ritus fest; in England war vielleicht die Hälfte der Nation, wo nicht gar eine noch größere Anzahl, wie man behauptet hat, demselben zugethan. Sonderbar ist es immer, daß sich die englischen Katholiken, wenigstens in den ersten funfzehn Jahren Elisabeths, den protestantischen Gesetzen dieser Königin unterwarfen. Sie leisteten den Eid, den man von ihnen forderte, obwohl er der päpstlichen Autorität schnurstracks entgegenließ; sie besuchten die protestantischen Kirchen und glaubten, schon genug zu thun, wenn sie sich beim Kommen und Gehen zusammenhielten und die Gesellschaft der Protestanten vermieden.

Indessen hielt man sich in Rom ihrer inneren Anhänglichkeit versichert. Man war überzeugt, daß es nur eines Anlasses, eines geringen Vortheils bedürfe, um alle Katholiken im Lande zum Widerstande zu entflammen. Schon Pius V hatte gewünscht, sein Blut in einer Unternehmung gegen England zu verspritzen. Gregor XIII, der den Gedanken an eine solche niemals fahren ließ, dachte sich des Kriegsmuthes und der großartigen Stellung des Don Johann von Österreich dazu zu bedienen; ausdrücklich deshalb schickte er seinen Nuntius Sega, der in den Niederlanden bei Don Johann gestanden, nach Spanien, um König Philipp dafür zu gewinnen.

Jedoch bald an der Abneigung des Königs gegen die ehrgeizigen Absichten seines Bruders und neue politische Verwickelungen, bald an anderen Hindernissen scheiterten diese umfassenden Entwürfe. Man mußte sich mit weniger glänzenden Versuchen begnügen.

Zunächst auf Irland richtete Papst Gregor sein Augenmerk. Man stellte ihm vor, daß es keine strenger und unerfütterlicher katholische Nation gebe als die irische; aber von der englischen Regierung werde sie auf das gewaltsamste mißhandelt, beraubt, in Entzweiung und geflissentlich in Barbarei gehalten, in ihren religiösen Ueberzeugungen

bedrängt; und so sei sie jeden Augenblick zum Kriege fertig; man brauche ihr nur mit einer geringen Mannschafft zu Hülfe zu kommen; mit 5000 Mann könne man Irland erobern; es sei keine Festung daselbst, die sich länger als vier Tage halten könne. Ohne viel Schwierigkeit war Papst Gregor überredet. Es hielt sich damals ein geflüchteter Engländer, Thomas Stukley, ein Abenteuerer von Natur, der aber die Kunst, sich Eingang zu verschaffen, Vertrauen zu erwerben, in hohem Grade besaß, zu Rom auf; der Papst ernannte ihn zu seinem Kammerer, zum Marquis von Feinster, und ließ es sich 40,000 Scudi kosten, um ihn mit Schiff und Mannschafft auszurüsten; an der französischen Küste sollte er sich mit einer kleinen Truppe vereinigen, die ein geflüchteter Irländer, Geraldin, eben auch mit päpstlicher Unterstützung daselbst zusammenbrachte. König Philipp, der keine Neigung hatte, einen Krieg anzufangen, aber es doch nicht ungern sah, wenn Elisabeth zu Hause zu thun bekam, gab einiges Geld dazu. Unerwarteter Weise aber ließ sich Stukley überreden, mit der Mannschafft, die gegen Irland bestimmt war, an der Expedition des Königs Sebastian nach Afrika Theil zu nehmen, — wobei er denn selbst umkam. Geraldin mußte sein Glück allein versuchen; er landete im Juni 1579 und machte wirklich einige Fortschritte. Er bemächtigte sich des Forts, das den Hafen von Smervic beherrschte, — schon erhob der Graf von Desmond die Waffen gegen die Königin — eine allgemeine Bewegung ergriff die Insel. Bald aber erfolgte ein Unglück nach dem anderen; das vornehmste war, daß Geraldin selbst in einem Scharmügel getödtet wurde. Hierauf konnte sich auch der Graf von Desmond nicht halten. Die päpstliche Unterstützung war doch nicht stark genug; die Gelder, auf die man rechnete, blieben aus. Und so behaupteten die Engländer den Sieg; mit furchtbarer Grausamkeit strafte sie die Empörung: Männer und Weiber wurden in Scheunen zusammengetrieben und darin verbrannt, Kinder erwürgt, ganz Monmouth wüste gelegt; auf dem verödeten Gebiete drang die englische Colonie weiter vor.

Sollte der Katholicismus in diesem Königreiche wieder etwas ausrichten, so mußte der Versuch doch in England selbst gemacht werden, was dann freilich nur unter anderen Weltverhältnissen geschehen konnte. Um aber alsdann die katholische Bevölkerung nicht völlig umgewandelt, um sie noch katholisch zu finden, war es nöthig, ihr auf geistlichem Wege zu Hülfe zu kommen.

Zuerst faßte Wilhelm Allen den Gedanken, die jungen Engländer katholischer Confession, die sich der Studien halber auf dem festen

Lande aufhielten, zu vereinigen; besonders mit der Unterstützung Papst Gregors brachte er ein Collegium für sie in Douay zu Stande. Dem Papste schien dies jedoch noch nicht hinreichend. Unter seinen Augen wünschte er diesen Flüchtlingen eine stillere, minder gefährdete Station zu verschaffen, als Douay dort in den unruhvollen Niederlanden war; er stiftete ein englisches Collegium zu Rom, beschenkte es mit einer reichen Abtei und übergab es 1579 den Jesuiten.

In dieses Collegium nun ward Niemand aufgenommen, der sich nicht verpflichtete, nach Vollendung seiner Studien nach England zurückzukehren und den Glauben der römischen Kirche daselbst zu predigen. Dazu allein wurden die Jüglinge vorbereitet. In dem religiösen Enthusiasmus, zu dem die geistlichen Uebungen des Ignatius entflammten, stellte man ihnen die Befeher, welche Papst Gregor der Große einst zu den Angelsachsen gesendet, als ihre Muster vor.

Schon wagten sich einige Aeltere voran. Im Jahre 1580 gingen zwei englische Jesuiten, Person und Campian, nach ihrem Vaterlande hinüber. Immer verfolgt, immer unter verändertem Namen und in anderer Verkleidung langten sie in der Hauptstadt an und durchzogen dann, jener die nördlichen, dieser die südlichen Provinzen. Vornehmlich hielten sie sich an die Häuser der katholischen Lords. Ihre Ankunft war im voraus angekündigt; doch brauchte man die Vorsicht, sie an der Pforte als Fremde begrüßen zu lassen. Schon war indeß in den innersten Gemächern eine Hauskapelle eingerichtet; dahin führte man sie; die Mitglieder der Familie waren hier versammelt und empfingen ihren Segen. Gewöhnlich blieb der Missionar nur Eine Nacht. Am Abend fand Vorbereitung und Beichte statt; am anderen Morgen ward Messe gelesen, das Mahl des Herrn ausgeheilt; dann folgte die Predigt. Es kamen Alle, die sich noch zu dem katholischen Bekenntniß hielten, ihrer oft eine große Anzahl. Mit dem Reize des Geheimnisses, der Neuheit ward die Religion wieder verkündigt, welche seit 900 Jahren auf der Insel geherrscht hatte. Es wurden insgeheim Synoden gehalten; erst in einem Dorfe bei London, dann in einem einsamen Hause in einem nahen Gehölze ward eine Druckerei eingerichtet; plötzlich sah man wieder katholische Schriften erscheinen, mit alle der Geschicklichkeit geschrieben, welche die stete Uebung in der Controvers zu geben vermag, oft nicht ohne Eleganz, die dann um so größeren Eindruck machten, je unerforschter ihr Ursprung war. Der nächste Erfolg hievon war nun, daß die Katholiken aufhörten, den protestantischen Gottesdienst zu besuchen und die geistlichen Befehle der Königin zu beobachten, daß dann auch

auf der anderen Seite der Widerspruch der Lehre lebhafter aufgefaßt, die Verfolgung stärker, nachdrücklicher wurde.

Das war überhaupt das System des römischen Hofes und der Jesuiten. Als Possévin unverrichteter Dinge aus Schweden weichen mußte, machte er den Vorschlag und setzte ihn auch durch, daß in Braunsberg neben dem Collegium noch ein Seminar für junge Leute aus diesem Norden, hauptsächlich Schweden, deren er selbst sogleich eine gute Anzahl herbeiführte, gestiftet wurde, um dereinst auf ihre Landsleute zurückzuwirken. So ward in Wilna ein Seminar für junge Polesen und Russen, in Claufenburg eines für Ungarn gegründet. Der römische Hof sicherte bestimmte Unterstützungen zu, zunächst wenigstens auf 15 Jahre, und Gregor XIII hat wohl gesagt, kein Geld sei besser angewendet als dieses. Englische Seminare finden wir bald auch in Frankreich und Spanien. Das Collegium Romanum war die Metropole aller dieser Institute.

Der nächste Erfolg war, daß, wo das Princip der katholischen Restauration nicht Kraft genug besaß, um sich zur Herrschaft zu erheben, es wenigstens die Gegensätze schärfer und unveröhnlicher hervortrieb.

Man konnte dies auch in der Schweiz bemerken, obwohl hier schon längst jeder Canton religiöse Autonomie besaß und die Zwistigkeiten, die über die Verhältnisse des Bundes, die Auslegung der religiösen Bestimmungen des Landfriedens von Zeit zu Zeit ausbrachen, ziemlich beseitigt waren.

Aber jetzt drangen die Jesuiten auch hier ein. Auf Veranlassung eines Obersten der Schweizergarde in Rom kamen sie 1574 nach Luzern und fanden hier besonders bei der Familie Pfyffer Theilnahme und Unterstützung. Ludwig Pfyffer hat allein vielleicht 30000 Gulden zur Gründung des Jesuitencollegiums beigelegt; Philipp II und die Guisen sollen etwas beigetragen haben; Gregor XIII fehlte auch hier nicht; er gab die Mittel zur Anschaffung einer Bibliothek her. Die Luzerner waren höchlich zufrieden. In einem ausdrücklichen Schreiben bitten sie den General des Ordens, ihnen die Väter der Gesellschaft, die bereits angelangt waren, nicht wieder zu entreißen: „es liege ihnen alles daran, ihre Jugend in guten Wissenschaften und besonders in Frömmigkeit und christlichem Leben wohlangeführt zu sehen“; sie versprechen ihm dafür, keine Mühe und Arbeit, weder Gut noch Blut zu sparen, um der Gesellschaft in allem, was sie wünschen könne, zu dienen.

Und sogleich hatten sie Gelegenheit, ihren erneuten katholischen Eifer in einer nicht unwichtigen Sache zu beweisen.

Die Stadt Genf war in den besondern Schutz von Bern getreten und suchte nun auch Solothurn und Freiburg, die zwar nicht kirchlich, aber doch politisch zu Bern zu halten gewohnt waren, in diese Verbindung zu ziehen. In der That gelang es bei Solothurn. Eine katholische Stadt nahm den Herd des westlichen Protestantismus in seinen Schirm. Gregor XIII erschrak und wandte alles an, um wenigstens Freiburg zurückzuhalten. Hierin kamen ihm nun die Luzerner zu Hülfe. Eine Gesandtschaft derselben vereinte ihre Bemühungen mit dem päpstlichen Nuntius. Freiburg verzichtete nicht allein auf jenes Bündniß, es rief selbst die Jesuiten; mit Hülfe des Papstes ward auch hier ein Collegium zu Stande gebracht.

Indessen begannen die Einwirkungen Carl Borromeo's. Er hatte vornehmlich in den Waldcantonen Verbindungen; Melchior Luffi, Landammann von Unterwalden, galt als sein besonderer Freund; zuerst schickte Borromeo Capuziner hinüber, die besonders in dem Gebirge durch ihre strenge und einfache Lebensart Eindruck machten; dann folgten die Zöglinge des helvetischen Collegiums, das er ja allein zu diesem Zweck gegründet hatte.

Bald spürte man in allen öffentlichen Verhältnissen diesen Einfluß. Im Herbst 1579 schlossen die katholischen Cantone einen Bund mit dem Bischof zu Basel, in welchem sie nicht allein versprachen, ihn bei seiner Religion zu schützen, sondern auch von seinen Unterthanen die, welche protestantisch geworden, bei Gelegenheit wieder „zum wahren katholischen Glauben“ zu bringen: Bestimmungen, welche den evangelischen Theil, der Natur der Sache nach, in Bewegung setzten. Die Spaltung trat stärker hervor, als seit langer Zeit. Es langte ein päpstlicher Nuntius an; in den katholischen Cantonen erwies man ihm die möglichste Ehrerbietung; in den protestantischen ward er verhöhnt und beschimpft.

Entscheidung in den Niederlanden.

So stand es nun damals. Der restaurirte Catholicismus, in den Formen, die er in Italien und Spanien angenommen, hatte einen gewaltigen Angriff auf das übrige Europa gemacht. In Deutschland waren ihm nicht unbedeutende Eroberungen gelungen; auch in so vielen anderen Ländern war er vorgeückt; doch hatte er allent-

halben einen mächtigen Widerstand gefunden. In Frankreich waren die Protestanten durch umfassende Zugeständnisse und eine starke politisch-militärische Stellung gesichert; in den Niederlanden hatten sie das Uebergewicht; in England, Schottland, dem Norden herrschten sie; in Polen hatten sie durchgreifende Gesetze zu ihren Gunsten erlassen und einen großen Einfluß in den allgemeinen Reichsangelegenheiten; in den sämtlichen östreichischen Gebieten standen sie der Regierung mit allen provinziellen Standesrechten ausgerüstet gegenüber; in Nieder-Deutschland schien sich für die Stifter eine entscheidende Umänderung anzubahnen.

In dieser Lage der Dinge war es nun von unermesslicher Bedeutung, welcher Ausschlag dort erfolgen würde, wo man die Waffen immer aufs neue in die Hände nahm, in den Niederlanden.

Unmöglich aber konnte König Philipp II gemeint sein, die schon einmal mißlungenen Maßregeln zu wiederholen; — er wäre dazu auch gar nicht mehr im Stande gewesen; sein Glück war, daß er ganz von selbst Freunde fand, daß der Protestantismus in seinem neuen Fortgang doch auch auf einen unerwarteten und unbefiegbaren Widerstand stieß. Es ist wohl der Mühe werth, bei diesem wichtigen Ereigniß einen Augenblick länger zu verweilen.

Einmal war es in den Provinzen keineswegs Jedermann angenehm, den Prinzen von Oranien so mächtig werden zu sehen, am wenigsten dem wallonischen Adel.

Unter der Regierung des Königs war dieser Adel besonders in den französischen Kriegen immer zuerst zu Pferde gestiegen; die namhafteren Anführer, denen das Volk zu folgen gewohnt war, hatten dadurch eine gewisse Selbständigkeit und Macht erworben. Unter dem Regiment der Stände sah er sich zurückgesetzt; der Sold erfolgte nicht regelmäßig; die Armee der Stände bestand hauptsächlich aus Holländern, Engländern, Deutschen, die als unzweifelhafte Protestanten das meiste Vertrauen genossen.

Als die Wallonen der Pacification von Gent beitraten, hatten sie sich geschmeichelt, auf die allgemeinen Angelegenheiten des Landes einen leitenden Einfluß zu erlangen. Aber vielmehr das Gegentheil erfolgte. Die Macht gelangte fast ausschließlich an den Prinzen von Oranien und dessen Freunde aus Holland und Seeland.

Mit dem persönlichen Widerwillen, der sich hiedurch entwickelte, trafen aber besonders religiöse Momente zusammen.

Worauf es auch immer beruhen mag, so ist gewiß, daß die

protestantische Bewegung in den wallonischen Provinzen nur wenig Anklang gefunden hatte.

Ruhig waren die neuen Bischöfe eingeführt worden, fast alles Männer von großer Wirksamkeit: in Arras Franz von Richardot, der sich auf dem Concilium von Trient mit den restaurirenden Prinzipien erfüllt hatte, von dem man dabei nicht genug rühmen kann, wie sehr er in seinen Predigten Festigkeit und Nachdruck mit Feinheit und Bildung, in seinem Leben Eifer und Weltkenntniß vereinigt habe; in Namur Antoine Habet, ein Dominicaner, vielleicht minder weltklug, aber auch früher ein Mitglied des Conciliums und eben so unermüdblich, die Satzungen desselben einzuführen; in St.-Omer Gerhard von Hamericourt, einer der reichsten Prälaten aller Provinzen — zugleich Abt in St.-Bertin —, der sich nun dem Ehrgeiz hingab, junge Leute studiren zu lassen, Schulen zu stiften, und in den Niederlanden zuerst dem Orden der Jesuiten ein Collegium auf feste Einkünfte gegründet hat. Unter diesen und anderen Kirchenhäuptern hielten sich Artois, Hennegau, Namur, während alle anderen Provinzen in Feuer und Flammen standen, von der wilden Wuth des Bildersturmes frei, so daß alsdann auch die Reactionen des Alba hier nicht so gewaltig eintraten. Die Schlässe des tridentinischen Conciliums wurden ohne langen Verzug in Provinzial-Concilien und Diöcesan-Synoden erörtert und eingeführt; von St.-Omer und noch mehr von Douay breitete sich der Einfluß der Jesuiten gewaltig aus. In Douay hatte Philipp II eine Universität gestiftet, um seinen Unterthanen französischer Zunge die Gelegenheit zu verschaffen, im Lande zu studiren. Es gehörte dies mit zu der geschlossenen geistlichen Verfassung, die er überhaupt einzuführen beabsichtigte. Unfern von Douay liegt die Benedictinerabtei Anchin. In den Tagen, als in dem größten Theil der übrigen Niederlande der Bildersturm wüthete, vollzog der Abt von Anchin, Johann Lentailleur, mit seinen Mönchen die geistlichen Uebungen des Ignatius. Von dem Eindruck derselben noch ganz erfüllt, beschloß er, aus den Einkünften der Abtei ein Collegium der Jesuiten auf der neuen Universität zu stiften, das im Jahre 1568 eröffnet wurde, sogleich eine gewisse Unabhängigkeit von den Behörden der Universität empfing und sich bald außerordentlich aufnahm. Acht Jahre nachher wird die Blüthe der Universität, und zwar selbst in Hinsicht des Studiums der Literatur, vor allem den Jesuiten zugeschrieben: nicht allein sei ihr Collegium erfüllt mit einer frommen und fleißigen Jugend; auch die übrigen Collegien seien durch den Wettstreit mit jenem emporgekommen; schon sei aus demselben die

hohe Schule selbst mit trefflichen Theologen, das gesammte Artois und Hennegau mit Seelsorgern versehen worden. Allmählich ward dies Collegium ein Mittelpunkt des modernen Katholicismus für alle umliegenden Gegenden. Im Jahre 1578 galten wenigstens die wallonischen Provinzen bei den Zeitgenossen, wie einer von ihnen sich ausdrückt, für höchst katholisch.

Wie aber die politischen Ansprüche, so waren soeben auch diese religiösen Zustände von dem Uebergewicht des Protestantismus bedroht.

In Gent hatte der Protestantismus eine Gestalt angenommen, die wir heutzutage als revolutionär bezeichnen würden. Man hatte hier die alten Freiheiten noch nicht vergessen, welche Carl V 1539 gebrochen; die Mißhandlungen des Alba hatten hier besonders böses Blut gemacht; der Pöbel war von gewaltfamer Natur, bildersfürrerisch gestimmt und wider die Priester in heftiger Aufwallung. Aller dieser Regungen bedienten sich ein paar kühne Wortführer, Imbize und Ryhove. Imbize dachte eine Republik zu gründen und träumte, daß Gent ein neues Rom werden könne. Ihr Unternehmen begannen sie damit, daß sie ihren Gouverneur Arschot, eben als er mit einigen Bischöfen und katholischen Oberhäuptern der benachbarten Städte eine Zusammenkunft hielt, mit denselben gefangennahmen; dann stellten sie die alte Verfassung wieder her, wohlverstanden mit einigen Veränderungen, die ihnen den Besitz der Gewalt sicherten; hierauf griffen sie die geistlichen Güter an, lösten das Bisthum auf, zogen die Abteien ein; aus den Hospitälern und Klostergebäuden machten sie Kasernen; diese ihre Einrichtungen suchten sie endlich mit Gewalt der Waffen bei ihren Nachbarn auszubreiten.

Nun gehörten von jenen gefangenen Oberhäuptern einige den wallonischen Provinzen an; schon streiften die Genter Truppen in das wallonische Gebiet: was es in demselben von protestantischer Gesinnung geben mochte, fing an, sich zu regen; durch das Beispiel von Gent wurden die populären Leidenschaften mit den religiösen in ein unmittelbares Verhältniß gebracht; in Arras brach eine Bewegung gegen den Rath aus; in Douay selbst wurden durch eine Volksbewegung wider den Willen des Rathes die Jesuiten vertrieben, zwar nur auf 14 Tage; aber schon dies war ein großer Erfolg; in St.-Omer erhielten sie sich nur durch den besonderen Schutz des Rathes.

Die städtischen Magistrate, der Adel des Landes, die Geistlichkeit, alle waren auf einmal gefährdet und bedrängt; sie fanden sich mit einer Entwicklung bedroht, wie sie in Gent stattgefunden, von

offenbar zerstörender Natur. Kein Wunder, wenn sie in dieser Gefahr sich auf alle Weise zu schützen suchten, zuerst ihre Truppen ins Feld schickten, welche dann das gentische Gebiet grausam verwüsteten, und sich darauf nach einer anderen sichernden Staatsverbindung umsahen, als ihnen ihr Verhältniß zu den allgemeinen niederländischen Ständen gewährte.

Schon Don Johann von Oestreich machte sich diese ihre Stimmung zu Nuzen.

Wenn man das Thun und Lassen Don Johanns in den Niederlanden im Allgemeinen betrachtet, so scheint es wohl, als habe es keine Wirkung hervorgebracht, als sei sein ganzes Dasein eben so spurlos verschwunden, wie es ihm keine persönliche Befriedigung gewährte. Ueberlegt man näher, wie er stand, was er that und was aus seinen Unternehmungen erfolgte, so ist, wenn irgend einem Andern, vor allen ihm die Gründung der spanischen Niederlande zuzuschreiben. Er versuchte eine Zeitlang sich nach der Genter Pacification zu halten; aber in der unabhängigen Stellung, welche die Stände genommen, in dem Verhältniß des Prinzen von Oranien, der bei weitem mächtiger war als er, der Generalfstatthalter, in dem wechselseitigen Argwohn beider Theile lag die Nothwendigkeit eines offenen Bruches. Don Johann entschloß sich, den Krieg anzufangen. Ohne Zweifel that er dies wider den Willen des Königs; allein es war unvermeidlich. Dadurch allein konnte es ihm gelingen, und es gelang ihm auch, ein Gebiet zu erwerben, welches die spanische Herrschaft wieder anerkannte. Luxemburg behauptete er noch; er besetzte Namur; in Folge der Schlacht von Gemblours ward er Meister von Löwen und Limburg. Wollte der König wieder Herr der Niederlande werden, so war das nicht durch eine Abkunft mit den Generalstaaten zu erreichen, die sich unmöglich zeigte, sondern nur durch eine allmähliche Unterwerfung der einzelnen Landschaften entweder im Wege des Vertrages oder mit Gewalt der Waffen. Diesen Weg schlug Don Johann ein und eröffnete sich auf demselben bereits die größte Aussicht. Er erweckte die alten Zuneigungen der wallonischen Provinzen zu dem burgundischen Geschlecht. Vornehmlich brachte er zwei mächtige Männer, Pardieu de Lamotte, Gouverneur von Grävelingen, und Matthieu Moulart, Bischof von Arras, auf seine Seite.

Eben diese waren es, die nun nach dem frühen Tode Don Johanns die Unterhandlungen, auf die es ankam, mit großem Eifer und glücklicher Geschicklichkeit leiteten.

de Lamotte bediente sich des erwachenden Hasses gegen die Protestanten. Er bewirkte, daß man die ständischen Besatzungen, eben deshalb, weil sie protestantisch sein könnten, aus vielen festen Plätzen entfernte, daß der Adel von Artois bereits im November die Entfernung aller Reformirten aus diesem Lande beschloß und ins Werk setzte. Hierauf suchte Matthieu Moulart eine völlige Versöhnung mit dem Könige herbeizuführen. Er begann damit, daß er durch eine förmliche Procession in der Stadt die Hülfe Gottes anrief. Und in der That hatte er es schwer: er mußte zuweilen Männer vereinigen, deren Ansprüche geradezu gegen einander liefen. Er zeigte sich unbedröffen, fein und geschmeidig; glücklich gelang es ihm.

Alexander Farnese, der Nachfolger Don Johanns, hatte das große Talent, zu überzeugen, zu gewinnen und ein nachhaltiges Vertrauen einzufloßen. Zu seiner Seite standen Franz Richardot, Neffe jenes Bischofs, „ein Mann“, sagt Cabrera, „von guter Einsicht in mancherlei Materien, geübt in allen, der jedes Geschäft, von welcher Art auch immer, einzuleiten verstand“, und Sarrazin, Abt von St.-Vaast, nach der Schilderung desselben Cabrera „ein großer Politiker unter dem Anschein der Ruhe, sehr ehrgeizig unter dem Schein der Demuth, der sich bei Jedermann in Ansehen zu behaupten wußte“.

Sollten wir nun den Gang der Unterhandlungen schildern, bis sie allmählich zum Ziel gediehen?

Es ist genug, zu bemerken, daß von Seiten der Provinzen das Interesse der Selbsterhaltung und der Religion zu dem Könige hinwies, von Seiten des Königs nichts unversucht blieb, was priesterlicher Einfluß und geschickte Unterhandlung im Verein mit der wiederkehrenden Gnade des Fürsten zu leisten vermögen. Im April 1579 trat Emanuel von Montigny, den die wallonische Armee als ihren Anführer anerkannte, in den Sold des Königs. Hierauf ergab sich auch der Graf von Balain; niemals hätte Hennegau ohne ihn gewonnen werden können. Endlich — 17. Mai 1579 — in dem Lager zu Maastricht ward der Vertrag abgeschlossen. Aber zu welchen Bedingungen mußte sich der König verstehen! Es war eine Restauration seiner Macht, die aber nur unter den strengsten Beschränkungen statthatte. Er versprach nicht allein, alle Fremden aus seinem Heere zu entlassen und sich nur niederländischer Truppen zu bedienen; er bestätigte auch alle Angestellten in den Aemtern, die sie während der Unruhen bekommen; die Einwohner verpflichteten sich sogar, keine Besatzungen aufzunehmen, von denen den Ständen des Landes nicht

vorher Nachricht gegeben worden; zwei Drittheile des Staatsrathes sollten aus Leuten bestehen, welche in die Unruhen mit verflochten gewesen. In diesem Sinne sind auch die übrigen Artikel. Die Provinzen bekamen eine Selbstständigkeit, wie sie nie gehabt.

Es liegt hierin eine Wendung der Dinge von allgemeiner Bedeutung. In dem ganzen westlichen Europa hatte man bisher den Katholicismus nur durch die Anwendung offener Gewalt zu erhalten und wieder einzuführen gesucht; die fürstliche Macht hatte unter diesem Vorwande die provinzialen Rechte noch vollends zu unterdrücken gestrebt. Jetzt sah sie sich genöthigt, einen anderen Weg einzuschlagen. Wollte sie den Katholicismus wiederherstellen und sich selbst behaupten, so konnte sie dies nur im Verein mit Ständen und Privilegien ausrichten.

Wie sehr aber auch die königliche Macht beschränkt ward, so hatte sie doch unendlich viel gewonnen: die Landschaften gehorchten wieder, auf welche die Größe des burgundischen Hauses gegründet war. Alexander Farnese führte den Krieg mit den wallonischen Truppen. Obwohl es langsam ging, so machte er doch immer Fortschritte. Er nahm 1580 Courtray, 1581 Tournay, 1582 Oudenarde.

Entschieden aber war damit die Sache noch nicht. Gerade die Vereinigung der katholischen Provinzen mit dem Könige mochte es sein, was die nördlichen, völlig protestantischen antrieb, nicht allein sofort in einen näheren Bund zu treten, sondern sich endlich von dem Könige gänzlich loszusagen.

Wir fassen hier eine Aussicht über die gesammte niederländische Geschichte. Es war in allen Provinzen ein alter Widerstreit der provinzialen Rechte und der fürstlichen Macht. Zur Zeit des Alba hatte die fürstliche Macht ein Uebergewicht erlangt, wie sie es früher niemals besessen; aber auf die Länge konnte sie es nicht behaupten. Die Genter Pacification bezeichnet, wie so ganz die Stände die Oberhand über die Regierung erkämpften. Die nördlichen Provinzen hatten hierin vor den südlichen keinen Vortheil; wären beide in der Religion einig gewesen, so würden sie eine allgemeine niederländische Republik eingerichtet haben. Allein, wie wir sahen, die religiöse Differenz veranlaßte die Entzweiung. Es erfolgte zuerst, daß die katholischen unter den Schutz des Königs zurückkehrten, mit dem sie sich vor allem eben zur Behauptung der katholischen Religion verbanden; hierauf erfolgte weiter, daß die protestantischen, nachdem sie sich so lange im Kampfe behauptet, sich endlich auch des Namens der Unterwürfigkeit entschlugen und vom Könige völlig los sagten. Nennt man nun die einen

die unterworfenen Provinzen, bezeichnet man die anderen mit dem Namen einer Republik, so darf man doch nicht glauben, daß der Unterschied zwischen beiden im Innern anfangs sehr groß gewesen sei. Auch die unterworfenen Provinzen behaupteten alle ihre ständischen Vorrechte mit dem größten Eifer. Ihnen gegenüber konnten auch die republikanischen doch ein der königlichen Gewalt analoges Institut, das des Statthalters, nicht entbehren. Der vornehmste Unterschied lag in der Religion.

Erst hiedurch trat der Kampf in seine reinen Gegensätze auseinander, und die Ereignisse reiften ihrer Vollendung entgegen.

Eben damals hatte Philipp II Portugal erobert; indem er sich durch das Glück einer so großen Erwerbung zu neuen Unternehmungen angefeuert fühlte, ließen sich auch die wallonischen Stände endlich geneigt finden, die Rückkehr der spanischen Truppen zu gestatten.

Salainq und dessen Gemahlin, die immer eine große Widersacherin der Spanier gewesen war, der man die Ausschließung derselben besonders zuschrieb, wurden gewonnen; der ganze wallonische Adel folgte ihrem Beispiel. Man überzeugte sich, daß die Rückkehr Alba'scher Richterprüche und Gewaltthaten nicht mehr zu besorgen sei. Das spanisch-italienische Heer, schon einmal entfernt, wieder zurückgekehrt und noch einmal weggewiesen, langte aufs neue an. Mit den niederländischen Mannschaften allein hätte der Krieg sich ohne Ende ausdehnen müssen; jene kriegsgewohnten, wohl-disciplinirten, überlegenen Truppen führten die Entscheidung herbei.

Wie in Deutschland die Colonien der Jesuiten, aus Spaniern, Italienern und einigen Niederländern bestehend, den Katholicismus durch das Dogma und den Unterricht wiederherstellten, so erschien ein spanisch-italienisches Heer in den Niederlanden, um, mit den wallonischen Elementen vereinigt, der katholischen Meinung das Uebergewicht der Waffen zu verschaffen.

Es ist an dieser Stelle unvermeidlich, des Krieges zu gedenken. Es war zugleich der Fortschritt der Religion.

Im Juli 1583 ward Dünkirchen, Hafen und Stadt, binnen sechs Tagen, hierauf Riempport und die ganze Küste bis gegen Ostende, Dymuyden, Furnes erobert.

Gleich hier entwickelte der Krieg seinen Charakter. In allen politischen Dingen zeigten sich die Spanier glimpflich, unerbittlich aber in den kirchlichen. Es war nicht daran zu denken, daß den Protestanten eine Kirche, nur ein privater Gottesdienst gestattet worden wäre: die Prediger, die man ergriff, wurden gehenkt. Man führte mit

vollern Bewußtsein einen Religionskrieg. In gewissem Sinne war das für die Lage, in der man sich befand, sogar das Klügste. Von den Protestanten hätte sich doch nie eine vollkommene Unterwerfung erlangen lassen; dagegen brachte man durch ein so entschiedenes Verfahren die Elemente des Katholicismus, welche in dem Lande noch vorhanden waren, auf seine Seite. Ganz von selbst regten sie sich. Der Bailliu Servaes von Steeland überlieferte das Land Waes; Hulst und Axel ergaben sich; bald war Alexander Farnese mächtig genug, um an einen Angriff auf die großen Städte denken zu können; — er hatte das Land und die Küste inne; — eine nach der anderen, zuerst Opern im April, dann Brügge, endlich auch Gent, wo jener Ambize selbst jetzt für die Versöhnung Partei gemacht hatte, mußten sich überliefern. Es wurden den Gemeinden als solchen ganz erträgliche Bedingungen zugestanden: größtentheils wurden ihnen ihre Privilegien gelassen; nur die Protestanten wurden ohne Erbarmen verwiesen; die vornehmste Bedingung war immer, daß die katholischen Geistlichen zurückkehren, die Kirchen wieder an den katholischen Ritus heimfallen sollten.

Mit alle dem schien jedoch nichts Bleibendes erreicht, keine Sicherheit gewonnen, solange der Prinz von Oranien noch lebte, der dem Widerstand Haltung und Nachdruck gab und auch in den Ueberwundenen die Hoffnung nicht untergehen ließ.

Die Spanier hatten einen Preis von 25000 Scudi auf seinen Kopf gesetzt; in der wilden Aufregung, in der die Gemüther waren, konnte es nicht an solchen fehlen, die ihn sich zu verdienen dachten. Gewinnsucht und Fanatismus zugleich trieben sie an. Ich weiß nicht, ob es eine größere Blasphemie giebt als die, welche die Papiere des Biscayers Jaureguy enthalten, den man bei einem Attentat auf das Leben des Prinzen ergriff. Als eine Art Amulet führte er Gebete bei sich, in denen die gnädige Gottheit, die dem Menschen in Christo erschienen, zur Begünstigung des Mordes angerufen, in denen ihr nach vollbrachter That gleichsam ein Theil des Gewinnes zugesagt wird, der Mutter Gottes von Bayonne ein Kleid, eine Lampe, eine Krone, der Mutter Gottes von Aranzosu eine Krone, dem Herrn Christus selbst ein reicher Vorhang. — Glücklicherweise ergriff man diesen Fanatiker; aber indeß war schon ein anderer unterwegs. In dem Augenblick, daß die Aechterklärung in Maftricht ausgerufen ward, hatte sich ein Burgunder, der sich dort aufhielt, Balthasar Gerard, von dem Gedanken ergriffen gefühlt, sie zu vollstrecken. Die Hoffnungen, die er sich machte, von irdischem Glück und An-

sehen, das ihn erwartete, wenn es ihm gelinge, von dem Ruhm eines Märtyrers, den er davontragen werde, falls er dabei umkomme, Gedanken, in denen ihn ein Jesuit von Trier bestärkte, hatten ihm seitdem keine Ruhe bei Tag und Nacht gelassen, bis er ausbrach, die That zu vollbringen. Er stellte sich dem Prinzen als ein Flüchtling dar; da fand er Eingang und den günstigen Augenblick: im Juli 1584 tödtete er Oranien mit einem Schuß. Er ward ergriffen; aber keine Marter, die man ihm anthat, entwand ihm einen Seufzer; er sagte immer: hätte er es nicht gethan, so würde er es noch thun. In dem er in Delft unter den Verwünschungen des Volkes seinen Geist aufgab, hielten die Domherren in Herzogenbusch ein feierliches Teuenum für seine That.

Alle Leidenschaften sind in wilder Gährung: der Antrieh, den sie den Katholischen geben, ist der stärkere; er vollführt seine Sache und trägt den Sieg davon.

Hätte der Prinz gelebt, so würde er, glaubt man, Mittel gefunden haben, Antwerpen, das bereits belagert wurde, zu entsetzen, wie er es zugesagt hatte. Jetzt gab es Niemanden, der an seine Stelle hätte treten können.

Die Unternehmung gegen Antwerpen war aber so umfassend, daß auch die anderen wichtigen brabantischen Städte dadurch unmittelbar angegriffen waren. Der Prinz von Parma schnitt allen zugleich die Zufuhr von Lebensmitteln ab. Zuerst ergab sich Brüssel; als diese des Ueberflusses gewohnte Stadt sich von Mangel bedroht sah, brachen Parteiungen aus, welche zur Ueberlieferung führten; dann fiel Mecheln; endlich, als der letzte Versuch, die Dämme zu durchstechen und über das Land her sich Zufuhr zu verschaffen, mißlungen war, mußte auch Antwerpen sich ergeben.

Es wurden auch diesen brabantischen Städten, sowie den flandrischen, übrigens die glimpflichsten Bedingungen gewährt: Brüssel ward von der Contribution freigesprochen; Antwerpen erhielt die Zusage, daß man keine spanische Besatzung in die Stadt legen, die Citadelle nicht erneuern wolle. Eine Verpflichtung war statt aller anderen, daß Kirchen und Kapellen wiederhergestellt, die verjagten Priester und Ordensleute zurückgerufen werden sollten. Der König war hierin ganz unerschütterlich. Bei jeder Ueberkunft, sagte er, müsse dies die erste und die letzte Bedingung sein. Die einzige Gnade, zu der er sich verstand, war, daß den Eingekessenen jedes Ortes zwei Jahre gestattet wurden, um sich entweder zu bekehren oder ihre Habe zu verkaufen und das spanische Gebiet zu räumen.

Wie so ganz hatten sich nun die Zeiten geändert! Einst hatte Philipp II selbst Bedenken getragen, den Jesuiten in den Niederlanden feste Sitze zu gewähren, und oft waren sie seitdem gefährdet, angegriffen, verbannt worden. Im Gefolge der Kriegserreignisse kehrten sie nun und zwar unter der entschiedenen Begünstigung der Staatsgewalt zurück. Die Farnesen waren ohnehin besondere Gönner dieser Gesellschaft: Alexander hatte einen Jesuiten zu seinem Beichtvater; er sah in dem Orden das vorzüglichste Mittel, das halb protestantische Land, das er erobert, wieder völlig zum Katholicismus zurückzubringen, den Hauptzweck des Krieges erfüllen zu helfen. Der erste Ort, in welchem sie wieder auftraten, war eben der erste, welcher erobert worden, Courtray. Der Pfarrer der Stadt, Johann David, hatte die Jesuiten in seinem Exil zu Douay kennen gelernt; jetzt kehrte er wieder, aber nur um sofort in den Orden zu treten und in seiner Abschiedspredigt die Einwohner zu ermahnen, der geistlichen Hilfe dieser Gesellschaft sich nicht länger berauben zu wollen; leicht ließen sie sich überreden. Jetzt kam der alte Johann Montagna, der die Gesellschaft zuerst in Tournay eingeführt und mehr als einmal hatte fliehen müssen, dahin zurück, um dieselbe auf immer zu begründen. Sowie Brügge und Ypern übergegangen, langten die Jesuiten daselbst an; gern bewilligte ihnen der König einige Klöster, die während der Unruhen verödet waren. In Gent ward das Haus des großen Demagogen, des Ambize, von welchem das Verderben des Katholicismus ausgegangen, für die Gesellschaft eingerichtet. Bei ihrer Ueberlieferung wollten sich die Antwerpener ausbedingen, daß sie nur diejenigen Orden wiederaufzunehmen hätten, welche zur Zeit Carls V daselbst gewesen; aber es ward ihnen nicht nachgegeben; sie mußten die Jesuiten wiedereinziehen lassen und denselben die Gebäude zurückstellen, die sie früher innegehabt; mit Vergnügen erzählt es der Geschichtschreiber des Ordens; er bemerkt es als eine besondere Gunst des Himmels, daß man das schuldenfrei wiederbekommen, was man verschuldet hinterlassen habe; es war indeß in zweite und dritte Hände übergegangen und wurde ohne weiteres zurückgestellt. Da konnte auch Brüssel dem allgemeinen Schicksal nicht entgehen; der Rath der Stadt erklärte sich bereit; der Prinz von Parma bewilligte eine Unterstützung aus königlichen Cassen; gar bald waren die Jesuiten auch hier auf das beste eingerichtet. Schon hatte ihnen der Prinz feierlich das Recht erteilt, liegende Gründe unter geistlicher Jurisdiction zu besitzen und sich auch, in diesen Provinzen der Privilegien des apostolischen Stuhles frei zu bedienen.

Und nicht allein die Jesuiten genossen seines Schutzes. Im Jahre 1585 langten einige Capuziner bei ihm an; durch ein besonderes Schreiben an den Papst wußte er auszuwirken, daß sie bei ihm bleiben durften; dann kaufte er ihnen ein Haus in Antwerpen. Sie machten sogar bei ihren Ordensverwandten einen Eindruck; durch ausdrücklichen Befehl mußten andere Franciscaner abgehalten werden, die Reform der Capuziner anzunehmen.

Alle diese Veranstaltungen hatten aber nach und nach die größte Wirkung. Sie machten Belgien, das schon halb protestantisch gewesen, zu einem der am meisten katholischen Länder der Welt. Auch ist wohl unleugbar, daß sie wenigstens in den ersten Zeiten zur Wiederbefestigung der königlichen Gewalt das Ihrige beitrugen.

Fest und fester setzte sich durch diese Erfolge die Meinung, daß in einem Staate nur Eine Religion geduldet werden dürfe. Es ist einer der Hauptgrundsätze der Politik des Justus Lipsius. In Sachen der Religion, sagt Lipsius, sei keine Gnade noch Nachsicht zulässig; die wahre Gnade sei, ungnädig zu sein; um Viele zu retten, müsse man sich nicht scheuen, einen und den anderen zu entfernen.

Ein Grundsatz, der nirgend größeren Eingang fand als in Deutschland.

Fortgang der Gegenreformationen in Deutschland.

Waren doch die Niederlande noch immer ein Kreis des deutschen Reiches! Der Natur der Dinge nach mußten die dortigen Ereignisse einen großen Einfluß auf die deutschen Angelegenheiten ausüben. Unmittelbar in ihrem Gefolge ward die Cölnner Sache entschieden.

Noch waren die Spanier nicht wiedergekehrt, geschweige die großen Vortheile des Katholicismus erfochten, als sich der Kurfürst Truchseß von Cöln im November 1582 entschloß, sich zu der reformirten Lehre zu bekennen und eine Frau zu nehmen, ohne doch darüber sein Stift aufgeben zu wollen. Der größere Theil des Adels war für ihn: die Grafen von Nuenar, Solms, Wittgenstein, Wied, Nassau, das ganze Herzogthum Westfalen, alle Evangelischen; mit dem Buch in der einen und dem Schwert in der anderen Hand zog der Kurfürst in Bonn ein; um die Stadt Cöln, das Capitel und das Erzstift, die sich ihm widersetzten, zu bezwingen, erschien Casimir von der Pfalz mit nicht unbedeutender Mannschaft im Felde.

In allen Händeln jener Zeit finden wir diesen Casimir von der Pfalz; immer ist er bereit, zu Pferde zu sitzen, das Schwert zu ziehen;

immer hat er kriegslustige Schaaren, protestantisch gesinnte, bei der Hand. Er führt den Krieg weder mit der Hingebung, die eine religiöse Sache erfordert — jedesmal hatte er seinen besonderen Vortheil im Auge, — noch mit dem Nachdruck oder der Wissenschaft, die man ihm entgegensetzt. Auch diesmal verwüsthete er wohl das platte Land seiner Gegner; in der Hauptsache dagegen richtete er so viel wie nichts aus: Eroberungen machte er nicht; eine weitere Hilfe des protestantischen Deutschlands wußte er sich nicht zu verschaffen.

Dagegen nahmen die katholischen Mächte alle ihre Kraft zusammen. Papst Gregor überließ die Sache nicht den Verzögerungen eines Processes an der Curie; ein einfaches Consistorium der Cardinäle hielt er bei der Dringlichkeit der Umstände für hinreichend, einen so wichtigen Fall zu entscheiden, einen deutschen Kurfürsten seiner erzbischöflichen Würde zu berauben. Schon war sein Nuntius Malaspina nach Cöln geeilt; hier gelang es demselben, besonders im Bunde mit den gelehrten Mitgliedern des Stiftes, nicht allein alle Minderentschiedenen von dem Capitel auszuschließen, sondern auch einen Fürsten aus dem noch allein vollkommen katholischen Hause, den Herzog Ernst von Baiern, Bischof von Freisingen, auf den erzbischöflichen Stuhl zu erheben. Hierauf erschien, von dem Herzog von Baiern und nicht ohne Subsidien des Papstes zusammengebracht, ein deutsch-katholisches Heer im Felde. Der Kaiser versäumte nicht, den Pfalzgrafen Casimir mit Acht und Aberacht zu bedrohen und Abmahnungsschreiben an seine Truppen zu erlassen, die doch in der That zuletzt die Auflösung des pfälzischen Heeres bewirkten. Als es so weit war, erschienen auch die Spanier. Noch im Sommer 1583 hatten sie Zütphen erobert; jetzt rückten vierthalbtausend belgische Veteranen in das Erzstift ein. So vielen Feinden erlag Gebhard Truchseß: seine Truppen wollten wider ein kaiserliches Mandat nicht dienen; seine Hauptfeste ergab sich dem baierisch-spanischen Heere; er selbst mußte flüchten und bei dem Prinzen von Oranien, dem er als ein Vorkämpfer des Protestantismus zur Seite zu stehen gehofft hatte, einen Gnadenaufenthalt suchen.

Wie sich versteht, hatte dies nun auf die vollkommene Befestigung des Katholicismus in dem Lande den größten Einfluß. Gleich im ersten Augenblick der Unruhen hatte die Geistlichkeit des Stiftes die Zwistigkeiten, die in ihr selbst obwalten mochten, fahren lassen; der Nuntius entfernte alle verdächtigen Mitglieder; mitten im Getümmel der Waffen richtete man eine Jesuitenkirche ein; nach er-

sohnenem Siege brauchte man dann nur so fortzufahren. Auch Truchseß hatte in Westfalen die katholischen Geistlichen verjagt; sie lehrten nun, wie die übrigen Flüchtlinge, alle zurück und wurden in hohen Ehren gehalten. Die evangelischen Domherren blieben von dem Stifte ausgeschlossen und erhielten sogar, was unerhört war, ihr Einkommen nicht wieder. Zwar mußten die päpstlichen Nuntien auch mit den katholischen glimpflich verfahren; wohl wußte das Papst Sixtus; er befahl unter anderem seinem Nuntius, die Reformen, die er für nöthig halte, gar nicht zu beginnen, sobald er nicht wisse, daß Alle geneigt seien, sie anzunehmen; aber eben auf diese vorsichtige Weise kam man unvermerkt zum Ziele: die Domherren begannen, so vornehm auch ihre Herkunft war, endlich wieder ihre kirchlichen Pflichten im Dom zu erfüllen. An dem Kölner Rathe, der eine protestantisch gesinnte Gegenpartei in der Stadt hatte, fand die katholische Meinung eine mächtige Unterstützung.

Schon an sich mußte dieser große Aufschwung auch auf alle anderen geistlichen Gebiete wirken; — in der Nachbarschaft von Köln trug dazu noch ein besonderer Zufall bei. Jener Heinrich Sachsen-Lauenburg, — welcher das Beispiel Gebhards nachgeahmt haben würde, wenn es gelungen wäre, — Bischof von Paderborn und Osnabrück, Erzbischof von Bremen, ritt eines Sonntags im April 1585 von dem Hause Bährde nach der Kirche; auf dem Rückwege stürzte er mit dem Pferde; obwohl er jung und kräftig war, auch keine bedeutende Verletzung erlitten hatte, starb er doch an den Folgen des Falles noch in demselben Monat. Die Wahlen, die hierauf erfolgten, schlugen nun sehr zum Vortheil des Katholicismus aus. Der neue Bischof in Osnabrück unterschrieb wenigstens die Professio fidei; ein entschiedener katholischer Eiferer aber war der neue Bischof von Paderborn, Theodor von Fürstenberg. Schon früher als Domherr hatte er seinem Vorfahren Widerstand geleistet und bereits im Jahre 1580 das Statut bewirkt, daß künftig nur Katholiken in das Capitel aufgenommen werden sollten; schon hatte er auch ein paar Jesuiten kommen lassen und ihnen die Predigt im Dom sowie den Unterricht in den oberen Classen des Gymnasiums anvertraut, das letztere unter der Bedingung, daß sie sich keiner Ordenskleidung bedienen sollten. Wie viel leichter aber ward es ihm nun, diese Richtung durchzusetzen, nachdem er selber Bischof geworden war! Jetzt brauchten die Jesuiten nicht mehr ihre Anwesenheit zu verheimlichen; das Gymnasium ward ihnen unverhohlen übergeben; zu der Predigt kam die Katechese. Sie fanden hier vollauf zu thun. Der Stadtrath war

durchaus protestantisch; unter den Bürgern fand man kaum noch Katholiken. Auf dem Lande war es nicht anders. Die Jesuiten verglichen Paderborn mit einem dürren Acker, der ungemeine Mühe mache und doch keine Früchte tragen wolle. Endlich, — wir werden es noch berühren —, in dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, sind sie dennoch durchgedrungen.

Auch für Münster war jener Todesfall ein wichtiges Ereigniß. Da die jüngeren Domherren für Heinrich, die älteren wider ihn waren, so hatte bisher keine Wahl zu Stande kommen können. Jetzt ward Herzog Ernst von Baiern, Kurfürst von Köln, Bischof von Bittich, auch zum Bischof von Münster postulirt. Der entschiedenste Katholik des Stiftes, der Domdechant Raesfeld, setzte das noch durch; er bestimmte noch aus seinem Vermögen ein Legat von 12000 Rthln. für ein Collegium der Jesuiten, das zu Münster eingerichtet werden sollte; dann starb er. Im Jahre 1587 langten die ersten Jesuiten an. Sie fanden Widerstand bei den Domherren, den Predigern, den Bürgern; aber der Rath und der Fürst unterstützten sie; ihre Schulen entwickelten ihr außerordentliches Verdienst: im dritten Jahre schon sollen sie tausend Schüler gezählt haben; eben damals, im Jahre 1590, bekamen sie durch eine freigebige Bewilligung geistlicher Güter von Seiten des Fürsten vollends eine unabhängige Stellung.

Kurfürst Ernst besaß auch das Bisthum Hildesheim. Obwohl hier seine Macht um vieles beschränkter war, so trug er doch auch hier zur Aufnahme der Jesuiten bei. Der erste Jesuit, der nach Hildesheim kam, war Johann Hammer, ein geborener Hildesheimer, im lutherischen Glauben erzogen — noch lebte sein Vater —, aber mit dem Eifer eines Neubekehrten erfüllt. Er predigte mit vorzüglicher Deutlichkeit: es gelangen ihm einige glänzenden Bekehrungen; allmählich feste er festen Fuß: im Jahre 1590 bekamen die Jesuiten auch in Hildesheim Wohnung und Pension.

Wir bemerken, wie wichtig der Katholicismus des Hauses Baiern nun auch für Niederdeutschland wurde. Ein bairischer Prinz erscheint in so vielen Sprengeln zugleich als die eigentliche Stütze desselben.

Daraus folgt aber nicht, daß dieser Fürst nun selbst sehr eifrig, sehr devot gewesen wäre. Er hatte natürliche Kinder, und man war einmal der Meinung, er werde es zuletzt auch wie Gebhard Truchseß machen. Es ist ganz merkwürdig, mit welcher Behutsamkeit ihn Papst Sixtus behandelt. Sorgfältig hütet er sich, ihn merken zu lassen, daß er von seinen Unordnungen wisse, so gut er sie auch

kennen mag. Es wären dann Ermahnungen, Demonstrationen nöthig geworden, die den eigensinnigen Fürsten gar leicht zu einem unerwünschten Entschluß hätten treiben können. Denn die deutschen Geschäfte ließen sich noch lange nicht behandeln, wie die niederländischen behandelt wurden. Sie forderten die zarteste persönliche Rücksicht.

Obwohl Herzog Wilhelm von Cleve sich äußerlich zum katholischen Bekenntniß hielt, war doch seine Politik im Ganzen protestantisch: protestantischen Flüchtlingen gewährte er mit Vergnügen Aufnahme und Schutz; seinen Sohn Johann Wilhelm, der ein eifriger Katholik war, hielt er von allem Antheil an den Geschäften entfernt. Leicht hätte man in Rom versucht sein können, Mißfallen und Entrüstung hierüber blicken zu lassen und die Opposition dieses Prinzen zu begünstigen. Allein Sixtus V war viel zu klug dazu. Nur als der Prinz so lebhaft darauf drang, daß es ohne Beleidigung nicht mehr hätte vermieden werden können, wagte der Nuntius, eine Zusammenkunft in Düsseldorf mit ihm zu halten; auch dann ermahnte er denselben vor allem zur Geduld. Der Papst wollte nicht, daß er das goldene Knie bekomme: es könne Verdacht erwecken; auch wandte er sich nicht direct an den Vater zu Gunsten des Sohnes: jedes Verhältniß des letzteren zu Rom wäre mißfällig gewesen; nur durch eine Verwendung des Kaisers, die er auswirkte, suchte er dem Prinzen eine seiner Geburt angemessene Stellung zu verschaffen; den Nuntius wies er an, über gewisse Dinge zu thun, als bemerke er sie nicht. Eben diese schonungsvolle Bedachtsamkeit einer doch immer noch anerkannten Autorität blieb auch hier nicht ohne ihre Wirkung. Der Nuntius bekam nach und nach doch Einfluß; als die Protestanten auf dem Landtage auf einige Begünstigungen antrugen, war er es, der durch seine Vorstellungen hauptsächlich veranlaßte, daß sie abschlägig beschieden wurden.

Und so ward in einem großen Theile von Niederdeutschland der Katholicismus, wenn nicht augenblicklich wiederhergestellt, aber doch in großer Gefahr behauptet, festgehalten und verstärkt: er erlangte ein Uebergewicht, das sich im Laufe der Zeit zu vollkommener Herrschaft ausbilden konnte.

In dem oberen Deutschland trat unmittelbar eine verwandte Entwicklung ein.

Wir berührten den Zustand der fränkischen Bisthümer. Ein entschlossener Bischof hätte wohl daran denken können, denselben zur Erwerbung einer erblichen Macht zu benutzen.

Es ist vielleicht wirklich an dem, daß Julius Echter von Mespelbrunn, der im Jahre 1578, noch sehr jung und unternehmend von Natur, Bischof von Würzburg ward, einen Augenblick geschwankt hat, welche Politik er ergreifen sollte.

Er nahm an der Vertreibung des Abtes von Fulda thätigen Antheil, und es kann unmöglich eine sehr ausgesprochene katholische Gesinnung gewesen sein, was Capitel und Stände von Fulda mit ihm in Verhältniß brachte. Eben die Herstellung des Katholicismus war ja die Hauptbeschwerde, die sie gegen ihren Abt erhoben. Auch gerieth der Bischof hiedurch in Mißverhältnisse mit Rom: Gregor XIII legte ihm auf, Fulda zurückzugeben. Er that das gerade damals, als Truchseß seinen Abfall aussprach. In der That machte Bischof Julius hierauf Anstalt, sich an Sachsen zu wenden und das Haupt der Lutheraner gegen den Papst zu Hülfe zu rufen; er stand mit Truchseß in näherer Verbindung, und wenigstens dieser faßte die Hoffnung, der Bischof von Würzburg werde seinem Beispiele nachfolgen; mit Vergnügen meldet dies der Abgeordnete jenes lauenburgischen Erzbischofs von Bremen seinem Herrn.

Unter diesen Umständen läßt sich schwerlich sagen, was Bischof Julius gethan haben würde, wenn sich Truchseß in Cöln behauptet hätte. Nachdem das aber so vollständig fehlgeschlagen, konnte er nicht allein nicht daran denken, ihm nachzuahmen; er faßte vielmehr einen ganz entgegengesetzten Entschluß.

Wäre vielleicht die Summe seiner Wünsche nur gewesen, Herr in seinem Lande zu werden? Oder war er in seinem Herzen wirklich von streng katholischer Ueberzeugung? Er war doch ein Zögling der Jesuiten, in dem Collegium Romanum erzogen. Genug, im Jahre 1584 nahm er eine Kirchenvisitation in katholischem Sinne vor, die in Deutschland ihres Gleichen noch nicht gehabt hatte; mit der ganzen Stärke eines entschlossenen Willens, persönlich setzte er sie ins Werk.

Von einigen Jesuiten begleitet, durchzog er sein Land. Er ging zuerst nach Gmünd, von da nach Arnstein, Werneck, Hafffurt, so fort von Bezirk zu Bezirk. In jeder Stadt berief er Bürgermeister und Rath vor sich und eröffnete ihnen seinen Entschluß, die protestantischen Irrthümer auszurotten. Die Prediger wurden entfernt und mit Zöglingen der Jesuiten ersetzt. Weigerte sich ein Beamter, den katholischen Gottesdienst zu besuchen, so wurde er ohne Gnade entlassen; schon warteten Andere, Katholischgesinnte, auf die erledigten Stellen. Aber auch jeder Privatmann ward zu dem katholischen Gottesdienst angehalten; es blieb ihm nur die Wahl zwischen

der Messe und der Auswanderung: wem die Religion des Fürsten ein Gräuel sei, der solle auch an seinem Lande keinen Theil haben. Vergebens verwandten sich die Nachbarn hiegegen. Bischof Julius pflegte zu sagen: nicht das, was er thue, erzeuge ihm Bedenlichkeiten, sondern, daß er es so spät thue. Auf das eifrigste standen ihm die Jesuiten bei. Besonders bemerkte man den Pater Gerhard Weller, der allein und ohne Gepäck zu Fuß von Ort zu Ort zog und predigte. In dem einen Jahre 1586 wurden 14 Städte und Märkte, über 200 Dörfer, bei 62000 Seelen zum Katholicismus zurückgebracht. Nur die Hauptstadt des Stiftes war noch übrig; im März 1587 nahm der Bischof auch diese vor. Er ließ den Stadtrath vor sich kommen; dann setzte er für jedes Viertel und jede Pfarre eine Commission nieder, welche die Bürger einzeln verhörte. Eben hier fand sich, daß die Hälfte derselben protestantische Meinungen hegte. Manche waren nur schwach in ihrem Glauben; bald fügten sie sich, und die feierliche Communion, welche der Bischof zu Ostern im Dome daselbst veranstaltete, bei der er selbst das Amt hielt, war schon sehr zahlreich; Andere hielten sich länger; noch Andere zogen es vor, das Jhre zu verkaufen und auszuwandern. Unter diesen waren vier Rathsherrn.

Ein Beispiel, durch das sich vor allem der nächste geistliche Nachbar von Würzburg, der Bischof von Bamberg, zur Nachahmung aufgefordert fühlte. Man kennt Gösweinstein über dem Muggendorfer Thale, wohin noch heute auf einsam steilen Pfaden durch prächtige Wälder und Schluchten aus allen Thälern umher wallfahrendes Volk zieht. Es ist ein altes Heiligthum der Dreifaltigkeit daselbst; damals war es unbesucht, verödet. Als der Bischof von Bamberg, Ernst von Mengersdorf, im Jahre 1587 einmal dahin kam, fiel ihm dies schwer aufs Herz. Von dem Beispiel seines Nachbarn entflammt, erklärte auch er, er wolle seine Unterthanen wieder „zur wahren katholischen Religion weisen; keine Gefahr werde ihn abhalten, diese seine Pflicht zu thun.“ Wir werden sehen, wie ernstlich sein Nachfolger daranging.

Während man sich aber in Bambergischen noch vorbereitete, fuhr Bischof Julius fort, das Würzburgische ganz umzugestalten. Alle alten Einrichtungen wurden erneuert. Die Mutter-Gottes-Andachten, die Wallfahrten, die Bruderschaften zu Mariä Himmelfahrt, zu Mariä Geburt und wie sie alle heißen, lebten wieder auf, und neue wurden gegründet. Processionen durchzogen die Straßen; der Glockenschlag mahnte das gesammte Land zur gefeierten Stunde zum Ave Maria.

Auß neue sammelte man Reliquien und legte sie mit großem Pomp an den Stätten der Verehrung nieder. Die Klöster wurden wieder besetzt, aller Orten Kirchen gebaut; man zählt 300, die Bischof Julius gegründet hat; an ihren hohen spitzen Thürmen kann sie der Reisende erkennen. Mit Erstaunen nahm man nach wenigen Jahren die Verwandlung wahr. „Was eben erst“, ruft ein Lobredner des Bischofs aus, „für abergläubisch, ja für schimpflich gegolten, das hält man nun für heilig; worin man noch eben ein Evangelium sah, das erklärt man nun für Betrug.“

So große Erfolge hatte man selbst in Rom nicht erwartet. Das Unternehmen des Bischofs Julius war schon eine Zeitlang im Gange, ehe Papst Sixtus etwas davon erfuhr. Nach den Herbstferien 1586 erschien der Jesuitengeneral Acquaviva vor ihm, um ihm die Kunde von den neuen Eroberungen seines Ordens mitzutheilen. Sixtus war entzückt. Er eilte, dem Bischof seine Anerkennung zu bezeigen. Er theilte ihm das Recht zu, auch die in den vorbehaltenen Monaten erledigten Pfründen zu besetzen: denn er selbst werde ja am besten wissen, wen er zu belohnen habe.

Um so größer war aber die Freude des Papstes, da die Meldung Acquaviva's mit ähnlichen Nachrichten aus den östreichischen Provinzen, besonders aus Steiermark, zusammentraf.

In demselben Jahre noch, in welchem die evangelischen Stände in Steiermark durch die Bruckerischen Landtagsbeschlüsse eine so große Unabhängigkeit erlangten, daß sie sich darin wohl mit den Ständen von Oestreich vergleichen konnten, welche auch ihren Religionsrath, ihre Superintendenten und Synoden und eine fast republikanische Verfassung besaßen, trat auch schon die Veränderung ein.

Gleich, als Rudolf II die Erbhuldigung einnahm, bemerkte man, wie so durchaus er von seinem Vater verschieden sei: die Acte der Devotion übte er in ihrer ganzen Strenge aus; mit Verwunderung sah man ihn den Processionen beiwohnen, selbst im harten Winter, ohne Kopfbedeckung, mit seiner Fackel in der Hand.

Diese Stimmung des Herrn, die Gunst, die er den Jesuiten angedeihen ließ, erregten schon Besorgniß und nach dem Charakter der Zeit heftige Gegenbewegungen. In dem Landhause zu Wien — denn

eine eigentliche Kirche war den Protestanten in der Hauptstadt nicht verstatet — predigte der Flacianer Josua Opiz mit alle der Heftigkeit, welche seiner Secte eigenthümlich war. Indem er regelmäßig wider Jesuiten, Pfaffen und „alle Gräucl des Pappstthums donnerte“, erregte er nicht sowohl Ueberzeugung als Ingrimm in seinen Zuhörern, so daß sie, wie ein Zeitgenosse sagt, wenn sie aus seiner Kirche kamen, „die Papisten mit den Händen hätten zerreißen mögen“. Der Erfolg war, daß der Kaiser die Absicht faßte, die Versammlungen des Landhauses abzustellen. Indem man dies bemerkte, das Für und Wider leidenschaftlich besprach und die Ritterschafft, der das Landhaus zugehörte, sich schon mit Drohungen vernehmen ließ, kam der Tag des Frohnleichnam im Jahre 1578 heran. Der Kaiser war entschlossen, dies Fest auf das feierlichste zu begehen. Nachdem er die Messe in St.-Stephan gehört, begann die Procession, die erste, die man seit langer Zeit wieder sah: Priester, Ordensbrüder, Zünfte, in ihrer Mitte der Kaiser und die Prinzen; so ward das Hochwürdige durch die Straßen begleitet. Plötzlich aber zeigte sich, welche eine ungemaine Aufregung in der Stadt herrschte. Als man auf den Bauernmarkt kam, mußten einige Buden weggeräumt werden, um der Procession Platz zu machen. Nichts weiter bedurfte es, um eine allgemeine Verwirrung hervorzubringen. Man hörte den Ruf: „wir sind verrathen; zu den Waffen!“ Chorfnaben und Priester verließen das Hochwürdige; Hellebardierer und Hartschirer zerstreuten sich; der Kaiser sah sich in der Mitte einer tobenden Menge; er fürchtete einen Angriff auf seine Person und legte die Hand an den Degen; die Prinzen traten mit gezogenem Schwert um ihn her. — Man kann erachten, daß dieser Vorfall den größten Eindruck auf den ernsthaften Fürsten hervorbringen mußte, der spanische Würde und Majestät liebte. Der päpstliche Nuntius nahm davon Gelegenheit, ihm die Gefahr vorzustellen, in der er bei diesem Zustande der Dinge schreibe; Gott selbst zeige ihm darin, wie nothwendig es für ihn sei, Versprechungen zu erfüllen, die er ohnehin dem Papste gethan. Der spanische Gesandte stimmte dem bei. Oftmals hatte der Jesuitenprovincial Magius den Kaiser zu einer entscheidenden Maßregel aufgefordert; jetzt fand er Gehör. Am 21. Juni 1578 erließ der Kaiser einen Befehl an Opiz, sammt seinen Gehülfen an Kirche und Schule noch an dem nämlichen Tage „bei scheinender Sonne“, die Stadt und binnen 14 Tagen die gesammten Erblande des Kaisers zu räumen. Der Kaiser fürchtete fast einen Aufruhr; für den Nothfall hielt er eine Anzahl zuverlässiger Leute in den Waffen. Allein wie hätte man sich wider den Fürsten

erheben sollen, der den Buchstaben des Rechtes für sich hatte? Man begnügte sich, den Verwiesenen mit schmerzlichem Beileid das Geleit zu geben.

Von diesem Tage an begann in Oestreich eine katholische Reaction, welche von Jahr zu Jahr mehr Kraft und Wirksamkeit bekam.

Es ward der Plan gefaßt, den Protestantismus zunächst aus den kaiserlichen Städten zu verdrängen. Die Städte unter der Ens, die sich 20 Jahre früher von dem Herren- und Ritterstande hatten absondern lassen, konnten in der That keinen Widerstand entgegensetzen. Die evangelischen Geistlichen wurden an vielen Orten verwiesen; katholische traten an ihre Stelle; über die Privatleute ward eine strenge Untersuchung verhängt. Wir haben eine Formel, nach der man die Verdächtigen prüfte. „Glaubst du“, lautet ein Artikel, „daß alles wahr ist, was die römische Kirche in Lehre und Leben festsetzt?“ „Glaubst du“, fügt ein anderer hinzu, „daß der Pappst das Haupt der Einigen apostolischen Kirche ist?“ Keinen Zweifel wollte man übrig lassen. Die Protestanten wurden von den Stadtämtern entfernt; es ward kein Bürger weiter aufgenommen, den man nicht katholisch ersand. Auf der Universität mußte nun auch in Wien jeder Doctorandus zuerst die Professio fidei unterschreiben. Eine neue Schulordnung schrieb katholische Formulare, Fasten, Kirchenbesuch, den ausschließlichen Gebrauch des Katechismus des Canisius vor. In Wien nahm man die protestantischen Bücher aus den Buchläden weg; in großen Häusern führte man sie in den bischöflichen Hof. In den Wassermauthen untersuchte man die ankommenden Kisten und confiscirte Bücher oder Gemälde, welche nicht gut katholisch waren.

Mit alle dem drang man noch nicht durch. In kurzem wurden zwar in Unterösterreich 13 Städte und Märkte reformirt; auch die Kammergüter, die verpfändeten Besitzthümer hatte man in seiner Hand; allein noch behauptete der Adel eine gewaltige Opposition; die Städte ob der Ens waren enger mit ihm verbunden und ließen sich durch keine Ansechtung iren.

Nichtsdestominder hatten doch, wie man leicht erkennt, viele von jenen Maßregeln eine allgemeine Gültigkeit, der sich Niemand entziehen konnte; auf Steiermark äußerten sie eine unmittelbare Rückwirkung.

In dem Momente, als schon an so vielen Orten die katholische Reaction im Gange war, hatte sich der Erzherzog Carl zu Concessionen verstehen müssen. Seine Stammesvettern konnten es ihm nicht ver-

zeihen. Sein Schwager Herzog Albrecht von Baiern stellte ihm vor, daß ihn der Religionsfriede berechtige, seine Unterthanen zu der Religion zu nöthigen, die er selber bekenne. Er rieth dem Erzherzog dreierlei: einmal, alle seine Aemter, vornehmlich Hof und geheimen Rath, nur mit Katholischen zu besetzen; sodann, auf den Landtagen die verschiedenen Stände von einander abzusondern, um mit den einzelnen desto besser fertig werden zu können; endlich, mit dem Papst in gutes Vernehmen zu treten und sich einen Nuntius von demselben auszubitten. Schon von selbst bot Gregor XIII die Hand hiezu. Da er sehr wohl wußte, daß es hauptsächlich das Geldbedürfniß war, was den Erzherzog zu seinen Zugeständnissen bewogen hatte, so ergriff er das beste Mittel, ihn von seinen Landsassen unabhängiger zu machen: er schickte ihm selber Geld, noch im Jahre 1580 die für jene Zeit ganz bedeutende Summe von 40,000 Scudi; in Venedig legte er ein noch ansehnlicheres Capital nieder, dessen sich der Erzherzog in dem Falle bedienen könne, daß in Folge seiner katholischen Bestrebungen Unruhen in dem Lande ausbrechen sollten.

Durch Beispiel, Anmahnung und wesentliche Hülfe ermutigt, nahm Erzherzog Carl seit dem Jahre 1580 eine ganz andere Stellung ein.

In diesem Jahre gab er seinen früheren Zugeständnissen eine Erklärung, welche als ein Widerruf derselben betrachtet werden konnte. Die Stände thaten ihm einen Fußfall, und einen Augenblick mochte eine so flehentliche Bitte eine Wirkung auf ihn ausüben; aber im Ganzen blieb es doch bei den angekündigten Maßregeln: schon begann auch hier die Vertreibung der evangelischen Prediger.

Entscheidend war das Jahr 1584. Auf dem Landtage dieses Jahres erschien der päpstliche Nuntius Malaspina. Schon war es ihm gelungen, die Prälaten, welche sich sonst immer zu den weltlichen Ständen gehalten, von denselben zu trennen; zwischen ihnen, den herzoglichen Beamten und allen Katholischen im Lande stiftete der Nuntius eine enge Vereinigung, die in ihm ihren Mittelpunkt fand. Bisher hatte es geschienen, als sei das ganze Land protestantisch; der Nuntius verstand es, auch um den Fürsten her eine starke Partei zu bilden. Hiedurch ward der Erzherzog ganz unerschütterlich. Er blieb fest dabei, daß er den Protestantismus in seinen Städten ausrotten wolle; der Religionsfriede gebe ihm, sagte er, noch weit größere Rechte, auch über den Adel, und durch ferneren Widerstand werde man ihn noch dahin bringen, sie geltend zu machen; dann wolle er doch sehen, wer sich als Rebell beweisen wolle. So entschieden antiprotestantisch

nun diese Erklärungen lauteten, lagen die Verhältnisse doch so, daß er damit so weit kam wie früherhin mit seinen Zugeständnissen. Die Stände konnten die aus anderen Rücksichten dringenden Bewilligungen doch nicht versagen.

Seitdem begannen die Gegenreformationen auch in dem gesammten erzherzoglichen Gebiete. Die Pfarren, die Stadträthe wurden mit Katholiken besetzt; kein Bürger durfte eine andere als die katholische Kirche besuchen, oder seine Kinder in eine andere als die katholische Schule schicken.

Es ging nicht immer ganz ruhig ab. Die katholischen Pfarrer, die fürstlichen Commissare wurden zuweilen verunglimpft und weggejagt. Der Erzherzog selbst gerieth einmal auf der Jagd in Gefahr; es hatte sich in der Gegend das Gerücht verbreitet, ein benachbarter Prädicant sei gefangen; das Volk lief mit den Waffen zusammen, und der arme geplagte Prediger mußte selbst ins Mittel treten, um den ungnädigen Herrn vor den Bauern zu beschützen. Trotz alle dem aber hatte die Sache ihren Fortgang. Die strengsten Mittel wurden angewendet; der päpstliche Geschichtschreiber jaßt sie in wenig Worten zusammen: Confiscation, sagt er, Exil, schwere Züchtigung jedes Widerspenstigen. Die geistlichen Fürsten, die in jenen Gegenden etwas besaßen, kamen den weltlichen Behörden zu Hülfe. Der Erzbischof von Köln, Bischof von Freisingen, änderte den Rath seiner Stadt Laach und belegte die protestantischen Bürger mit Gefängniß oder mit Geldstrafe; der Bischof von Brixen wollte in seiner Herrschaft Welbes geradezu eine neue Ackervertheilung vornehmen. Diese Tendenzen erstreckten sich über alle östreichischen Gebiete. Obwohl Tirol katholisch geblieben war, veräuerte doch der Erzherzog Ferdinand in Innsbruck nicht, seine Geistlichkeit in strenge Unterordnung zu nehmen und darauf zu sehen, daß Jedermann das Abendmahl empfang; für die gemeinen Leute wurden Sonntagschulen eingerichtet; Cardinal Andreas, der Sohn Ferdinands, ließ Katechismen drucken und vertheilte sie der Schuljugend und den ununterrichteten Leuten. In Gegenden aber, wo der Protestantismus einigermaßen eingedrungen war, blieben sie nicht bei so milden Maßregeln stehen. In der Markgrafschaft Burgau, obwohl sie erst vor kurzem erworben, in der Landvogtei Schwaben, obwohl die Jurisdiction daselbst freitig war, verfuhr sie ganz wie Erzherzog Carl in Steiermark.

Ueber alle diese Dinge konnte Papst Sixtus des Lobes kein Ende finden. Er rühmte die östreichischen Prinzen als die festesten Säulen des Christenthums. Besonders an Erzherzog Carl erließ er

die verbindlichsten Breven. Die Erwerbung einer Grafschaft, welche damals heimfiel, betrachtete man am Hofe zu Grätz als eine göttliche Belohnung für so viele guten, dem Christenthum geleisteten Dienste.

Wenn die katholische Richtung in den Niederlanden sich vornehmlich dadurch wieder festsetzte, daß sie sich den Privilegien anbequeme, so geschah das nicht auch in Deutschland. Es blieb hier dabei, daß die Landesherrschafte ihre Hoheit und Macht um so viel erweiterten, als es ihnen gelang, die kirchliche Restauration zu begünstigen. Wie eng aber diese Vereinigung kirchlicher und politischer Macht war, wie weit man darin ging, davon bietet wohl der Erzbischof von Salzburg, Wolf Dietrich von Raittenau, das merkwürdigste Beispiel dar.

Die alten Erzbischöfe, welche die Bewegungen der Reformationszeit mit erlebt, begnügten sich, dann und wann ein Edict wider die Neuerungen zu erlassen, eine Strafe zu verhängen, einen Versuch zur Bekehrung zu machen, aber nur, wie Erzbischof Jacob sagt, „durch linde, väterliche und getreue Wege“.

Ganz anders aber war der junge Erzbischof Wolf Dietrich von Raittenau gesinnt, der im Jahre 1587 den Stuhl von Salzburg bestieg. Er war in dem Collegium Germanicum zu Rom erzogen worden und hatte die Ideen der kirchlichen Restauration noch in voller Frische inne; er hatte hier noch den glänzenden Anfang der Regierung Sixtus' V gesehen und sich mit Bewunderung für ihn erfüllt; einen besonderen Antrieb bildete es für ihn überdies, daß sein Oheim Cardinal war, Cardinal Altemps, in dessen Hause er eine Zeitlang gelebt hatte. Im Jahre 1588, nach der Zurückkunft von einer Reise, die ihn noch einmal nach Rom geführt, schritt er nun dazu, die unter diesen Eindrücken gefaßten Entwürfe ins Werk zu setzen. Er forderte alle Bürger seiner Hauptstadt auf, ihr katholisches Bekenntniß abzulegen. Es blieben viele damit im Rückstand; er gestattete ihnen einige Wochen Bedenkzeit; alsdann, am 3. September 1588, befahl er ihnen, binnen einem Monat Stadt und Stift zu räumen. Nur dieser Monat und endlich auf dringende Bitten noch ein zweiter ward ihnen verstattet, ihre Güter zu verkaufen. Sie mußten dem Erzbischof von denselben einen Anschlag überreichen und durften sie auch dann nur an solche Personen überlassen, die ihm genehm waren. Nur Wenige bequemen sich, von ihrem Glauben abzufallen; sie mußten

dann öffentliche Kirchenbuße thun, mit brennenden Kerzen in der Hand; bei weitem die Meisten, eben die wohlhabendsten Bürger der Stadt, wanderten aus. Ihr Verlust kummerte den Fürsten nicht. In anderen Maßregeln glaubte er das Mittel gefunden zu haben, den Glanz des Erzstiftes zu erhalten. Schon hatte er die Abgaben gewaltig erhöht, Mauthen und Zölle gesteigert, das Halleiner, das Schellenberger Salz mit neuem Aufschlag belegt, die Türkenhölze zu einer ordentlichen Landessteuer ausgedehnt, Weinungeld, Vermögens- und Erbsteuer eingeführt. Auf keine hergebrachte Freiheit nahm er Rücksicht. Der Dombischof entleibte sich selbst, — wie man glaubte, in einem Anfall von Trübfinn über die Verluste der Rechte des Capitels. Die Anordnungen des Erzbischofs über die Salzausfertigung und das gesammte Bergwesen hatten den Zweck, die Selbständigkeit der Gewerke herabzubringen und alles seiner Kammer einzuverleiben. In Deutschland giebt es kein ähnliches Beispiel einer ausgebildeten Fiscalität in diesem Jahrhundert. Der junge Erzbischof hatte die Ideen eines italienischen Fürstenthums mit über die Alpen gebracht. Geld zu haben, schien ihm die erste Aufgabe aller Staatswirthschaft. Er hatte sich Sixtus V zum Muster genommen: einen gehorsamen, ganz katholischen, tributären Staat wollte auch er in seinen Händen haben. Die Entfernung der Bürger von Salzburg, die er als Rebellen ansah, machte ihm sogar Vergnügen. Er ließ die leer gewordenen Häuser niederreißen und Paläste nach römischem Stil an ihrer Stelle aufrichten.

Denn vor allem liebte er den Glanz. Keinem Fremden hätte er die Ritterzehrung versagt; mit einem Gefolge von 400 Mann sah man ihn einst den Reichstag besuchen. Im Jahre 1588 war er erst 29 Jahre alt; er war voll Lebensmuth und Ehrgeiz: schon faßte er die höchsten kirchlichen Würden ins Auge.

Wie nun in geistlichen und weltlichen Fürstenthümern, so ging es, wenn es irgend möglich war, auch in den Städten.

Wie bitter beklagen sich die lutherischen Bürger von Gmünd, daß man sie aus der Matrikel der Bürgerstube gestrichen habe! In Biberach behauptete sich noch der Rath, den der Commissar Kaiser Carls V bei Gelegenheit des Interims eingesetzt hatte; die ganze Stadt war protestantisch, der Rath allein katholisch, und jeden Protestanten hielt er sorgsam ausgeschlossen. Welche Bedrückungen erfuhren die

Evangelischen in Cöln und Aachen! Der Rath von Cöln erklärte, er habe dem Kaiser und dem Kurfürsten versprochen, keine andere Religion zu dulden als die katholische; das Unhören einer protestantischen Predigt bestrafte er zuweilen mit Thurm und Geldbuße. Auch in Augsburg bekamen die Katholiken die Oberhand; bei der Einführung des neuen Kalenders entstanden Streitigkeiten; im J. 1586 wurde erst der evangelische Superintendent, dann elf Geistliche auf einmal, endlich eine Anzahl der hartnäckigsten Bürger aus der Stadt getrieben. Um verwandter Gründe willen erfolgte etwas Ähnliches 1587 in Regensburg. Schon machten auch die Städte auf das Reformationsrecht Ansprüche; ja, selbst einzelne Grafen und Herren, einzelne Reichsritter, die etwa soeben von einem Jesuiten bekehrt worden, glaubten sich desselben bedienen zu dürfen und unternahmen in ihrem kleinen Gebiete die Wiederherstellung des Katholicismus.

Es war eine unermessliche Reaction. Wie der Protestantismus vorgebrungen, so ward er jetzt zurückgeworfen. Predigt und Lehre wirkten auch hiebei, aber noch bei weitem mehr Anordnung, Befehl und die offene Gewalt.

Wie einst die italienischen Protestanten sich über die Alpen nach der Schweiz und nach Deutschland geflüchtet hatten, so wandten sich jetzt deutsche Flüchtlinge, und in noch viel größeren Schaaren, vom westlichen und südlichen Deutschland verdrängt, nach dem nördlichen und östlichen. So wichen auch die belgischen nach Holland. Es war ein großer katholischer Sieg, der sich von Land zu Land wälzte.

Den Fortgang desselben zu begünstigen und auszudehnen, bemühten sich nun vor allen die Nuntien, welche damals in Deutschland regelmäßig zu residiren anfangen.

Wir haben eine Denkschrift des Nuntius Minuccio Minucci vom Jahre 1588 übrig, aus welcher sich die Gesichtspunkte ergeben, die man faßte, nach denen man verfuhr.

Eine vorzügliche Rücksicht widmete man dem Unterricht. Man hätte nur gewünscht, daß die katholischen Universitäten besser ausgestattet worden wären, um ausgezeichnete Lehrer herbeizuziehen; das einzige Ingolstadt war mit genügenden Mitteln versehen. Wie die Sachen standen, kam noch alles auf die jesuitischen Seminare an. Minuccio Minucci meinte, man müsse hier nicht sowohl darauf sehen, große Gelehrte, tiefe Theologen zu bilden, als gute und tüchtige Prediger. Ein Mann von mittelmäßigen Kenntnissen, der sich bescheide, nicht zu dem Gipfel der Gelehrsamkeit zu gelangen, und nicht darauf denke, sich berühmt zu machen, sei vielleicht der allerbrauchbarste und nützlichste. Er

empfohl diese Rücksicht auch für die den deutschen Katholiken bestimmten Anstalten in Italien. In dem Collegium Germanicum ward ursprünglich ein Unterschied in der Behandlung der bürgerlichen und der adeligen Jugend gemacht; Minuccio Minucci findet es tadelnswürdig, daß man hievon abgewichen: nicht allein sträube sich nun der Adel, dahin zu gehen; auch in den Bürgerlichen erwache der Ehrgeiz, dem hernach nicht genügt werden könne, ein Streben nach hohen Stellen, das der guten Verwaltung der unteren nachtheilig werde. Uebrigens suchte man damals eine dritte, mittlere Classe heranzuziehen, die Söhne der höheren Beamten, die doch nach dem Laufe der Welt einmal wieder den größten Antheil an der Verwaltung ihrer vaterländischen Landschaften bekommen mußten. In Perugia und Bologna hatte bereits Gregor XIII Einrichtungen für sie getroffen. Man sieht wohl: die Standesunterscheidungen, die noch jetzt die deutsche Welt beherrschen, waren schon damals ausgesprochen.

Das Meiste kam immer auf den Adel an. Ihm vor allem schrieb der Nuntius die Erhaltung des Katholicismus in Deutschland zu: denn da der deutsche Adel ein ausschließendes Recht auf die Stifter habe, so vertheidige er die Kirche wie sein Erbgut; jetzt sehe er sich eben deshalb der Freistellung der Religion in den Stiftern entgegen; er fürchte die große Zahl der protestantischen Prinzen, welche alsdann alle Pfründen an sich ziehen würden. Eben darum müsse man auch diesen Adel schützen und schonen. Man dürfe ihn nicht mit dem Gesetz der Singularität der Beneficien plagen; ohnehin habe die Abwechselung der Residenzen ihren Nutzen: da vereinige sich der Adel aus verschiedenen Provinzen zum Schutze der Kirche. Auch müsse man nicht etwa die Stellen an Bürgerliche zu bringen suchen; einige Gelehrten seien in einem Capitel sehr nützlich, wie man in Cöln bemerkt habe; wollte man aber hierin weiter gehen, so würde es den Ruin der deutschen Kirche verurfachen.

Da entstand nun die Frage, inwiefern es möglich sei, die völlig zum Protestantismus übergetretenen Gebiete wieder herbeizubringen.

Der Nuntius ist weit entfernt, zur offenen Gewalt zu rathen. Bei weitem zu mächtig scheinen ihm die protestantischen Fürsten. Aber er giebt einige Mittel an die Hand, die allmählich doch auch zum Ziele führen möchten.

Vor allem findet er es nothwendig, das gute Vernehmen zwischen den katholischen Fürsten, besonders zwischen Baiern und Oestreich,

aufrechtzuerhalten: noch bestehe der Bund von Landsberg; man müsse ihn erneuern, erweitern; auch König Philipp von Spanien könne man aufnehmen.

Und sei es nicht möglich, einige protestantischen Fürsten selbst wieder zu gewinnen? — Lange hatte man in Kurfürst August von Sachsen eine Hinneigung zum Katholicismus wahrzunehmen geglaubt: besonders durch bayerische Vermittelung war wohl dann und wann ein Versuch auf ihn gemacht worden; allein nur mit großer Vorsicht hatte es geschehen können; und da die Gemahlin des Kurfürsten, Anna von Dänemark, sich streng an die Ueberzeugungen des Luthertums hielt, so war es immer vergeblich gewesen. Im Jahre 1585 starb Anna. Es war nicht allein ein Tag der Erlösung für die bedrängten Calvinisten; auch die Katholiken suchten sich dem Fürsten wieder zu nähern. Es scheint doch, als habe man in Baiern, wo man sich früher immer sträubte, sich jetzt bewogen gefühlt, einen Schritt zu thun; schon hielt sich Papst Sixtus bereit, dem Kurfürsten die Absolution nach Deutschland zuzusenden. Indessen starb Kurfürst August, ehe etwas ausgerichtet worden. Aber schon faßte man andere Fürsten ins Auge: Rudwig, Pfalzgrafen von Neuburg, an dem man Entfernung von allen dem Katholicismus feindseligen Interessen, auch eine besondere Schonung katholischer Priester, die zufällig sein Gebiet berührten, bemerken wollte, — Wilhelm den IV von Hessen, welcher gelehrt, friedfertig sei und zuweilen die Widmung katholischer Schriften annehme. — Auch Männer des höheren norddeutschen Adels ließ man nicht aus der Acht; auf Heinrich Ranzau setzte man Hoffnung.

War nun aber der Erfolg dieser Versuche entfernt nicht zu berechnen, so gab es doch auch andere Entwürfe, bei deren Ausführung es mehr auf den eigenen Entschluß und Willen ankam.

Noch immer war die Mehrzahl der Assessoren des Kammergerichts, wie wenigstens der Nuntius versichert, protestantisch gesinnt. Es waren noch Männer der früheren Epoche, wo in den meisten, auch den katholischen Ländern, geheime oder offene Protestanten in den fürstlichen Räten saßen. Der Nuntius findet diesen Zustand geeignet, die Katholiken zur Verzweiflung zu bringen, und dringt auf eine Abhülfe. Es scheint ihm leicht, die Assessoren der katholischen Länder zur Ablegung des Glaubensbekenntnisses und alle neu einzusetzenden zu dem Eide zu nöthigen, daß sie ihre Religion nicht verändern oder ihre Stelle aufgeben wollen. Von Rechtswegen gehöre den Katholiken das Uebergewicht in diesem Gerichte.

Noch giebt er sogar die Hoffnung nicht auf, ohne Gewalt, wenn

man nur seine Befugnisse mit Nachdruck ausübe, wieder in den Besitz der verloren gegangenen Bisthümer zu gelangen. Noch war nicht alle Verbindung derselben mit Rom aufgegeben; noch wies man das alte Recht der Curie, die in den reservirten Monaten erledigten Pfründen zu besetzen, nicht geradehin zurück; selbst die protestantischen Bischöfe glaubten doch im Grunde noch der päpstlichen Bestätigung zu bedürfen, und jener Heinrich von Sachsen-Lauenburg hielt immer einen Agenten zu Rom, um dieselbe sich zu verschaffen. Wenn der päpstliche Stuhl sich dies bis jetzt noch nicht hatte zu Nutzen machen können, so kam das daher, weil die Kaiser dem Mangel der päpstlichen Bestätigung durch Indulte abhalfen und die Befehle, die man für jene Pfründen von Rom aus vornahm, entweder zu spät eintrafen, oder sonst einen Fehler in der Form hatten, so daß das Capitel doch gefehlich immer freie Hand behielt. Minucci dringt nun darauf, daß der Kaiser niemals mehr einen Indult gewähre, was bei der damaligen Stimmung des Hofes sich wohl erreichen ließ. Die Befehle der Pfründen hatte schon der Herzog Wilhelm von Baiern vorge schlagen dem Nuntius oder einem zuverlässigen deutschen Bischof anzuvertrauen. Minucci meint, man müsse zu Rom eine eigene Dataria für Deutschland gründen; da müsse man ein Verzeichniß von qualificirten adeligen Katholiken haben, das sich ja durch den Nuntius oder die Väter Jesuiten leicht im Stand halten lasse, und nach dessen Maßgabe unverzüglich die Ernennungen vollziehen. Kein Capitel werde es wagen, die gesetzmäßig ernannten römischen Candidaten zurückzuweisen. Und welches Ansehen, welchen Einfluß müsse dies der Curie verschaffen!

Wir sehen wohl, wie lebhaft man noch auf eine völlige Wiederherstellung der alten Gewalt dachte. Den Adel zu gewinnen, den höheren Bürgerstand im römischen Interesse zu erziehen, die Jugend in diesem Sinne zu unterweisen, den alten Einfluß auf die Stifter wiederherzustellen, obwohl sie protestantisch geworden, bei dem Kammergerichte das Uebergewicht wiederzuerlangen, mächtige Reichsfürsten zu bekehren, die vorherrschende katholische Macht in die deutschen Bundesverhältnisse zu verflechten: so viel Entwürfe faßte man auf einmal.

Auch dürfen wir nicht glauben, daß diese Kathschläge vernachlässigt worden seien. Als man sie in Rom vorlegte, war man in Deutschland schon beschäftigt, sie auszuführen.

Die Thätigkeit und gute Ordnung des Kammergerichts beruhten vorzüglich auf den jährlichen Visitationen, die immer von sieben Ständen des Reiches nach ihrer Reihenfolge am Reichstage vorge-

nommen wurden. Dester war bei diesen Visitationen die Mehrzahl katholisch gewesen; im Jahre 1588 war sie einmal protestantisch; der protestantische Erzbischof von Magdeburg sollte unter anderen daran Theil nehmen. Katholischerseits entschloß man sich, dies nicht zu gestatten. Als Kurmainz im Begriff war, die Stände zu berufen, befahl ihm der Kaiser aus eigener Macht, die Visitation für dieses Jahr aufzuschieben. Es war aber mit Einem Jahre nicht gethan. Die Reihenfolge blieb immer die nämliche; noch lange hatte man einen protestantischen Erzbischof von Magdeburg zu fürchten; so geschah, daß man diese Verzögerungen von Jahr zu Jahr wiederholte; ja, es erfolgte, daß niemals wieder eine regelmäßige Visitation gehalten worden ist, was denn dem großartigen Institut dieses höchsten Reichsgerichtes einen unerföhllichen Schaden zugesügt hat. Bald vernehmen wir die Klage, daß man dort die ungelehrten Katholiken den gelehrten Protestanten vorziehe. Auch hörte der Kaiser auf, Indulte zu geben. Im Jahre 1588 rieth Minucci, auf die Bekehrung protestantischer Fürsten zu denken; im Jahre 1590 sehen wir bereits den ersten überreten. Es war Jacob von Baden; er eröffnete eine lange Reihe.

Die Ligue.

Indem diese große Bewegung Deutschland und die Niederlande erfüllte, ergriff sie auch Frankreich mit unwiderstehlicher Gewalt. Die niederländischen Angelegenheiten hingen von jeher mit den französischen auf das engste zusammen; wie oft waren die französischen Protestanten den niederländischen, die niederländischen Katholiken den französischen zu Hülfe gekommen! Der Ruin des Protestantismus in den belgischen Provinzen war ein unmittelbarer Verlust für die Hugonotten in Frankreich.

Nun hatte aber auch außerdem die restauratorische Tendenz des Katholicismus wie in anderen Ländern, so in Frankreich immer mehr Fuß gefaßt.

Wir bemerkten bereits den Anfang der Jesuiten; immer weiter hatten sie sich ausgebreitet. Vor allem nahm sich ihrer, wie man denken kann, das Haus Lothringen an. Der Cardinal Guise stiftete ihnen 1574 eine Akademie zu Pont à Mousson, die von den Prinzen des Hauses besucht ward. Der Herzog errichtete ein Collegium zu Eu in der Normandie, welches man zugleich für die verbannten Engländer bestimmte.

Aber auch viele anderen Gönner fanden sie. Bald war es ein

Cardinal, ein Bischof, ein Abt, bald ein Fürst, ein hochgestellter Beamter, der die Kosten einer neuen Stiftung übernahm. In kurzem siedelten sie sich in Rouen, Verdun, Dijon, Bourges, Nevers an. In den mannichfaltigsten Richtungen durchziehen ihre Missionen das Reich.

Sie fanden aber in Frankreich Gehülfsen, deren sie wenigstens in Deutschland noch hatten entbehren müssen.

Schon vom Tridentiner Concilium brachte der Cardinal von Lothringen einige Capuziner mit; er gab ihnen in seinem Palast zu Meudon Wohnung; aber nach seinem Tode entfernten sie sich wieder. Noch war der Orden durch seine Statuten auf Italien beschränkt. Im Jahre 1573 sendete das Generalcapitel ein paar Mitglieder über die Berge, um zuerst nur den Boden zu untersuchen. Als diese gut aufgenommen wurden, so daß sie bei ihrer Rückkehr „die reichlichste Ernte“ versprachen, trug der Papst kein Bedenken, jene Beschränkung aufzuheben. Im Jahre 1574 begab sich die erste Colonie der Capuziner unter Fra Pacifico di S. Gerbaso, der sich seine Gefährten aber selbst gewählt, über die Berge.

Es waren alles Italiener. Der Natur der Sache nach mußten sie sich zunächst an ihre Landsleute halten.

Mit Freuden empfing sie die Königin Catharina und gründete ihnen sogleich ein Kloster in Paris. Schon im Jahre 1575 finden wir sie auch in Lyon. Auf die Empfehlung der Königin bekamen sie hier die Unterstützung einiger italienischen Wechsler.

Von hier breiteten sie sich nun weiter aus, von Paris nach Caen, Rouen, von Lyon nach Marseille, wo ihnen Königin Catharina eine Baustelle ankaufte; neue Colonien siedelten sich 1583 in Toulouse, 1585 in Verdun an. Gar bald gelangen ihnen die glänzendsten Bekehrungen, wie 1587 die von Henry Joyeuse, einem der ersten Männer des damaligen Frankreichs.

In Einem Sinne wenigstens hatte aber diese religiöse Bewegung in Frankreich selbst eine noch größere Wirkung als in Deutschland. Sie brachte schon freie Nachahmungen in eigenthümlichen Formen hervor. Jean de la Barrière, der die Cistercienser-Abtei Feuillans unsern Toulouse nach den besonderen Mißbräuchen, die in Frankreich eingerissen waren, schon im 19. Lebensjahre als Commende bekommen hatte, ließ sich im Jahre 1577 als regelmäßigen Abt einsegnen und nahm Novizen auf, mit denen er die Strenge des ursprünglichen Institutes von Citeaux nicht allein zu erneuern, sondern zu übertreffen suchte. Einsamkeit, Stillschweigen, Enthaltfamkeit wurden so

weit wie möglich getrieben. Diese Mönche verließen ihr Kloster niemals anders, als um in einem benachbarten Orte zu predigen; innerhalb desselben trugen sie weder Schuhe noch eine Kopfbedeckung; sie verfasten sich nicht nur Fleisch und Wein, sondern auch Fische und Eier; sie lebten von Brod und Wasser, höchstens ein wenig Gemüse. Diese Strenge verfehlte nicht, Aufsehen zu erregen und Nachfolge zu erwecken; gar bald ward Dom Jean de la Barrière an den Hof von Vincennes berufen. Er zog mit 62 Gefährten, ohne von den Uebungen des Klosters etwas nachzulassen, durch einen großen Theil von Frankreich; bald darauf ward sein Institut von dem Papst bestätigt und breitete sich über das Land aus.

Es war aber auch, als sei über die gesammte Weltgeistlichkeit, obwohl die Stellen auf eine unverantwortliche Weise vergeben wurden, ein neuer Eifer gekommen. Die Weltpriester nahmen sich der Seelsorge wieder eifrig an. Die Bischöfe forderten im Jahre 1570 nicht allein die Annahme des tridentinischen Conciliums, sondern sogar die Abschaffung des Concordates, dem sie doch selbst ihr Dasein verdankten; von Zeit zu Zeit erneuten und schärften sie diese Anträge.

Wer will die Momente genau angeben, durch welche das geistliche Leben in diese Richtung getrieben wurde? So viel ist gewiß, daß man bereits um das Jahr 1580 die größte Veränderung wahrnahm. Ein Venezianer versichert, die Zahl der Protestanten habe um 70 Procent abgenommen; das gemeine Volk war wieder ganz katholisch. Frische Anregung, Neuheit und Kraft des Impulses waren wieder auf Seiten des Katholicismus.

In dieser Entwicklung bekam er aber eine neue Stellung gegen die königliche Gewalt.

Schon an sich lebte der Hof in lauter Widersprüchen. Es ließ sich nicht zweifeln, daß Heinrich III gut katholisch war; man kam bei ihm nicht fort, wenn man nicht die Messe besuchte; er wollte keine protestantischen Magistrate mehr in den Städten; aber trotz alle dem blieb er doch nach wie vor dabei, die geistlichen Stellen nach der Convenienz der Hofgunst zu besetzen, ohne alle Rücksicht auf Würdigkeit und Talent, die geistlichen Güter an sich zu ziehen und zu vergebenden. Er liebte religiöse Uebungen, Processionen, ersparte sich keine Casteiung; aber dies hinderte ihn nicht, das anstößigste Leben selbst zu führen und Anderen zu gestatten. Eine recht verworfene Niederlichkeit war am Hofe an der Tagesordnung. Die Ausschweifungen des Carnevals erregten die Entrüstung der Prediger; zuweilen wollte

man die Hofleute wegen der Art ihres Todes und ihrer letzten Aeußerungen nicht beerdigen: es waren eben die Lieblinge des Königs.

Daher geschah, daß die streng katholische Richtung, obwohl auf mancherlei Weise vom Hofe begünstigt, doch mit ihm in innere Opposition geriet.

Aber überdies ließ auch der König von der alten Politik, welche sich hauptsächlich in Feindseligkeiten gegen Spanien bewegte, nicht ab. Zu einer anderen Zeit hätte dies nichts zu bedeuten gehabt. Damals aber war das religiöse Element auch in Frankreich stärker als das Gefühl der nationalen Interessen. Wie die Hugenotten mit den niederländischen Protestanten, so fühlten sich die Katholischen in einem natürlichen Bunde mit Philipp II und Farnese. Die Jesuiten, welche diesen in den Niederlanden so große Dienste leisteten, konnten nicht ohne Unruhe sehen, daß eben die Feinde, die sie dort bekämpften, Gunst und Hülfe in Frankreich fanden.

Dazu kam nun aber, daß der Herzog von Mençon im Jahre 1548 starb und hiedurch, da der König weder Erben hatte noch zu bekommen hoffen durfte, die nächste Anwartschaft auf die Krone an Heinrich, König von Navarra, gelangte.

Vielleicht vermag die Besorgniß vor der Zukunft über die Menschen noch mehr als Zustände, die schon eingetreten sind. Diese Ansicht setzte die katholischen Franzosen insgesammt in große Bewegung, — vor allen anderen natürlich die alten Gegner und Bekämpfer Navarra's, die Guisen, welche schon den Einfluß, den er als Thronfolger gewinnen mußte, wie viel mehr seine spätere Macht fürchteten. Kein Wunder, wenn sie einen Rückhalt an König Philipp suchten.

Auch diesem Fürsten aber konnte bei seiner ganzen politischen Stellung nichts willkommener sein; er trug kein Bedenken, mit den Untertanen eines fremden Reiches ein förmliches Bündniß einzugehen.

Es fragte sich nur, ob man ebenfalls in Rom, wo man so oft von einer Verbindung der Fürsten mit der Kirche geredet, jetzt die Erhebung mächtiger Vasallen gegen ihren König billigen würde.

Es läßt sich doch nicht leugnen, daß dies geschehen ist. Unter den Guisen gab es noch einige, über den Schritt, den man zu thun vorhatte, beunruhigten Gewissen. Der Jesuit Matthieu begab sich nach Rom, um eine Erklärung des Papstes auszubringen, durch welche ihre Scrupel beschwichtigt werden könnten. Gregor XIII erklärte auf die Vorstellungen Matthieu's, er billige vollkommen die Absicht der französischen Prinzen, die Waffen gegen die Ketzer zu ergreifen; er nehme jeden Scrupel hinweg, den sie darüber hegen könnten; gewiß

werde der König selbst ihr Vorhaben billigen; sollte das aber auch nicht der Fall sein, so würden sie doch ihren Plan zu verfolgen haben, um zu dem vornehmsten Zwecke, der Vertilgung der Ketzer, zu gelangen. Schon war der Proceß gegen Heinrich von Navarra eingeleitet. Als er vollendet war, hatte Sixtus V den päpstlichen Stuhl bestiegen; Sixtus sprach die Excommunication über Navarra und Condé aus. Die Intentionen der Ligue unterstützte er hiedurch mehr, als er es durch irgend eine andere Bewilligung vermocht hätte.

Schon hatten damals die Guisen zu den Waffen gegriffen. Sie versuchten, sich so vieler Provinzen und Plätze, als nur immer möglich, unmittelbar zu verschern.

Bei der ersten Bewegung nahmen sie so wichtige Städte, wie Verdun und Toul, Lyon, Bourges, Orleans, Mezières, ohne Schwertstreich ein. Der König, um ihnen nicht sofort zu unterliegen, ergriff das schon einmal erprobte Mittel, ihre Sache für die seine zu erklären. Aber um von ihnen angenommen zu werden, mußte er ihnen in einem förmlichen Vertrage ihre Erwerbungen bestätigen und erweitern: Bourgogne, Champagne, einen großen Theil der Picardie und eine Menge Plätze in anderen Theilen des Reiches überließ er ihnen.

Hierauf unternahmen der König und die Guisen gemeinschaftlich den Krieg gegen die Protestanten. Aber Welch ein Unterschied! Von dem Könige glaubte man, er würde es sogar gern sehen, wenn die Feinde Vortheile davontrügen, um, durch die Ueberlegenheit ihrer Waffen scheinbar gezwungen, einen Frieden abzuschließen, der seiner zweideutigen Gesinnung entspreche. Er erwartete sich in dem Kriege ein nicht geringes Verdienst; aber Niemand erkannte es an. Guise dagegen schwur, wenn ihm Gott Sieg verleihe, so wolle er nicht wieder vom Pferde steigen, bis er die katholische Religion in Frankreich auf immer befestigt habe. Mit seinen eigenen, nicht mit den königlichen Truppen überraschte er die Deutschen, welche den Hugenotten zu Hülfe kamen, auf welche diese alle ihre Hoffnungen bauten, bei Auneau und vernichtete sie gänzlich.

Der Papst verglich ihn mit Judas Maccabäus. Er war eine großartige Natur, die das Volk zu freiwilliger Verehrung mit sich forttrieb; er wurde der Abgott aller Katholiken.

Der König dagegen, der nicht ohne Grund seinen Ehrgeiz fürchtete, gerieth in eine durchaus falsche Stellung; er wußte selbst nicht, was er thun, nicht einmal, was er wünschen sollte. Der päpstliche Gesandte Morosini findet, er bestehe gleichsam aus zwei Personen:

er wünsche die Niederlage der Hugenotten und fürchte sie eben so sehr; er fürchte die Niederlage der Katholiken und wünsche sie doch auch; durch diesen inneren Zwiespalt sei es dahin gekommen, daß er seinen Neigungen nicht mehr folge, seinen eigenen Gedanken nicht mehr glaube.

Eine Stimmung, welche nothwendig alles Vertrauen raubt und geraden Weges ins Verderben führt.

Die Katholiken hielten dafür, daß eben der, der an ihrer Spitze stehe, insgeheim wider sie sei; jede flüchtige Berührung mit den Leuten des Navarra, jede geringfügige Begünstigung irgend eines Protestanten rechneten sie ihm an; sie hielten dafür, daß der allerchristlichste König selbst die Wiederherstellung des Katholicismus hindere; die Vorliebe, welche er seinen Günstlingen, vor allen Espernon bewies, auf den er im Gegensatz mit den Guisen sich zu stützen gedachte, vermehrte nur die Entzweiung und den Haß gegen ihn.

Unter diesen Umständen bildete sich dem Bunde der Fürsten zur Seite auch eine Union der Bürger im katholischen Sinne. In allen Städten ward das Volk durch Prediger bearbeitet, welche eine wilde Opposition gegen die Regierung mit einem heftigen religiösen Eifer vereinigten; in Paris ging man weiter. Es waren drei Prediger und ein angesehener Bürger, welche zuerst den Gedanken faßten, eine populäre Vereinigung zur Vertheidigung des Katholicismus zu stiften. Sie schwuren einander zuvörderst selbst, ihren letzten Blutstropfen dafür aufzuopfern; jeder nannte ein paar sichere Freunde; ihre erste Zusammenkunft mit diesen hielten sie in einer geistlichen Zelle in der Sorbonne. Bald sahen sie die Möglichkeit, die ganze Stadt zu umfassen. Zur Leitung der Angelegenheit ward ein engerer Ausschuß aufgestellt, welcher das Recht erhielt, im Nothfalle selbst Geld einzufordern; in jedem der sechzehn Quartiere der Stadt ward eine Person mit der Aufsicht über dasselbe beauftragt. Auf das rascheste und geheimste schritt die Anwerbung fort. Ueber die in Vorschlag Gebrachten ward in dem Ausschusse erst berathschlagt. Denen, die man aufzunehmen nicht für gut hielt, ward nichts weiter mitgetheilt. Für die verschiedenen Collegien hatte der Bund seine Leute: einen für die Rechenkammer, einen für die Procuratoren des Hofes, einen für die Clerics, einen für die Greffiers; so weiter. Bald war die Stadt, die ohnehin eine katholisch-militärische Organisation empfangen, von diesem geheimen und wirksamern Bunde umfaßt. In Orleans, Lyon, Toulouse, Bordeaux, Rouen setzte sich die Verbindung fort, und es erschienen Abgeordnete der Einverstandenen in Paris. Sie verbanden sich alle, keinen Hugen-

notten in Frankreich zu dulden und die Mißbräuche der Regierung abzuschaffen.

Es ist der Bund genannt der Sechzehn. Sowie er sich einigermaßen erstarkt sah, gab er den Guisen Nachricht. Im tiefsten Geheimnisse kam Mayenne, der Bruder des Herzogs, nach Paris. Die Fürsten und die Bürger schlossen ihre Union.

Heinrich III. fühlte den Boden unter seinen Füßen beben. Von Tag zu Tage wurden ihm die Bewegungen seiner Gegner hinterbracht. Schon war man in der Sorbonne so kühn, die Frage aufzuwerfen, ob es recht sei, einem Fürsten, der seine Pflicht nicht thue, den Gehorsam zu entziehen; in einem Rathe von dreißig bis vierzig Doctoren bejahte man sie. Der König war höchst entrüstet; er drohte, wie Papst Sixtus zu verfahren und die widerspenstigen Prediger an die Galeere schmieden zu lassen. Allein er hatte nicht die Thatkraft des Papstes; er that nichts weiter, als daß er die Schweizer, die in seinem Dienste waren, in die Nähe der Hauptstadt vorrücken ließ.

Erschrocken über die Drohung, die hierin lag, schickten die Bürger an Guise und baten ihn, zu kommen und sie zu beschützen. Der König ließ ihn wissen, daß er es nicht gern sehen werde. Guise kam dennoch.

Es war alles reif zu einer großen Explosion.

Als der König die Schweizer einrücken ließ, brach sie aus. In Einem Moment war die Stadt barricadirt. Die Schweizer wurden zurückgedrängt, das Louvre bedroht; der König mußte sich zur Flucht entschließen.

Schon hatte Guise einen so großen Theil von Frankreich inne; jetzt ward er auch Herr von Paris. Bastille, Arsenal, Hotel de Ville, alle umliegenden Orte fielen in seine Hand. Der König war ganz überwältigt. In kurzem mußte er sich bequemen, zu einem Verbot der protestantischen Religion zu schreiten und den Guisen noch mehr Plätze einzuräumen, als sie schon hatten. Der Herzog von Guise konnte als Herr der Hälfte von Frankreich angesehen werden; über die andere gab ihm die Würde eines General-Lieutenants des Königreiches, die ihm Heinrich III. verlieh, eine gesetzliche Autorität. Die Stände wurden zusammenberufen; es war kein Zweifel, daß die katholische Meinung das Uebergewicht in dieser Versammlung haben würde. Die entscheidendsten Schritte zum Verderben der Hugonotten, zu Gunsten der katholisch-guistischen Partei waren von ihr zu erwarten.

Savoyen und die Schweiz.

Es versteht sich, daß das Uebergewicht des Katholicismus in diesem mächtigen Reiche auch auf die benachbarten Gebiete eine verwandte Wirkung ausüben mußte.

Namentlich schlossen sich die katholischen Cantone der Schweiz immer enger an das geistliche Princip, das spanische Bündniß an.

Es ist auffallend, welche ungemeine Wirkungen die Errichtung einer stehenden Nuntiaturnachricht, wie in Deutschland, so auch in der Schweiz nach sich zog.

Unmittelbar nachdem sie stattgefunden, im Jahre 1586, vereinigten sich die katholischen Cantone zu dem sogenannten goldenen oder horromäischen Bunde, in welchem sie sich und auf ewig ihre Nachkommen verbinden, „bei dem wahren ungezweifelten alten apostolischen römischen katholischen Glauben zu leben und zu sterben“. Darauf empfingen sie die Hostie aus der Hand des Nuntius.

Wäre die Partei, welche sich 1587 zu Mühlhausen der Gewalt bemächtigte, wirklich, wie sie dazu Miene machte, und zur rechten Zeit zum katholischen Glauben übergetreten, so würde sie von den Katholiken ohne Zweifel unterstützt worden sein; in dem Hause des Nuntius zu Luzern wurden bereits Conferenzen darüber gehalten. Aber die Mühlhäuser bedachten sich zu lange; auf das rascheste führten dagegen die Protestanten ihren Zug aus, durch welchen sie die alte, hauptsächlich ihnen zugewandte Regierung wiederherstellten.

In diesem Augenblick aber thaten die drei Waldstätte mit Zug, Luzern und Freiburg einen neuen bedeutenden Schritt. Nach langer Unterhandlung schlossen sie am 12. Mai 1587 einen Bund mit Spanien, in welchem sie dem Könige immerwährende Freundschaft zusagten, ihm Werbungen in ihrem Gebiete, den Durchzug durch ihre Gebirge verstatteten und Philipp II. ihnen entsprechende Zugeständnisse machte. Hauptfächlich gelobten sie einander, im Falle sie um der heiligen apostolischen Religion willen in einen Krieg verwickelt würden, wechselseitigen Beistand aus allen ihren Kräften. Die sechs Orte nahmen bei diesem Abkommen Niemanden aus, selbst nicht ihre Eidgenossen; vielmehr war der Bund ohne Zweifel eben diesen entgegengesetzt: es gab sonst Niemanden, mit dem sie um der Religion willen hätten besorgen müssen in Krieg zu gerathen.

Wie viel stärker war doch auch hier das religiöse Moment als das nationale! Die Gemeinschaft im Glauben vereinigte jetzt die

alten Schwyzer und das Haus Oestreich! Die Eidgenossenschaft ward für den Augenblick hintangeseht.

Ein Glück war es noch, daß es keinen Anlaß zu augenblicklicher Fehde gab. Der Einfluß jener Verbindungen ward zunächst nur von Genf empfunden.

Der Herzog von Savoyen, Carl Emanuel, ein Fürst sein Lebenslang von unruhigem Ehrgeiz, hatte schon oft die Neigung gezeigt, sich bei günstiger Gelegenheit der Stadt Genf wieder zu bemächtigen, als deren rechtmäßigen Herrn er sich betrachtete; aber immer waren seine Absichten von vornherein an dem Widerstande der Schweizer und der Franzosen, an dem Schutze, den diese Mächte den Genfern angedeihen ließen, gescheitert.

Jetzt aber hatten sich die Verhältnisse geändert. Im Sommer 1588, unter dem Einflusse Guise's, versprach Heinrich III, eine Unternehmung gegen Genf nicht mehr stören zu wollen. Wenigstens die katholischen Cantone der Schweiz hatten jetzt nichts mehr dagegen. Soviel ich finde, forderten sie nur, daß Genf, wenn es erobert sei, nicht als Festung bestehen solle.

Hierauf rüstete sich der Herzog zum Angriff. Die Genfer verloren den Muth nicht: zuweilen drangen sie sogar in das herzogliche Gebiet vor. Allein diesmal leistete ihnen Bern nur eine sehr zweideutige Hülfe. Bis in die Mitte dieser mit allen protestantischen Interessen so eng verflochtenen Stadt hatte die katholische Partei ihre Verbindungen erstreckt; es gab eine Faction in derselben, welche es so ungern nicht gesehen hätte, wenn Genf in die Hände des Herzogs gefallen wäre. Daher kam es, daß der Herzog gar bald im Vortheil war. Die zunächst an die Schweiz grenzenden Grafschaften besaß er bisher nur unter sehr beschränkenden Bedingungen, die ihm durch frühere Friedensschlüsse mit Bern aufgelegt worden; er ergriff die Gelegenheit, sich fürs erste hier vollkommener zum Herrn zu machen. Er verjagte die Protestanten, die er bisher hatte dulden müssen; die ganze Landschaft machte er ausschließlich katholisch. Bisher war ihm verboten gewesen, auf diesem Theile seines Gebietes Festungen anzulegen; jetzt gründete er deren an allen Stellen, wo sie ihm nicht allein zur Vertheidigung, sondern auch zur Bedrängung von Genf dienen mußten.

Ehe aber diese Verhältnisse sich weiter entwickelten, waren andere Unternehmungen in Gang gekommen, welche noch ungleich wichtigere Erfolge, eine vollständige Umwandlung der europäischen Verhältnisse erwarten ließen.

Angriff auf England.

Die Niederlande waren zum größeren Theile bezwungen, und es ward bereits über eine freiwillige Unterwerfung der übrigen verhandelt; in Deutschland hatte sich die katholische Bewegung so vieler Territorien bemächtigt, und es war ein Anschlag gefaßt, sich der noch fehlenden zu bemächtigen; durch Siege, Besetzungen der festen Plätze, Anhänglichkeit des Volkes und gesetzliche Autorität ging der Vorstecher des französischen Katholicismus auf einem Wege daher, der ihn zur höchsten Gewalt führen zu müssen schien; auch die alte Metropole der protestantischen Doctrin, die Stadt Genf, ward durch ihre bisherigen Bündnisse nicht mehr geschützt! — In diesem Augenblick wurde der Plan gefaßt, dem Baume die Art an die Wurzel zu legen und England anzugreifen.

Der Mittelpunkt der gesammten protestantischen Macht und Politik war ohne Zweifel in England. An Königin Elisabeth hatten die noch unbezwungenen niederländischen Provinzen sowie die Hugonotten in Frankreich ihren vornehmsten Rückhalt.

Aber auch schon in England war, wie wir sahen, der innerliche Kampf eröffnet. Von einer absichtlich zu diesem Zwecke genährten religiösen Begeisterung und der Liebe zur Heimath zugleich angetrieben, kamen immer neue Zöglinge der Seminare, immer mehr Jesuiten herüber. Königin Elisabeth begegnete ihnen mit scharfen Gesetzen. Im Jahre 1582 ließ sie es geradezu für Hochverrath erklären, einen ihrer Unterthanen von der in dem Reiche eingeführten Religion zu der römischen verleiten zu wollen. Im Jahre 1585 gebot sie allen Jesuiten und Priestern der Seminare, England binnen 40 Tagen zu verlassen, bei Strafe, als Landesverrätther behandelt zu werden, ungefähr eben so, wie die protestantischen Prediger aus so vielen Gebieten katholischer Fürsten weichen mußten. In diesem Sinne ließ sie damals die hohe Commission in Wirkksamkeit treten, einen Gerichtshof, ausdrücklich dazu bestimmt, den Uebertretungen der Acten des Supremats und der Uniformität nachzuforschen, nicht allein in den gewöhnlichen gesetzlichen Formen, sondern durch welche Mittel und Wege es immer rathsam scheinen möge, auch durch Abnöthigung eines körperlichen Eides, eine Art von protestantischer Inquisition. Bei alle dem wollte Elisabeth noch immer das Ansehen vermeiden, als ob sie die Freiheit des Gewissens verlege. Sie erklärte nicht die Herstellung der Religion liege jenen

Jesuiten am Herzen; ihre Absicht sei, nur das Land zum Abfall von der Regierung zu verleiten und auswärtigen Feinden den Weg zu bahnen. Die Missionare protestirten „vor Gott und den Heiligen“, wie sie sagen, „vor Himmel und Erde“, ihr Zweck sei lediglich religiöser Art und berühre die königliche Majestät nicht. Allein welcher Verstand wäre fähig gewesen, diese Momente zu unterscheiden! Nicht mit einer einfachen Bethuerung ließen sich die Inquisitoren der Königin abweisen. Sie forderten eine Erklärung, ob der Fluch, welchen Pius V über die Königin ausgesprochen, rechtmäßig sei und einen Engländer verpflichte; die Gefangenen sollten sagen, wenn der Papst sie von dem Eide der Treue entbinde und England angreife, was sie dann thun, auf welcher Seite sie sich halten würden. Die armen geängstigten Leute wußten nicht, wie sie sich herauswinden sollten. Sie antworteten wohl, sie würden dem Kaiser geben, was des Kaisers, und Gott, was Gottes sei; aber diese Ausflucht selbst nahmen ihre Richter für ein Geständniß. Und so füllten sich die Gefängnisse; Hinrichtung erfolgte auf Hinrichtung; auch der Katholicismus bekam seine Märtyrer: man hat ihre Anzahl unter der Regierung der Elisabeth auf ungefähr 200 schätzen wollen. Natürlich ward damit der Eifer der Missionare doch nicht unterdrückt; mit der Strenge der Befehle wuchs die Anzahl der Widerspenstigen, der Recusanten, wie man sie nannte, wuchs auch ihre Erbitterung; an den Hof selbst gelangten Flugschriften, in denen die That der Judith an Holofernes als ein nachahmungswürdiges Beispiel von Gottesfurcht und Heldenmuth aufgestellt wurde; noch immer wandten sich die Blicke der Meisten nach der gefangenen Königin von Schottland, die ja den päpstlichen Aussprüchen zufolge die rechtmäßige Fürstin von England war; sie hofften noch immer einen allgemeinen Umschwung der Dinge von einem Angriffe der katholischen Mächte. In Italien und Spanien wurden die herbsten Darstellungen der Grausamkeiten verbreitet, denen die Rechtgläubigen in England ausgesetzt seien, Darstellungen, die jedes katholische Herz empören mußten.

Vor allen nahm Papst Sixtus daran Antheil. Es ist ganz wahr, daß er für eine so großartige und tapfere Persönlichkeit, wie sie Elisabeth zeigte, eine gewisse Hochachtung empfand, und er hat wirklich einmal den Antrag an sie gebracht, sie möge in den Schoß der katholischen Kirche zurückkehren. Sonderbarer Antrag! Als ob sie hätte wählen können, als ob nicht ihr bisheriges Leben, die Bedeutung ihres Daseins, ihre Weltstellung, wenn ja ihre Ueberzeugung nicht vollkommen gewesen wäre, sie an die protestantischen Interessen

gefeßelt hätten! Elisabeth erwiderte kein Wort; aber sie lachte. Als der Papst dies hörte, sagte er, er müsse darauf denken, ihr das Königreich mit Gewalt zu entreißen.

Vorher hatte er es nur angedeutet. Im Frühjahr 1586 ging er schon unverhohlen heraus. Er rühmte sich, den König von Spanien zu einer Unternehmung gegen England ganz anders unterstützen zu wollen, als Carl V von früheren Päpsten unterstützt worden sei.

Im Januar 1587 klagte er laut über die Saumseligkeit der Spanier. Er zählte die Vortheile auf, die ihnen ein englischer Sieg für die Wiedereroberung des Nestes der Niederlande darbierte.

Schon wurde er bitter darüber. Als Philipp II eine Pragmatica erließ, durch welche die Titulaturen überhaupt und mithin auch die beschränkt wurden, welche die römische Curie in Anspruch nahm, gerieth der Papst in Feuer und Flamme. „Wie?“ rief er aus, „gegen uns will Don Philipp ungestüm thun und läßt sich von einem Weibe mißhandeln?“

In der That, geschont wurde der König nicht. Elisabeth nahm sich der Niederländer öffentlich an; alle amerikanischen und europäischen Küsten machte Drake unsicher. Was Papst Sixtus aussprach, war im Grunde die Meinung aller Katholiken. Sie wurden irre an dem mächtigen Könige, der sich so viel gefallen lasse. Die Cortes von Castilien lagen ihm an, sich zu rächen.

Sogar persönlich war Philipp beleidigt. In Comödien und Maskenzügen ward er verspottet, und einmal hinterbrachte man ihm das doch. Der bejahrte Herr, nur der Verehrung gewohnt, sprang von seinem Stuhl auf; niemals hatte man ihn so entrüstet gesehen.

In dieser Stimmung waren Papst und König, als die Nachricht einlief, Elisabeth habe die gefangene Königin von Schottland hingerichten lassen. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, welche rechtliche Befugniß sie dazu gehabt haben möge; hauptsächlich war es doch ein Act politischer Justiz. Der erste Gedanke entsprang, soviel ich finde, bereits zur Zeit der Bartholomäusnacht. In einem seiner Briefe an Lord Burghley drückt der damalige Bischof von London die Beforgniß aus, daß ein so verrätherisches Beginnen sich auch über England ausdehnen möge; er findet, der Grund dieser Gefahr liege hauptsächlich in der schottischen Königin: „die Sicherheit des Reiches“, ruft er aus, „erfordert, ihr das Haupt abzuschlagen“. Um wie viel mächtiger war aber jetzt die katholische Partei in Europa geworden; wie viel mehr war sie selbst in England in Gährung und Bewegung! Mit den Guisen, ihren Vettern, den Mißvergünstigten im

Land, mit dem Könige von Spanien und dem Papste stand Maria Stuart unaufhörlich in geheimer Verbindung. Das katholische Princip, inwiefern es seiner Natur nach der bestehenden Regierung entgegengesetzt war, repräsentirte sich in ihr; bei dem ersten Succes der katholischen Partei würde sie unfehlbar zur Königin ausgerufen worden sein. Diese ihre Stellung, aus der Lage der Dinge entspringend, der sie sich denn allerdings nicht entzog, büßte sie mit dem Leben.

Über diese Hinrichtung brachte nun auch die spanischen und päpstlichen Entwürfe zur Reife. So viel wollte man sich doch nicht gefallen lassen. Sixtus erfüllte das Consistorium mit seinen Aussetzungen über die englische Fabel, welche sich an dem geweihten Haupt einer Fürstin vergreife, die Niemandem unterthan sei als Jesu Christo und, wie sie selbst bekannt habe, dem Stellvertreter desselben. Um zu zeigen, wie so ganz er die Thätigkeit der katholischen Opposition in England billige, ernannte er den ersten Begründer der Seminare, Wilhelm Allen, zum Cardinal der Kirche, eine Ernennung, in der man wenigstens in Rom sogleich eine Kriegserklärung gegen England erblickte. Auch ward nunmehr ein förmlicher Bund zwischen Philipp II und dem Papste abgeschlossen. Der Papst versprach dem König ein Beihülfe von einer Million Scudi zu seiner Unternehmung; aber, wie er immer auf seiner Hut war, besonders wenn es Geldsachen anbetraf, so verpflichtete er sich, erst alsdann zu zahlen, wenn der König einen englischen Hafen in Besitz genommen habe. „E. Maj. zögere nicht länger“, schrieb er an denselben; „jede Zögerung würde die gute Absicht in eine schlimme Wirkung verwandeln.“ Der König strengte alle Kräfte seines Reiches an und setzte die Armada in Stand, die man die unüberwindliche genannt hat.

Und so erhoben sich die italienisch-spanischen Kräfte, von denen schon so gewaltige Wirkungen in aller Welt ausgegangen, zu einem Angriff auch auf England. Schon ließ der König aus dem Archiv von Simancas die Ansprüche zusammenstellen, die er nach dem Abgang der Stuarts selbst auf jene Krone habe; glänzende Aussichten, besonders einer allgemeinen Seeherrschaft, knüpfte er an diese Unternehmung.

Es schien alles zusammenzugreifen, die Uebermacht des Katholicismus in Deutschland, der erneute Angriff auf die Hugenotten in Frankreich, der Versuch gegen Genf, die Unternehmung gegen England. In demselben Augenblick bestieg, was wir später betrachten wollen, ein entschieden katholischer Fürst, Sigismund III, den pol-

nischen Thron, mit dem Rechte bereinigtiger Thronfolge auch in Schweden.

In Momenten, wo irgend ein Princip, welches es auch sei, nach der unbedingten Herrschaft in Europa trachtet, wird sich ihm aber allemal ein starker Widerstand entgegensetzen, der aus den tiefsten Quellen des Lebens hervorgeht.

Philipp II fand in England jugendlich starke, im Gefühl ihrer zukünftigen Bestimmung aufstrebende Kräfte sich gegenüber. Die kühnen Corsaren, die alle Meere unsicher gemacht, sammelten sich um die Küsten ihres Vaterlandes. Die Protestanten sämmtlich, selbst die Puritaner — obwohl sie so starke Bedrückungen hatten ausstehen müssen wie die Katholiken —, vereinigten sich um die Königin, die jezt ihren männlichen Muth, ihr fürstliches Talent, zu gewinnen, zu leiten, festzuhalten, bewundernswürdig bewährte; die insulare Lage des Landes, die Elemente standen mit der Vertheidigung im Bunde: die unüberwindliche Armada war vernichtet, ehe sie nur noch angegriffen hatte; die Unternehmung scheiterte vollkommen.

Es versteht sich jedoch, daß der Plan, die große Intention selbst, damit nicht sofort aufgegeben wurde.

Die Katholiken wurden von den Schriftstellern ihrer Partei erinnert, auch Julius Cäsar, auch Heinrich VII, der Großvater der Elisabeth, seien bei ihren ersten Angriffen auf England unglücklich gewesen, aber zulezt doch Herren im Lande geworden. Oft verzögere Gott den Sieg seiner Getreuen. Die Kinder Israel seien im Kriege gegen den Stamm Benjamin, den sie auf Gottes ausdrückliches Geheiß unternommen, zweimal mit großem Verluste geschlagen worden; erst der dritte Angriff habe ihnen den Sieg gebracht: „da habe die reißende Flamme die Städte und Dörfer Benjamin verheert, die Schärfe des Schwertes Menschen und Vieh getroffen.“ „Darán“, riefen sie aus, „mögen die Engländer gedenken und über den Verzug der Strafe nicht übermüthig werden!“

Auch Philipp II hatte den Muth keinesweges verloren. Seine Absicht war, kleinere und leichter bewegliche Fahrzeuge auszurüsten und mit diesen dann nicht erst im Kanal eine Vereinigung mit der niederländischen Macht, sondern sogleich die Landung an der englischen Küste zu versuchen. Im Arsenal zu Wiffabon ward auf das lebhafteste gearbeitet. Der König war entschlossen, alles daranzusetzen, und müßte er, sagte er einst bei Tische, die silbernen Leuchter, die vor ihm standen, verkaufen.

Indem er aber darauf dachte, eröffneten sich ihm noch andere

Ausfichten, ein neuer Schauplatz für die Thätigkeit der italienisch-spanischen römisch-katholischen Streitkräfte.

Ermordung Heinrichs III.

Bald nach dem Unglück der Flotte trat in Frankreich eine Reaction ein, unerwartet, wie so oft, gewaltfam, blutig.

In dem Augenblicke, daß Guise, der die Stände von Blois nach seinem Willen lenkte, mit dem Amte eines Connetable die Leitung der gesammten Reichsgeschäfte in die Hände bekommen zu müssen schien, ließ ihn Heinrich III umbringen. Dieser König, der sich von den Männern katholisch-spanischer Gesinnung umfassen und in seiner Selbstständigkeit gefährdet sah, riß sich auf einmal von ihnen los und warf sich in den Widerstand.

Aber mit Guise war nicht seine Partei, war nicht die Ligue vernichtet. Nun erst nahm sie eine unumwunden feindselige Stellung an und schloß sich enger noch als zuvor an Spanien.

Papst Sixtus war ganz auf ihrer Seite.

Schon die Ermordung des Herzogs, den er liebte und bewunderte, in dem er eine Stütze der Kirche sah, erfüllte ihn mit Schmerz und Unwillen; unerträglich aber kam es ihm vor, daß dabei auch der Cardinal Guise ermordet worden, „ein Priester cardinal“, rief er in dem Consistorium aus, „ein edles Glied des heiligen Stuhles, ohne Proceß noch Urtheil, durch die weltliche Gewalt, gleich als wäre der Papst gar nicht auf der Welt, gleich als gäbe es keinen Gott mehr!“ Er macht seinem Legaten Morosini Vorwürfe, daß er den König nicht sogleich excommunicirt habe; er hätte es thun müssen, und wenn es ihm hundertmal das Leben gekostet hätte.

Der König ließ sich den Zorn des Papstes wenig anfechten. Er war nicht zu bewegen, den Cardinal von Bourbon oder den Erzbischof von Lyon, die er auch gefangen hielt, herauszugeben. Von Rom aus forderte man immer, er solle Heinrich von Navarra für unfähig erklären, den Thron zu besteigen; statt dessen verband er sich mit demselben.

Hierauf entschloß sich auch der Papst zu dem äußersten Schritte. Den König selbst citirte er nach Rom, um sich wegen der Ermordung des Cardinals zu rechtfertigen. Wenn er die Gefangenen nicht in einer bestimmten Zeit ausliefere, solle er mit dem Banne belegt sein.

So müsse er verfahren, erklärte er; thäte er anders, so würde er von Gott zur Rechenschaft gefordert werden als der unnützte aller

Päpste; da er nun damit seine Pflicht erfülle, so habe er die ganze Welt nicht zu fürchten; er zweifle nicht, Heinrich III werde umkommen wie König Saul.

Von den Eifrig-Katholischen, den Anhängern der Ligue, ward der König ohnehin als ein Verrüchter, ein Verworfener verabscheut; das Bezeigen des Papstes bestärkte sie in ihrer wilden Opposition. Eher, als man hätte glauben sollen, traf die Vorherfagung derselben ein. Am 23. Juni war das Monitorium in Frankreich publicirt worden; am 1. August ward der König von Clement ermordet.

Der Papst war selbst erstaunt. „In der Mitte seines Heeres“, ruft er aus, „im Begriff, Paris zu erobern, in seinem eigenen Cabinet ist er von einem armen Mönch mit einem einzigen Stoße umgebracht worden.“ Er schreibt dies einer unmittelbaren Einwirkung Gottes zu, der dadurch bezeuge, daß er Frankreich nicht verlassen wolle.

Wie kann doch ein Wahn die Gemüther so allgemein fesseln! Es war dies eine bei unzähligen Katholiken verbreitete Ueberzeugung. „Nur der Hand des Allmächtigen selbst“, schreibt Mendoza an Philipp, „hat man dies glückliche Ereigniß zu verdanken“. Fern in Jngolstadt lebte der junge Maximilian von Baiern, mit seinen Studien beschäftigt; in einem der ersten Briefe, die von ihm übrig sind, drückt er seiner Mutter die Freude aus, mit der ihn die Nachricht erfüllt habe, „daß der König von Frankreich umgebracht worden“.

Jedoch hatte dies Ereigniß auch eine andere Seite. Heinrich von Navarra, den der Papst excommunicirt, die Guisen so heftig verfolgt hatten, trat nun in seine legitimen Rechte ein. Ein Protestant nahm den Titel eines Königs von Frankreich an.

Die Ligue, Philipp II, der Papst waren entschlossen, ihn unter keiner Bedingung zum Genuße seiner Rechte gelangen zu lassen. An die Stelle Morosini's, der bei weitem zu lau zu sein schien, schickte Sixtus V einen neuen Legaten, Gaetano, der sich der kirchlich-politischen Idee der spanischen Partei, vor allem dem Gesandten des Königs Philipp vollkommen angeschlossen, nach Frankreich und gab ihm, was er noch nie gethan, eine Summe Geldes mit, die er zum Besten der Ligue verwenden könne. Vor allem sollte er dafür sorgen, daß kein Anderer als ein Katholik König von Frankreich werde. Allerdings würde die Krone einem Prinzen von Geblüt gehören; aber das sei nicht das Einzige, worauf es ankomme; auch in anderen Fällen sei man von der strengen Ordnung der Erbfolge abgewichen; niemals

aber habe man einen Kezer genommen: die Hauptsache bleibe, daß der König ein guter Katholik sei.

Bei dieser Gesinnung fand es der Papst sogar lobenswürdig, daß der Herzog von Savoyen sich die Verwirrung von Frankreich zu Nutzen machte, um Saluzzo, das damals den Franzosen gehörte, in Besitz zu nehmen. Es sei besser, sagte Sixtus, daß der Herzog es nehme, als daß es den Hugenotten in die Hände falle.

Und nun kam alles darauf an, der Ligue im Kampfe gegen Heinrich IV den Sieg erringen zu helfen.

Hierzu ward ein neuer Vertrag zwischen Spanien und dem Papst entworfen. Der eifrigste Inquisitor, Cardinal Sanseverina, ward unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses damit beauftragt, den Entwurf aufzusetzen. Der Papst versprach wirklich, eine Armee von 15000 Mann zu Fuß und 800 Pferden nach Frankreich zu schicken; er erklärte sich überdies bereit, Subsidien zu zahlen, sobald der König mit einem mächtigen Heere in Frankreich eingedrungen sein werde. Die päpstliche Heeresmacht sollte von dem Herzog von Urbino, einem Untertanen Sr. Heiligkeit und Anhänger Sr. Majestät, befehligt werden.

Dergestalt rüsteten sich jene italienisch-spanischen Kräfte, im Bunde mit ihren Anhängern in Frankreich, sich dieser Krone auf immer zu versichern.

Eine größere Aussicht konnte es weder für Spanien noch für den Papst geben. Spanien wäre der alten Nebenbuhlerschaft, von der es sich so lange beschränkt gesehen, auf immer entledigt worden. Die Folge hat gezeigt, wie sehr dies Philipp dem II am Herzen lag. Auch für die päpstliche Macht aber wäre es ein unermesslicher Fortschritt gewesen, auf die Einsetzung eines Königs in Frankreich einen thätigen Einfluß auszuüben. Gleich Gaetano hatte den Auftrag, die Einführung der Inquisition, die Abschaffung der gallicanischen Freiheiten zu fordern. Aber noch mehr hätte es bedeutet, daß ein legitimer Fürst aus Rücksichten der Religion vom Throne ausgeschlossen worden wäre. Die kirchlichen Antriebe, die ohnehin die Welt in allen Richtungen durchdrangen, würden dadurch eine vollkommene Oberherrschaft erlangt haben.

REV15

ÚK PrF MU Brno



3129S03487